



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

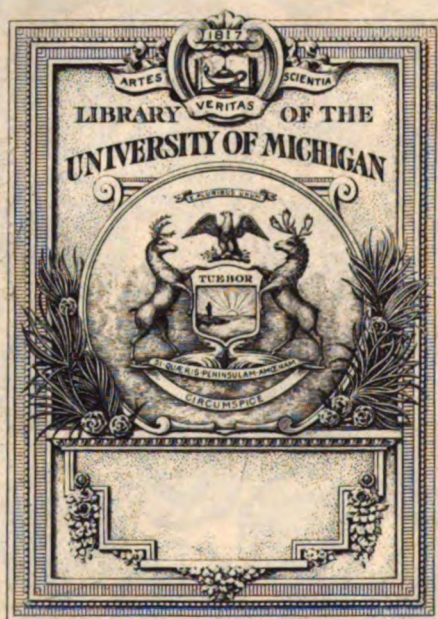
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

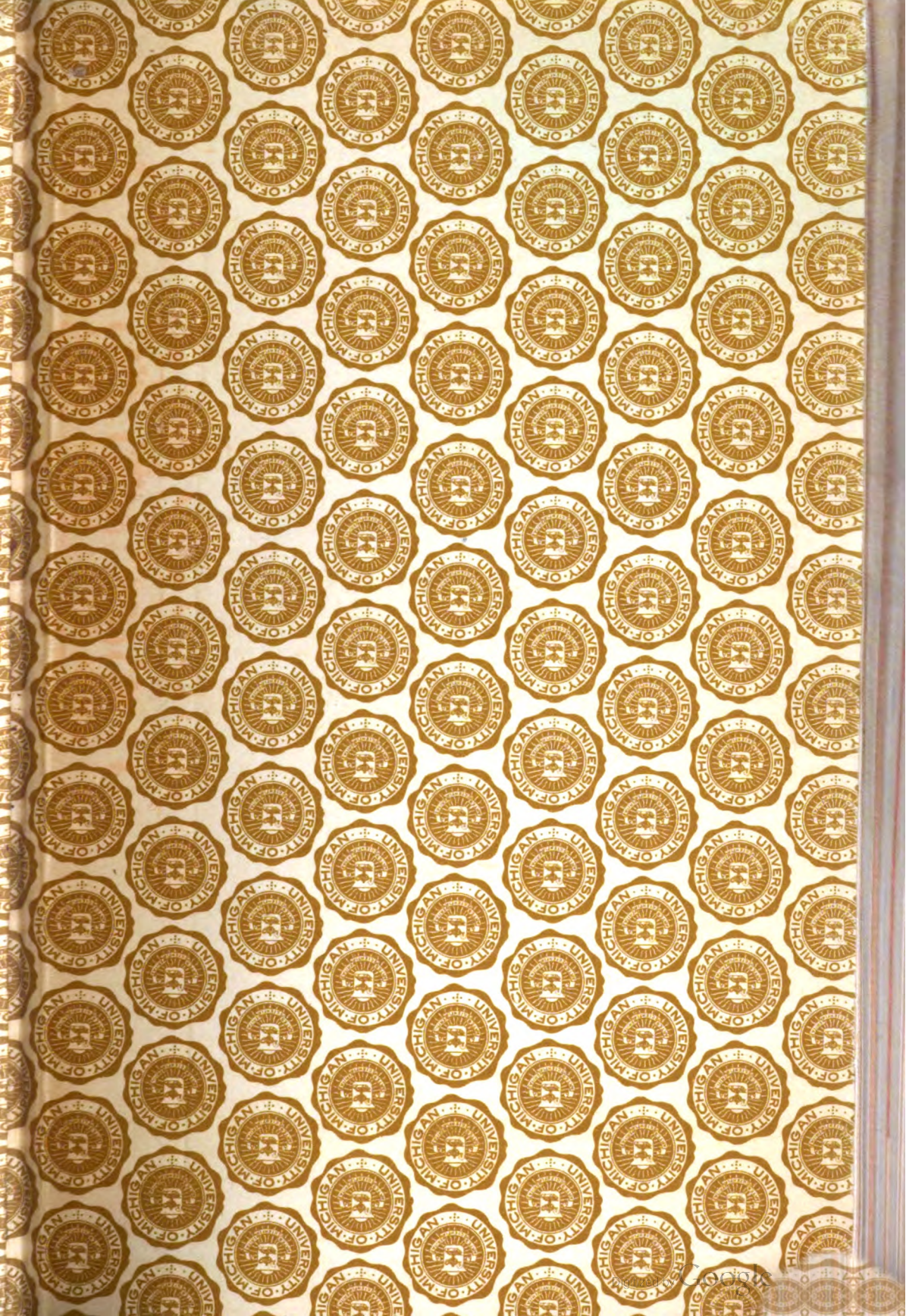
- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

B 1,131,575





AS

142

, V66

Digitized by Google

Sph 201/1

Domaszewski

OCT 17 1924

Akademie der Wissenschaften in Wien

Philosophisch-historische Klasse

Sitzungsberichte, 201. Band, 1. Abhandlung

Bellum Marsicum

Von

Alfred von Domaszewski

korresp. Mitglieder der Akademie der Wissenschaften in Wien

Mit 1 Karte

Vorgelegt in der Sitzung am 21. November 1923

Gedruckt aus den Mitteln des Jérôme und Margaret Stonborough-Fonds

1924

Hölder-Pichler-Tempsky A.-G.

Wien und Leipzig

Kommissions-Verleger der Akademie der Wissenschaften in Wien

Arnim, H. v.: Zum Kallimachos. 8°. 1910.	0.70
— Sprachliche Untersuchungen zur Chronologie der Platonischen Dialoge. 8°. 1911.	6.—
— Zur Entstehungsgeschichte der aristotelischen Politik. 8°. 1924.	3.30
Bartsch, R.: Das eheliche Güterrecht in der Summa Raymunds von Wiener-Neustadt. 8°. 1911.	1.70
Bauer, A.: Beiträge zu Eusebios und den byzantinischen Chronographen. 8°. 1909.	1.40
— Die Herkunft der Bastarnen. 8°. 1917.	0.80
Buberl, P.: Die Miniaturhandschriften der Nationalbibliothek in Athen. 4°. 1917.	10.—
Feder, A. L.: Studien zu Hilarius von Poitiers. I. Die sogenannten „Fragmenta historica“ und der sogenannte „Liber I ad Constantium imperatorem“ etc. 8°. 1909.	4.90
— — II. Bischofsnamen und Bischofssitze bei Hilarius von Poitiers. 8°. 1910.	3.55
— — III. Überlieferungsgeschichte und Echtheitskritik des sogenannten Liber II ad Constantium etc. 8°. 1912.	3.75
Gollob, E.: Die griechischen Handschriften der öffentlichen Bibliothek in Besançon. 8°. 1908.	0.60
— Medizinische griechische Handschriften des Jesuitenkollegiums in Wien XIII (Lainz). 8°. 1908.	0.40
— Die Bibliothek des Jesuitenkollegiums in Wien XIII (Lainz) und ihre Handschriften. 8°. 1910.	0.80
— Die griechische Literatur in den Handschriften der Rossiana in Wien. I. Teil. 8°. 1910.	2.70
Goldbacher, A.: Kritische Beiträge zum 41., 42. und 43. Buch des Livius. 8°. 1919.	2.80
— Zur Kritik von Ciceros Schrift de officiis. I. 8°. 1921.	0.90
— — II. 8°. 1922.	2.10
Gomperz, Th.: Beiträge zur Kritik und Erklärung griechischer Schriftsteller. IX. 8°. 1907.	0.40
— Platonische Aufsätze. III. Die Composition der „Gesetze“. 8°. 1902.	0.80
Höfler, A.: Abhängigkeitsbeziehungen zwischen Abhängigkeitsbeziehungen. 8°. 1917.	1.50
— Naturwissenschaft und Philosophie. I. 8°. 1920.	3.20
— II. 8°. 1921.	4.—
Hofmann, K. B.: Kenntnisse der klassischen Völker von den physikalischen Eigenschaften des Wassers. I. und II. 8°. 1909.	1.90
— — III. 8°. 1910.	1.70
— — IV. 8°. 1911.	1.10
Holzinger, K. von: Die Aristophaneshandschriften der Wiener Hofbibliothek. I. 8°. 1910.	3.20
— — II. 8°. 1912.	2.80
Hopfner, Th.: Thomas Magister, Demetrios Triklinios, Manuel Moschopoulos. Eine Studie über ihren Sprachgebrauch. 8°. 1919.	2.—
— Der Tierkult der alten Ägypter. 4°. 1916.	14.—
Jagić, V.: Ein unedierter griechischer Psalmenkommentar. 4°. 1906.	5.70

Inhalt:

1. **Abhandlung.** Alfred v. Domaszewski: Bellum Marsicum.
Mit 1 Karte.
2. **Abhandlung.** Robert Lach: Das Konstruktionsprinzip der
Wiederholung in Musik, Sprache und Literatur.
3. **Abhandlung.** Robert Lach: Vergleichende Kunst- und
Musikwissenschaft.
- 4—5. **Abhandlung.** Dr. Hans Voltelini: Forschungen zu den
deutschen Rechtsbüchern II. und III.

Akademie der Wissenschaften in Wien

Philosophisch-historische Klasse

Sitzungsberichte, 201. Band, 1. Abhandlung

Bellum Marsicum

Von

Alfred von Domaszewski

korresp. Mitglieder der Akademie der Wissenschaften in Wien

Mit 1 Karte

Vorgelegt in der Sitzung am 21. November 1923

Gedruckt aus den Mitteln des Jérôme und Margaret Stonborough-Fonds

1924

Hölder-Pichler-Tempsky A.-G.

Wien und Leipzig

Kommissions-Verleger der Akademie der Wissenschaften in Wien

Druck von Adolf Holzhausen in Wien.

Die Quellen.

Der Bundesgenossenkrieg führt in der Überlieferung einen dreifachen Namen. Die älteste und amtliche Bezeichnung ist: *bellum Marsicum*. Er hieß so, weil die Marser zuerst von allen Bundesgenossen Rom den Krieg erklärten: Diodor 37, 2, 1 *ὠνομάσθαι δέ φησι Μαρσικὸν ἐκ τῶν ἀρξάντων τῆς ἀποστάσεως* = Strabo 5, 4, 2 p. 241 *Μαρσικὸν δὲ ὠνόμασαν τὸν πόλεμον ἀπὸ τῶν ἀρξάντων τῆς ἀποστάσεως*. Daher in den Fasti C.I.L. I² p. 27. 66, sowie Sueton Aug. 23 (nach der Varusschlacht): *vorit et magnos ludos Iovi Optimo Maximo ... quod factum Cimbrico Marsicoque bello erat*. Vgl. S. 18.

Ebenso nannten die Historiker den Krieg, die ihn als Zeitgenossen schilderten: L. Cornelius Sulla, H. R. Reliquiae I ed. 2 p. CCLXX und p. 199: *Scriptis et Sulla dictator ab exercitu se quoque donatum* (corona graminea vel obsidionali) *apud Nolam legatum bello Marsico*.

L. Licinius Lucullus, H. R. Reliquiae I ed. 2 p. CCLXXXII: *διασώζεται γὰρ Ἑλληνικὴ τις ἱστορία τοῦ Μαρσικοῦ πολέμου*.

L. Cornelius Sisenna, H. R. Reliquiae I ed. 2 p. CCCXXXIV und p. 277 fr. 5: *initio belli Marsici* = Plinius n. h. 8, 221.

Poseidonios. Auf ihn gehen zurück Diodor und Strabo, vgl. S. 13.

Aus der lebendigen Erinnerung an den Krieg sagt Cicero Philipp. 8, 31: *Q. Scaevolam augurem memoria teneo bello Marsico — senex debilis primus veniebat in curiam*. Und auf gleichartigen Äußerungen, die Cicero selbst in seinen Schriften getan hatte, beruht auch Plutarch Cicero 3: *καί τινα χρόνον καὶ στρατείας μετέσχεν ὑπὸ Σύλλα περὶ τὸν Μαρσικὸν πόλεμον*. Vgl. S. 9. Nur durch den Gegensatz bedingt ist Cicero de leg. agrar. 2, 90:

bella cum sociis, Fregellanum, Marsicum: quibus . . . bellis . . . Capua . . . opportunissimam se nobis praeuit et ad bellum instruendum et ad exercitus exornandos et tectis ac sedibus suis recipiendos.

Die lebendige Erinnerung an die Schicksale seiner Heimat Venusia läßt Horaz sagen, *carm.* 3, 14, 18: *cadum Marsi memorem duelli.*

Demnach gehen die Historiker der späteren Zeit, die den Krieg so benennen, auf diese ursprünglichen Berichte zurück.

Sallust *hist. fr.* I 88 Maur.: (Sertorius) *magno usui bello Marsico paratu militum et armorum fuit.* Ganz unabhängig von Sallust, vgl. Maurenbrecher fasc. 1 p. 29, nach der gemeinsamen Quelle, Plutarch Sertor. 4: *ταμίᾳ ἀποδείκνυται τῆς περὶ Πάδον Γαλατίας ἐν δέοντι. Τοῦ γὰρ Μαρσικοῦ πολέμου συνισταμένον, στρατιώτας τε προσταχθὲν αὐτῷ καταλέγειν καὶ ὄπλα ποιεῖσθαι.*

Iustin 38, 4, 13: *universam Italiam bello Marsico consurrexisse*, in der aus Trogus Pompeius entnommenen Rede, die jedenfalls früher geschrieben ist als die Bücher des Livius, die den Krieg behandelten.

Velleius 2, 21, 1, in der bei ihm allein erhaltenen Angabe über die Entscheidungsschlacht bei Asculum: *Pompeius . . . cuius praeclara opera bello Marsico.* 29, 1: *Cn. Pompeium . . . quem magnificentissimas res in consulatu gessisse bello Marsico praediximus.*

Auch die Splitter bei Plinius entstammen diesen gleichzeitigen Quellen: n. h. 7, 34: *serpentem peperit inter inita Marsici belli ancilla.*

n. h. 15, 120: *in eo sacrae fuere myrti duae . . . altera patricia appellata, altera plebeia . . . quae postquam evaluit flavesciente patricia a Marsico bello, languida auctoritas patrum facta est.* Diese Prodigia zweifellos aus Sisenna vgl. S. 3.

Dagegen n. h. 9, 168: *Ostreorum vivaria primus omnium Sergius Orata invenit in Baiano aetate L. Crassi oratoris ante Marsicum bellum.* Vgl. Ciceron. *Fragm.* Müller p. 321 n. 76, nach Münzer, *Quellenkritik* S. 97 aus Ciceros Hortensius, wo Cicero selbst als Mitunterredner auftrat.

n. h. 25, 52: *Drusum cui . . . optumates . . . bellum Marsicum imputare*, vielleicht aus Valerius Antias, Münzer *Quellenkritik* S. 235.

Schon in Sullanischer Zeit tritt als neue amtliche Bezeichnung der Name *bellum Italicum* ein. So im Senatsbeschluß für die Schiffskapitäne des Jahres 78, Bruns fontes ed. 7 p. 177: τοῦ πολέμου τοῦ Ἰταλικοῦ ἐξαρχομένου. Die Ursache der neuen Benennung liegt einfach darin, daß der Marsische Krieg in seinem Verlaufe und in seinen Wirkungen ganz Italien umfaßte. Daher hat Hortensius, der den Krieg in seinen Annales besang, ein Mitkämpfer, H. R. Reliquiae II ed. 2 p. XXVIII, diese Bezeichnung angewendet und damit in die Literatur eingeführt. Man erkennt dies aus Velleius. Nachdem er aus Hortensius' Gedicht über die Taten seines Vorfahren Munatius Magius berichtet hat, sagt er 2, 16, 4: *tam varia atque atrox fortuna Italici belli fuit.* 17, 1: *finito . . . Italico bello . . . 3: inlustratus bello Italico.*

Daher findet sie sich bereits bei dem Auctor ad Herennium 3, 2: *si deliberet senatus bello Italico, sociis civitatem det an non.*

Und auch Cicero bedient sich dieser Benennung immer in seinen Reden, wohl eine anerkennende Höflichkeit für Hortensius, dessen historisches Wissen er auch sonst zu schätzen verstand. Verr. 2, 2, 5: *Italico maximo difficillimoque bello . . . Siciliam . . . coriis tunicis frumentoque suppeditando maximos exercitus vestivit aluit armavit.* Pseudo-Asconius p. 258 St: *Italico bello] sociali.*

pro Cluentio 21: *M. Aurius . . . bello Italico captus apud Asculum.*

de leg. agr. 2, 80: *an obliti estis, Italico bello, amissis ceteris vectigalibus quantos agri Campani fructibus exercitus alueritis.*

pro Archia 8: *tabulas Heracliensium publicas, quas Italico bello incenso tabulario interisse.*

de harusp. resp. 18: *Etruscorum disciplina . . . primum Italici belli funesta principia.*

pro Balbo 50: *Cn. Pompeius pater rebus Italico bello maximis gestis . . . P. Caesium . . . Ravennatē civitate donavit.*

in Pison. 87: *bello Italico . . . cum pater armis faciendis tuus praefuisset.*

Die Autorität Ciceros bestimmte wieder Livius, den Krieg so zu benennen. Obsequens 54: *Livio Druso tr. pl. leges ferente*

cum bellum Italicum consurgeret, prodigia multa apparuerunt urbi. Denn die Sammlung der Prodigia, die Obsequens benützte, war dem vollständigen Livius entnommen. Die knappen historischen Notizen, die Obsequens selbst zu den Prodigia hinzufügte, schöpfte er aus einem ganz verdünnten Auszug des Livius, Kornemann Klio, Beiheft 2, 88.

Livius war aber für die Kaiserzeit der Historiker der Republik schlechthin. Daher ihn auch Asconius als eine Hauptquelle für die Zeit Ciceros benützte und den Krieg, wie Cicero selbst, immer *bellum Italicum* benennt.

19, 19 St.: *Pompeii pater bello Italico de Picentibus ... triumphavit.*

24, 24 St.: *non multo ante Italico bello exorto, cum ob sociis negatam civitatem nobilitas in invidia esset.*

54, 18 St.: *ut ea vel maxima causa belli Italici, quod post triennium exortum est, fuerit.*

58, 11 St.: *Bello Italico ... nactus iustitii occasionem senatus decrevit ne iudicia, dum tumultus Italicus esset, excracerentur.*

61, 31 St.: *M. Plautius Silvanus tr. pl. Cn. Pompeio Strabone L. Porcio Catone coss, secundo anno belli Italici ... legem tulit adiuvantibus nobilibus.*

Den vollständigen Livius schrieb auch Valerius Maximus aus: 5, 4, ext. 7: *eadem caritas Italico bello Pinnensem iuvenem, cui Pultoni erat cognomen, tanto animi corporisque robore armavit ...* im folgenden ist der *Romanus imperator*, statt des Führers der Marser dem Valerius Maximus nur in die Feder gekommen, weil er das Exemplum unter die Externa eingereiht hatte.

6, 3, 3: *ne in C. quidem Vettieno, qui sibi sinistrae manus digitos, ne bello Italico militaret, absciderat, sercritis senatus cessavit.*

Sonst findet sich die Bezeichnung nur noch Serv. Aen. 9, 587: *apud Soram bello Italico ab Herennio* — als Feldherr der Italiker genannt bei Eutrop 5, 3, 2 — *puerum in aciem eductum, a quo hostem occisum spoliatumque.* Ein Beweis, daß diese Stelle des Kommentars aus einer Quelle augusteischer Zeit geschöpft ist.

Dagegen kennt die ganze Literatur der Kaiserzeit seit dem Ende des ersten Jahrhunderts keinen anderen Namen für den Krieg als *bellum sociale*.

So die von Livius abhängigen Schriftsteller:

Frontin. strat. 1, 5, 17: *L. Sulla bello sociali apud Aeserniam inter angustias deprehensus*.

2, 4, 16 = 4, 7, 41: *P. Crassus bello sociali eodem modo prope cum omnibus copiis interceptus est*.

Florus 2, 6, 1: *sociale bellum vocetur*.

Periochae 71: *Livius Drusus ... velut socialis belli auctor*.

Orosius 5, 18, 1: *sociale bellum tota commovit Italia*; 15: *exorto sociali bello*; 19, 3: *propter socialis belli reliquias*.

Auct. de vir. ill. 75, 5: *Sulla bello sociali Samnites Hirpinosque superavit*.

Auch Juvenal sagt 5, 31: *bellis socialibus ura* und die Scholia Bobiensia p. 81, 8 St.: *Asculum civitas est in Piceno, unde etiam principia belli socialis arserunt*.

p. 175, 12 St.: *tabularium civitatis illius exarserat bello sociali*.

p. 177, 21 St.: *incendium quod evenerat bello sociali*.

Pseudo-Asconius p. 258, 19 St.: *Italico bello] sociali*.

Es kann demnach gar keinem Zweifel unterliegen, daß die Annalen des Livius am Ende des ersten Jahrhunderts eine Überarbeitung erfahren haben, die man eben ‚die Epitome‘ zu nennen sich gewöhnt hat.¹ In diesem Werke wurde erst die Bezeichnung *bellum sociale* an Stelle der von Livius gebrauchten *bellum Italicum* eingeführt.

Diese Epitome selbst haben Frontinus und Florus benützt. Dagegen den Periochae und Orosius liegt als gemeinsame Quelle eine stark gekürzte Fassung der Epitome zugrunde, wie dies später noch zu zeigen sein wird, S. 13.

Die Benennung *bellum sociale* findet sich bereits an einer Reihe von Stellen bei Plinius n. h. 2, 199: *ingens terrarum portentum L. Marcio Sext. Iulio coss. in agro Mutinensi ... anno ante sociale bellum*, Münzer Quellenkritik S. 244.

n. h. 3, 70: *Stabiae ad Cn. Pompeium L. Catonem coss. pr. kal. Mai. quo die L. Sulla legatus bello sociali id delevit*, Münzer Quellenkritik S. 377.

¹ Ganz ablehnend verhält sich neuerdings Klotz Hermes 48, 542.

n. h. 33, 20: *inter Caepionem quoque et Drusum ex anulo in auctione venali inimicitiae coepere, unde origo socialis belli et exitia rerum*, Münzer Quellenkritik S. 236.

n. h. 33, 55: *auri in aerario populi Romani fuere . . . Sex. Iulio L. Marcio coss, hoc est belli socialis initio*, Münzer Quellenkritik S. 271.

Alle diese Stellen hat Münzer mit guten Gründen dem Varro zugeschrieben. Der Gedanke mag Varro gelehrt haben, daß auch das *bellum civile Marianum vel Sullanum* ein *bellum Italicum* war. Seine Autorität ist es also gewesen, welche der neuen, von ihm eingeführten Benennung des Krieges zur allgemeinen Anerkennung verhalf.

Und aus Varros Schrift *de nominibus* ist auch geschöpft Valerius Maximus 8, 6, 4: *Q. autem Varius propter obscurum ius civitatis Hybrida cognominatus tribunus pl. legem adversus intercessionem collegarum perrogavit, quae iubebat quaeri quorum dolo malo socii ad arma ire coacti essent, magna cum clade reipublicae: sociale enim prius, deinde civile bellum excitavit*, wie dies der Vergleich mit Plinius lehrt n. h. 8, 213: *in nullo genere aequae facilis mixtura cum fero, qualiter natos antiqui hybridus vocabant seu semiferos, ad homines quoque, ut C. Antonium Ciceronis in consulatu collegam, appellatione tralata*, Münzer Quellenkritik S. 265.

Wahrscheinlich aus einer Exempla-Sammlung, die auf Varro fußte, wird Macrobius geschöpft haben, vgl. Klotz Hermes 44, 209. Sat. 1, 11, 32 *bello sociali cohortium duodecim ex libertinis conscriptarum opera memorabilis virtutis comparuit*.

Nur scheinbar findet sich die Benennung *bellum sociale* schon bei Cicero:

pro Fonteio 41: *deinde recens memoria parentis, cuius sanguine non solum Asculanorum manus [a qua interfectus est] sed totum illud [sociale] bellum macula sceleris imbutum est*. Die erste Interpolation hat Pluygers Mnemosyne VII p. 201 erkannt. Aber auch das *sociale* ist bei einem Kriege, dessen Verlauf jeder Hörer kannte, entbehrlich und gegen Ciceros Sprachgebrauch.

Gleichfalls interpoliert ist das Wort bei Valerius Maximus 1, 6, 4: *L. Sulla consul [sociali bello], cum in agro Nolano ante praetorium immolaret, subito ab ima parte arae prolapsam anguem*

prosperit. qua visa Postumi aruspiciis hortatu continuo exercitum in expeditionem eduxit ac florentissima Samnitiū castra cepit.

Die Stelle ist wörtlich aus Cicero de div. 1, 72 vgl. 2, 65 entnommen und durch den Zusatz *Consul* von Valerius Maximus verdorben. Nach Cicero bezog sich das Prodigiū auf den Sieg, den Sulla im Jahre 89 über Cluentius errang, Appian b. c. 1, 50, 220. 221. Consul war Sulla erst im Jahre 88. Ein Leser, der Cicero vor Augen hatte, bemerkte berichtend zu Consul *sociali bello*.

Zu diesem falschen Zusatz Consul wurde Valerius Maximus bestimmt, weil er auch das andere Vorzeichen las, das sich im Jahre 88, vor dem Zuge Sullas nach Rom, ebenfalls bei Nola zutrug, Plutarch Sulla 9. Augustin de civ. dei 2, 24 (aus Livius). Beide Vorzeichen sind nach Zeit und Inhalt völlig verschieden. Nur bei dem ersten war Cicero anwesend. Er diente also im Jahre 89 in Sullas Heere, Cichorius Röm. Stud. S. 182. Und dies berichtet auch ganz richtig Plutarch Cicero 3, vgl. S. 3. An sich ist das selbstverständlich; denn Arpinum, die Heimat Ciceros, lag im Befehlsbereiche des Südheeres, dessen Stellung sich bis an den Liris erstreckte, vgl. S. 21. Dem steht nun das eigene Zeugnis Ciceros entgegen. Philipp. 12, 27: *Cn. Pompeius, Sexti filius, consul me praesente, cum essem tiro in eius exercitu, cum P. Vettio Scatone duce Marsorum inter bina castra conlocutus est.* Die Erklärung des scheinbaren Widerspruchs liegt im Gange des Krieges. Im Winter des Jahres 89 wurde bei Asculum die Entscheidungsschlacht geschlagen, in der 75.000 Römer gegen 60.000 Italiker fochten. Um dieses gewaltige Heer zu versammeln, mußte Pompeius notwendig Streitkräfte des Südheeres heranziehen. Denn große Teile des Nordheeres standen unter dem Consul Poreius Cato am Tolenus. In einem dieser Truppenkörper, die aus dem Südheer zur Verstärkung von Pompeius' Heer entsandt wurden, diente Cicero. Nach dem Siege kehrte er mit seinem Truppenkörper nach Campanien zurück, vgl. S. 28.

Aber nicht nur die lateinischen Historiker, auch die griechischen des zweiten Jahrhunderts der Kaiserzeit nennen den Krieg, wo sie seine Geschichte selbst erzählen, *bellum sociale*.

Plutarch Marius 32: *ὁ συμμαχικός πόλεμος ἐξαίφνης ἐπὶ τὴν πόλιν ἀναρραγείς.*

Sulla 6: ἐκπεμπομένον αὐτοῦ μετὰ δυνάμεως εἰς τὸν συμμαχικὸν πόλεμον — ἐν αὐτῷ γε τούτῳ τῷ συμμαχικῷ πολέμῳ.

Ebenso Appian b. c. 1, 34, 150: ὁ συμμαχικὸς καλούμενος πόλεμος — 53, 231 ἀμφὶ τὸν συμμαχικὸν πόλεμον — 55, 240 εἰθὺς ἐπὶ τῷ συμμαχικῷ πολέμῳ — 68, 309 τὰ λείψανα τοῦ συμμαχικοῦ πολέμου; vgl. Orosius 5, 19, 3: *propter socialis belli reliquias*.

Demnach haben Plutarch wie Appian die Epitome des Livius benützt und es erklärt sich, daß die zum Teile nach Kriegsschauplätzen geordnete Erzählung Appians sich so gut wie widerspruchslos in den Rahmen der knappen Periochae einordnen läßt.

Die italischen Stämme des Waffenbundes.

Die Bundesgenossen zerfielen in zwei durch die Sprache geschiedene Gruppen, die Sabeller des Hochapennin und die Osker.

Die Sabeller. Die politische Gliederung dieser Stämme erhellt aus ihren Bündnissen mit Rom. Diodor 20, 101 (a. 302): ὁ δὲ δῆμος ὁ Ῥωμαίων πρὸς τε Μαρσούς καὶ Παλιγνούς, ἔτι δὲ Μαρρονκίους συμμαχίαν ἐποιήσατο. Wie hier erscheinen auch sonst die Paeligner den Marsern enger verbunden. Außer in den anderen Zeugnissen bei Cicero in Vat. 36: *Marsorum et Paelignorum*. Wenn Livius auch die Frentaner nennt 9, 45, 18: *ut Marrucini Marsi Paeligni Frentani mitterentur Romam oratores pacis petendae amicitiaeque. his populis foedus petentibus datum*, so gehören sie doch nicht zu den marsischen Stämmen. Strabo 5, 4, 2 p. 241: ἐπεὶ δὲ τῆς Πικεντίας Οὔεστῖνοι τε καὶ Μαρσοὶ καὶ Περίγνοι καὶ Μαρρονκῖνοι καὶ Φρεντανοί, Σαννιτικὸν ἔθνος.

Losser erscheint auch die Verbindung der Vestiner mit den Marsern. Livius 8, 29, 4: *Marsi Paelignique et Marrucini. quos, si Vestinus attingeretur, omnes habendos hostes*; daher die Vestiner mit Rom selbständig den Bündnisvertrag schließen. Livius 10, 3, 1: *eodem anno Romae cum Vestinis . . . ictum est foedus*. Die Vereinigung der marsischen Stämme mit den samnitischen Frentanern zu einer Einheit beruht nur auf der römischen Heeresverfassung. Polyb. 2, 24, 12: *Μάρσων* (die hier auch die Paeligner einschließen) δὲ καὶ Μαρρονκίων καὶ Φρεντάνων ἔτι

δὲ Οὐεστίνων πεζοὶ μὲν δισμύριοι τετρασιχίλιοι δ' ἱππεῖς. Ganz unabhängig stehen neben den Marsern im weiteren Sinne die Picenter, die eine eigene Stammesgeschichte besitzen. Festus p. 235 L.: *Picena regio, in qua est Asculum, dicta quod Sabini cum Asculum proficiscerentur, in vexillo eorum picus consederat.*

Die Osker. Die Stämme der Samniten Strabo 5, 4, 12 p. 250: Die Sabiner gelobten ein Ver sacrum: τοὺς γενομένους τότε παῖδας Ἀρεως ἐπεφήμισαν, ἀνδρωθέντας δ' ἔστειλαν εἰς ἀποικίαν, ἡγήσατο δὲ ταῦρος· ἐν δὲ τῇ τῶν Ὀλινκῶν κατευνασθέντος (ἐτύγχανον δὲ κωμηδὸν ζῶντες) ἐκβαλόντες ἐκείνους ἰδρύθησαν αὐτόθι καὶ τὸν ταῦρον ἐσφαγίαν τῷ Ἀρει. Wie Mommsen erkannt hat, erklärt diese Sage den Namen der Hauptstadt der Samniten *Bovianum vetus*.¹ Verschieden davon ist *Bovianum undecimanorum*,² Livius 9, 31: *Bovianum . . . caput hoc erat Pentrorum Samnitium*. Dieser Stamm der Pentrer saß im Südwesten des samnitischen Gebietes. Westlich grenzten an sie die Caudini³, Livius 21, 41, 13: *agrum Hirpinum et Samnites Caudinos*. Ein dritter Stamm sind die Caraceni⁴, Ptolem. Geogr. 3, 1, 57 Müller: *Καρακηνῶν, οἱ εἰσὶν ἐπὶ τοὺς Φρεντιανούς*. Zonaras 8, 7, 1 = Dio I p. 140 Boiss. mit der Hauptstadt Aufidena. Sie sind von den Samniten im engeren Sinne wieder verschieden, Ptolem. 3, 1, 58: *Σαννιτῶν, οἱ εἰσὶν ἐπὶ τοὺς Παλιγροὺς καὶ τοὺς Καρακηνούς* mit der Stadt *Βοβιανόν*, nach der Lage *Bovianum vetus*.⁵ Es ist daher befremdend, daß grade dieser Stamm der Samniten, der um *Bovianum vetus* saß, in der Überlieferung nie erwähnt sein sollte. Ich erkläre mir dies so, daß dieser Stamm einfach *Samnites* hieß, gerade wie der führende Stamm der marsischen Völkerschaften einfach *Marsi* heißt.

Auch die *Hirpini*⁶ sind ein Stamm der Samniten, aber losgetrennt von den anderen, da sie eine eigene Stammesgeschichte besitzen Strabo 5, 4, 12 p. 250: *ἐξῆς δ' εἰσὶν Ἱρπῖνοι, καὶ τοὶ Σαννῖται· τοῦτομα δ' ἔσχον ἀπὸ τοῦ ἡγησαμένου λύκον τῆς ἀποικίας· ἵρπον γὰρ καλοῦσι οἱ Σαννῖται τὸν λύκον· συνάπτονσι δὲ Λευκανοῖς τοῖς μεσογαίοις*. Festus p. 93 L.

¹ RE 3, 797, 1.² RE 3, 798, 2.³ RE 3, 1803.⁴ RE 3, 1567. O. Kuntz Die Geographie des Ptolemaeus S. 93.⁵ Otto Kuntz Die Geographie des Ptolemaeus S. 161 hält es für *Bovianum undecimanorum*.⁶ RE 8, 1935.

Das sechste Volk des oskischen Waffenbundes sind die Lukaner.

Gemäß der Zusammensetzung des Bundes aus den sabellischen und oskischen Stämmen zerfiel das Bundesgebiet in eine nördliche und eine südliche Hälfte. In ersterer führten die Marser, in letzterer die Samniten den Oberbefehl, vgl. S. 13. Die Grenzscheide wird bezeichnet von Diodor 37, 2, 7: καὶ τῷ μὲν Ποπαιδίῳ προσώρισαν χώραν ἀπὸ τῶν Κερκόλων καλουμένων (ὄρεων) μέχρι τῆς Ἀδριατικῆς θαλάσσης. Zu Κερκόλων fehlt der Begriff, der so bezeichnet wird. Gemäß der Grenze am Meere kann nur eine Naturgrenze gemeint sein. Und zwar wird das mächtige Gebirge so benannt sein¹ am Oberlauf des Liris, das das Land der Marser und der Samniten scheidet. Daher konnte die Quelle des Appian den Liris selbst als Ausgangspunkt der Grenze setzen b. c. 1, 39, 175: ὅσα τε ἄλλα ἀπὸ Αἰριος ποταμοῦ, (ὅν νῦν μοι δοκοῦσι Αἰντερὸν ἡγεῖσθαι), ἐπὶ τὸν μυχὸν ἐστὶ τοῦ Ἰονίου κόλπου πεζεύοντι καὶ περιπλεύοντι. Nach Strabo 5, 3, 6 p. 233 und Plinius n. h. 3, 59 (beide aus derselben Küstenbeschreibung) vgl. mit Virgil Georg. 2, 225 und Dion. Hal. Ant. 7, 3 hieß sowohl der Oberlauf des Liris als der Oberlauf des Linternus Glanis. Die Verwechslung beider Flüsse bei Appian beruht darauf, daß der südliche Glanis bei Acerrae die tatsächliche Grenze für das Heer der Samniten bildete, Appian 1, 42, 188; 45, 200. Er entnahm sein geographisches Wissen einem Handbuch, aus dem auch die Bezeichnung des Adriatischen Meeres als Ἰόνιος κόλπος stammt, ebenso b. c. 1, 109, 509 gegen Strabos bessere Kenntnis 2, 5, 20. 7, 5, 9.

Am richtigsten gibt die Gliederung der Stämme des Bundes Appian b. c. 1, 39, 175: Μάρσοι τε καὶ Παλιγγροὶ καὶ Οὐγιστῖνοι καὶ Μαρκουζῖνοι καὶ ἐπὶ τούτοις Πικεντῖνοι καὶ Φρεντιανοὶ καὶ Ἰρπῖνοι [καὶ Πομπηϊανοὶ καὶ Οὐενούσιοι καὶ Ιάπυγες.] Λευκανοὶ τε καὶ Σαννῖται.

Die Marser als das führende Volk stehen an der Spitze mit den ihnen näher verbundenen Völkern und treten in Gegensatz zu den stammfremden Picentern und Frentanern. In der Gruppe der oskischen Völker hat Appian seine Quelle entstellt durch die Einschaltung von Namen, die er der Kriegs-

¹ Müller zu Ptolemaeus 3, 1, 57 will den Namen eines Volkes samnitischen Stammes erkennen.

geschichte entnahm, um so die weiteste Ausdehnung der Erhebung zu bezeichnen. Man erkennt an der Reihenfolge dieser eingeschalteten Namen, daß Pompei vor der Einnahme Venusias 1, 42, 190 vgl. mit 188, gleich bei Beginn des Aufstandes der Erhebung sich angeschlossen hat, wie denn auch sein Abfall sonst nirgendwo erwähnt wird. Von den eigentlichen Samniten sind die Hirpiner mit Recht geschieden.

Dagegen lautet der Bericht übereinstimmend, aber minder genau in den Periochae 72: *Italici populi defecerunt: Picentes Vestini Marsi Paeligni Marrucini Samnites Lucani* = Orosius 5, 18, 8: *Igitur Picentes Vestini Marsi Paeligni Marrucini Samnites Lucani*, verkürzt Eutrop. 5, 3, 1: *Picentes Marsi Paeligni-que*. An Stelle der organischen Gliederung Appians ist eine rein geographische Aufzählung in der Richtung von Norden nach Süden getreten und die samnitischen Stämme der Fren-taner und Hirpiner, die auch bei Appian aufeinanderfolgen, sind unter den Samnites mit einbegriffen. Diese Umbildung der Überlieferung, die bei Appian vorliegt, ist also in bewußter Absicht erfolgt und zeigt, daß den Periochae und Orosius dieselbe verkürzte Fassung der Epitome zugrunde liegt.

Die staatliche Gliederung des Bundes.

Über die staatliche Gliederung des Bundes berichtet Diodor 37, 2, 5: οἷτοι δ' ἐνομοθέτησαν δύο μὲν ὑπάτους κατ' ἐνιαυτὸν αἰρεῖσθαι, δώδεκα δὲ στρατηγοὺς. καὶ κατεστήθισαν ὑπατοὶ μὲν Κόιντος Πομπαιδῖος Σίλων, Μάρκος μὲν τὸ γένος — καὶ δεύτερος ἐκ τοῦ Σαννιτῶν γένους Γάιος Ἀπώνιος Μόντιλος — τὴν δ' ὅλην Ἰταλίαν εἰς δύο μέρη διελόντες, ὑπατικὰς ἐπαρχίας ταύτας καὶ μερίδας ἀπέδειξαν. — καὶ στρατηγοὺς ἔταξαν αὐτῶ (Πομπαιδίῳ Σίλῳ) ἔξ. — Γαῖῳ Μοντίλῳ, στρατηγοὺς ὁμοίως ἔξ. οὕτω πάντα δεξιῶς καὶ κατὰ μίμῃσιν, τὸ συνόλον φάναι, τῆς Ῥωμαϊκῆς καὶ ἐκ παλαιοῦ τάξεως τὴν ἐαυτῶν ἀρχὴν διαθέμενοι = Strabo 5, 4, 2 p. 241: χειροτονήσαντες ὑπάτους καὶ στρατηγοὺς. Das ist die Auffassung des Poseidonios. Ganz anders berichtet Appian 1, 40, 181: Ἰταλοῖς δ' ἦσαν μὲν στρατηγοὶ καὶ κατὰ πόλεις ἕτεροι, κοῖνοι δ' ἐπὶ τῷ κοινῷ στρατῷ καὶ τοῦ παντὸς αὐτοκρατορες [Τίτος Λαφρήνιος καὶ Γάιος Ποντίλιος καὶ Μάρκος Ἐγνάτιος καὶ] Κόιντος Ποπαίδιος καὶ Γάιος Πάπιος

[καὶ Μάρκος Λαμπώνιος καὶ Γάιος Οὐδακίλιος καὶ Ἐριος Ἀσίνιος καὶ Οὐέντιος Σκάτων]. Die Namen der Unterfeldherrn sind aus der Kriegsgeschichte eingeschoben, vgl. S. 17. Die Quelle unterschied die Praetores, als Führer der einzelnen Aufgebote der Stämme, und die Oberfeldherrn Imperatores, wie sich auch Papius Mutilus auf den oskischen Münzen nennt, Friedländer Osk. Münz. S. 80, 6. 81, 9. Vgl. Orosius 5, 18, 10: *Samnites Papium Mutilum imperatorem praefecerant*.

Herius Asinius ist ausdrücklich bezeugt als Führer des Stammesaufgebotes Periochae 73: *Herio Asinio praetore Marrucinatorum*. Vidacilius stammte aus Asculum Appian 1, 48, 207: *πατρὶς δ' ἦν Οὐδακίλιον τὸ Ἀσκλον*. Florus 1, 14, 2: *Asculum caput gentis*. Er war also der Praetor der Picenter. P. Vettius Scatos Heimat ist Corfinium, Macrobian Sat. 1, 11, 24: *C. [P.] Vettium Paelignum Italicensem comprehensum a cohortibus suis ut Pompeio traderetur, servus eius occidit* = Seneca de benf. 3, 23, 5 (aus derselben Sammlung von Exempla, Klotz Hermes 44, 209); Strabo 5, 4, 2 p. 241: *Κορφίνιον, τὴν τῶν Πελιγνων μητρόπολιν — μετονομασθεῖσαν Ἰταλικήν*, er war Praetor der Pacligner. Wenn ihn Cicero Philipp. 12, 27 *dux Marsorum* nennt, so ist das Gesamtaufgebot der den Marsern verbündeten Stämme gemeint. Wie später gezeigt werden soll, S. 18, war Titus Lafrenius der Prätor der Marser, C. Pontilius der Prätor der Vestiner, Marius Egnatius der Prätor der Frentaner. Eben diese Männer treten aber in der Geschichte des Krieges als selbständige Führer ganzer Bundesheere auf; das bestimmte Appian, sie unter die Oberfeldherren einzureihen.

Dieselbe Verfassung muß auch für den Waffenbund der oskischen Stämme gelten. Und daß tatsächlich die vier Stämme der Samniten unter vier Prätores standen, zeigt die Nachricht über die Neuordnung im Jahre 88, als der Widerstand der Marser bereits gebrochen war und die Leiter des Bundes auf den Boden Samniums flohen Diodor 37, 2, 9: *εἰς δὲ τὴν ἐν Σαννίταις Αἰσερρίαν καθιδρῦθισαν, πέντε στρατηγοὺς αὐτοῖς ἐπιστήσαντες, ὧν ἐνὶ μάλιστα Κοῖντῳ Πομπαιδίῳ Σίλωνι τὴν πάντων ἡγεμονίαν ἐπίστευσαν*. Popaedi Silo ist demnach Imperator und die vier Praetores sind die Führer der vier samnitischen Stämme. Die Hirpiner waren schon im Jahre 89 von Sulla unterworfen worden und Lukanien, so losgetrennt, hatte

sich unter M. Lamponius und Pontius Telesinus eine selbständige Ordnung gegeben.

Dadurch erklären sich die Bilder der Münzen, Friedländer Osk. Münz. S. 87, 19 „Lorbeerbekränzter weiblicher Kopf rechts-hin, mit Ohrring und Halsband, dahinter *Italia*.

R. Vor einem Feldzeichen kniend hält ein Jüngling ein Schwein, welches acht Krieger, vier auf jeder Seite, mit ihren Schwertern berühren, im Abschnitt: *Q. Silo*.

Es sind die vier Stämme der Marser und die vier Stämme der Samniten, die das Bundesopfer darbringen. Vgl. S. 83, 11. 12.

Dagegen auf den Münzen mit oskischer Aufschrift, Friedländer Osk. Münz. S. 82, 10:

Vitelin. Behelmter Kopf mit schwachem Barte rechtshin, um den Hals einen Mantel, im Felde (es ist Mars, der Schutzgott der Samniten S. 11).

R. Vier Krieger berühren mit den Schwertern ein Schwein, welches ein in der Mitte kniender Jüngling hält. Im Abschnitte: *G. Paapii G*, sind die vier Stämme der Samniten dargestellt.

Höchst merkwürdig erscheint die Vierteilung der marsischen und samnitischen Stämme, da bekanntlich auch bei den Galliern die Gliederung in vier Gaue gilt, Mommsen Kl. Schr. 5, 438. Vielleicht erhält dadurch auch die dunkle Nachricht des Virgil über die Gliederung Mantuas Licht, Aen. 10, 201:

Mantua, dives aris; sed non genus omnibus unum:

Gens illi triplex, populi sub gente quaterni.

Ipsa caput populis, Tusco de sanguine vires.

Denn mag die Stadt auch nach dem etruskischen Gotte Mantus den Namen führen, so ist sie doch sicher keltisch besiedelt, nach Ptolemaeus 3, 1, 27 eine Stadt der Cenomanen. Auch im ältesten Rom tritt neben der Dreiteilung der Ramnes Tities und Luceres die Vierteilung auf, in den vier Quartieren der Stadt und in den 16 ältesten Landtribus.

Poseidonius, S. 13, hat, durch eine rein äußerliche Ähnlichkeit irregeleitet, die Verfassung dieses Bundesstaates vollkommen mißverstanden. Der zweigliederige Völkerbund hat eine doppelte Spitze, nicht nach dem Vorbild der römischen Konsuln, sondern nach der Stammesverschiedenheit der Glieder. Nur wird man aus Poseidonius schließen dürfen, daß die beiden Imperatores mit gleicher Amtsgewalt als Kollegen an der Spitze des Gesamt-

staates standen, vgl. unten. Ebensowenig entsprechen die sechs Praetores jedes Gliedes den sechs Praetores Roms jener Zeit (Velleius 2, 16, 3: *cum senī adhuc crearentur*); die Übereinstimmung der Zahlen entspringt nur der Teilung jedes Gliedes in sechs Stämme. In Wahrheit sind diese Praetoren der einzelnen Stämme ein Beweis, daß der neue Staat der Italiker ein Bundesstaat war, in dem alle Teile gleichberechtigt nebeneinanderstanden, also das grade Gegenteil des straffen römischen Einheitsstaates. So ist auch der Senat Diodor 37, 2, 5: *συνεστῆσαντο δὲ καὶ σύγκλητον κοινὴν πεντακοσίων ἀνδρῶν* zu denken als gebildet aus den gewählten Vertretern jener zwölf Stämme. Die Einheit des neuen Staatsgebildes tritt in der gemeinsamen Bundeshauptstadt hervor, zu der die im Herzen des Gebietes gelegene Hauptstadt der Paeligner Corfinium auserschen wurde Diodor 37, 2, 4: *καὶ κοινὴ πόλις ἔσται συντετελεσμένη τοῖς Ἰταλιώταις τὸ Κορφίνιον* ἤν nunmehr *Italia* umbenannt, Diodor 37, 2, 7: *τὴν κοινὴν πόλιν Ἰταλίαν ἐπονομάσαντες* = Strabo 5, 4, 2 p. 241: *Κορφίνιον, τὴν τῶν Περίγνων μετρόπολιν κοινὴν ἔπασιν τοῖς Ἰταλιώταις ἀποδείξαντες πόλιν ἀντὶ τῆς Ῥώμης — μετονομασθεῖσαν Ἰταλικήν, Italica* auch bei Velleius 2, 16, 4 und Macrobius Sat. 1, 11, 24: *Italicensis*. Doch ist die Namensform *Italia* gesichert durch die Schleuderbleie von Asculum C. I. L. I² n. 853: *Italie(n)ses* und die Münzen mit *Italia*, Friedländer Osk. Münz. S. 85 n. 14—20, *Vitelium* S. 75 f. n. 1. 2. 4. 11. *Italia* sollte an Stelle *Romas* treten, dessen Name auf den Münzen der Feinde zu lesen war. Das Prägerecht haben nur die beiden Imperatores ausgeübt, jeder für sich, was ihrer Stellung als gleichberechtigte Kollegen entspricht.

Der Ausbruch des Aufstandes a. 91.

Daß der Aufstand im Jahre 91 aufflammte, ergibt sich aus Obsequens 54. Plinius n. h. 33, 55.

Beauftragte des römischen Senates waren zur Überwachung in das Gebiet der Bundesgenossen entsandt worden.

C. Servilius¹ nach Picenum als Praetor proconsule. Er wurde mit seinem Legaten Fonteius² in Asculum ermordet. Diodor 37, 13, 2. Vell. 2, 15, 1. Appian. 1, 38, 171—174. Florus 2, 6, 9. Perioch. 72. Oros. 5, 18, 8. Cicero pro Font. 41.

¹ RE 2, 2, 1767, 29.

² RE 6, 1841.

L. Domitius¹ zu den Marsern, Diodor 37, 13, 1.

L. Scipio² und L. Acilius³ nach Samnium, Appian 1, 41, 182.
Sisenna H. R. Reliquiae I ed. 2 p. 277 fr. 6.

L. Postumius als Prätor nach Kampanien. Er wurde bei der Einnahme Nolas im Jahre 90 getötet, Perioch. 73. In diesem Jahre standen keine Prätores im Felde.

Servius Galba nach Lukanien, Perioch. 72.

Der Beginn des Krieges a. 91.

Obsequens 54: *cum ex agris in urbem pecora armentaque Latini agerent, strages hominum passim facta.*

Perioch. 72: *Aesernia et Alba coloniae ab Italicis obsessae sunt. auxilia deinde Latini nominis et externarum gentium missa populo Romano et expeditiones invicem expugnationesque urbium referuntur.*

Der erste Angriff der Aufständischen galt den beiden Zwingburgen der Römer Aesernia⁴ im Lande der Samniten und Alba⁵ an der Grenze der Marser. Auch Pinna im Lande der Vestiner hielt treu zu Rom und widerstand mit Heldenmut einer langen Belagerung, Diodor 37, 19, 4, 20; Val. Max. 5, 4 ext. 7. Auct. ad Herennium 2, 45. Was diese Parteinahme veranlaßt hat, ist nicht bekannt. Aber man darf vermuten, daß wie im Lande der Hirpiner,⁶ wo eine gleiche Erhebung zugunsten der Römer sich zeigte, auch in der Gemarkung der Stadt Pinna zahlreiche römische Bürger aus der Zeit der gracchischen Landanweisung ansässig waren.

Florus 2, 6, 6: *Poppaedi Marsos (et Paelignos), Latinos Lafrenius, Umbros — totos (totus) ms. — Egnatius Etruscos, Samnium Lucaniamque Telesinus.* Wie schon Lipsius erkannt hat, entspricht diese Aufzählung der drei zuerst genannten Unterfeldherren ihrer Nennung bei Appian 1, 40, 181: *Τίτος Ασφίριος καὶ Γάιος Ποντίλιος* (C. Pontidius Vell. 2, 16, 1) *καὶ Μάριος Ἐγνάτιος*. Am Schlusse reiht dann Appian die drei anderen Prätores der sabellischen Stämme an. Es sind dies *Γάιος Οὐδακίλιος*, Prätor der Picenter, *Ἐρίος Ἀσίνιος*, Prätor der Marruciner, *Οὐέντιος Σκάτων*, Prätor der Paeligner, S. 14.

¹ RE 5, 1335, 26 cos. 94.

² RE 4, 1483, 338 praet. 88.

³ RE 1, 252, 4.

⁴ RE 1, 685.

⁵ RE 1, 1300.

⁶ RE 8, 1936.

Da Titus Lafrenius die Latiner angriff, so war er Prätor der Marser. In Umbrien ist nach der geographischen Lage der Prätor der Vestiner eingefallen, der nach Appian C. Pontilius hieß. Denn Plotius, wie man emendiert, hat vielmehr die Umbrer unterworfen, Perioch. 73. Oros. 5, 18, 17. Marius Egnatius muß dann der Prätor der Frentaner sein, vgl. S. 30. Pontius Telesinus ist wegen der Lage Telesias der Prätor der Caudini, da diese Stadt doch seine Heimat war.¹ Er brachte wohl auch Pompei zum Abfall.

Da die anderen Prätores der Samniten nicht nur bei Ausbruch des Krieges nicht erwähnt werden, sondern auch während des ersten Kriegsjahres die Prätores der Sabeller auf dem samnitischen Kriegsschauplatz fast immer den Oberbefehl führen S. 24 nr. 3. 4. 5. 7. S. 26 nr. 19, so zeigt dies, daß bei Ausbruch des Krieges nur diese Stämme kampfbereit waren. Die Samniten sind erst im Laufe des ersten Kriegsjahres zu einer selbständigen Heerbildung vorgeschritten und haben dann unter Papius Mutilus in der Feldschlacht keine Erfolge errungen. Es war tatsächlich ein bellum Marsicum!

Um welche Grenzplätze die ersten Kämpfe sich drehten, Perioch. 72: *expeditiones invicem expugnationesque urbium*, zeigt Florus 2, 6, 11: *ecce Oericulum, ecce Grumentum, ecce Faesulac, ecce Carsioli — reserat a B res erat N. — Nuceria Picentia crebrius (caedibus ms.) ferro et igni vastantur*. Man verbessert die verdorbenen Worte in *Aesernia*. Aber diese Stadt fiel erst am Ende des ersten Kriegsjahres und liegt inmitten Samniums. Vielmehr erwartet man hier den Namen einer Sperrfeste an der Grenze und wahrscheinlich wiederholte der Rhetor sein geschmackloses *ecce*. Dieser Voraussetzung entspricht die Verbesserung *ecce Sora ecce Nuceria Picentia*; diese beiden Orte sind verbunden, weil sie unmittelbar nebeneinander liegen.

Oericulum in Umbrien sperrt die Via Flaminia, Carsioli den Übergang über den Tolenus auf der Via Valeria, Sora das obere Liristal. Faesulae mochte zum Abfall geneigt sein, da es durch die Anlage der Kolonie Florentia² aufs schwerste geschädigt war. Nuceria und Picentia wurden durch den Abfall Pompeis von Kampanien abgeschnitten, sind aber im Jahre 90

¹ Nissen Ital. Landeskunde 2, 802 sieht in Telesinus ein bloßes Kognomen.

² Nissen Ital. Landeskunde 2, 295.

wieder im Besitze der Römer, Appian 1, 42, 187, wo ihr Gebiet von den Samniten verheert wird. Grumentum hat Crassus im Jahre 90 wiedergewonnen, Appian 1, 41, 184. Wahrscheinlich hat Florus die zeitliche Folge der Ereignisse eingehalten, da Grumentum zwischen Oriculum und Faesulae genannt wird.

Führerlisten der Italiker.

Vell. 2, 16, 1: *Italicorum autem fuerunt celeberrimi duces Silo Popaediū Heriū Asiniū Insteiū* ⁺*Cato C. Pontidiū Telestinus Pontius Marius Egnatius Papius Mutilus*. Daß es jene Führer der Italiker sind, die sich siegreich gegen die Römer behauptet haben, sagt Velleius selbst. Jedenfalls ist an Stelle des nie genannten *Insteius Cato* zunächst der Sieger über den Consul Rutilius am Tolenus (*Vettius*) *Scato* einzusetzen, Appian 1, 43, 191. *Insteius* dürfte derselbe Mann sein, der bei Appian 1, 41, 183 *Praesenteius* heißt und den Perpenna besiegte. C. Pontidiū, der Prätor der Vestiner, könnte den Sieg über Caepio erfochten haben. S. 26 n. 18. Marius Egnatius siegte über L. Caesar, Appian 1, 45, 199. Die Namen dieser vier Feldherren sind dann aufgezählt nach der chronologischen Reihenfolge der Ereignisse.

Eutropius 5, 3, 1: *Perniciosum admodum hoc bellum fuit. P. Rutilius consul in eo occisus est, Caepio nobilis iuvenis, Porcius Cato alius consul. Duces autem adversus Romanos Picentibus et Marsis fuerunt T [P.] Vettius Heriū Asiniū T. Herennius A. Cluentius*. Wie die römischen Feldherren so sind die Führer der Italiker ursprünglich aufgezählt nach der Zeit ihres Todes: Heriū Asiniū Perioch. 73; Cluentius Appian 1, 50, 221; Oros. 5, 18, 23, wo Iuventus ein bloßer Schreibfehler ist. Vettius ist an die Spitze gestellt, weil er den ersten der römischen Feldherren besiegt hat. Herennius ist als Feldherr gesichert durch Serv. Aen. 9, 587.

Römische Führerlisten.

Appian 1, 40, 179: ἐπὶ μὲν Ῥουτιλίῳ¹ Γραῖον τε Πομπήριον² . . . καὶ Κόιντον Καίπιωνα³ καὶ Γάιον Περπένναν⁴ καὶ Γάιον

¹ RE 2, 1, 1266, 26. ² Drumann 4, 325, 22 Prätorier.

³ RE 2, 2, 1786, 50 Prätorier.

⁴ Pauly 5, 1356, 5 Konsular.

Μάριον¹ καὶ Οὐαλέριον Μεσσάλαν,² ἐπὶ δὲ Σέξτω³ Καίσαρι Πούπλιον Λέντιον,⁴ ἀδελφὸν αὐτοῦ Καίσαρος, καὶ Τίτον Λίδιον⁵ καὶ Λικίνιον Κράσσον⁶ καὶ Κορνήλιον Σύλλαν⁷ καὶ Μάρκελλον⁸ ἐπὶ τοῖσδε.

Cicero pro Fonteio 43: *recordamini quos legatos nuper in bello L. Iulius, quos P. Rutilius, quos L. Cato, quos Cn. Pompeius habuerit: reperietis tum M. Cornutum⁹ L. Cinnam¹⁰ L. Sullam praetorios homines; praeterea C. Marium¹¹ T. Didium¹² Q. Catulum¹¹ P. Crassum¹¹ non litteris homines ad rei militaris scientiam sed rebus gestis ac victoriis eruditos.*

Da Q. Catulus ein Halbbruder des Consuls L. Caesar war,¹³ so nimmt man an,¹⁴ daß Appian durch einen Irrtum den P. Lentulus an Stelle des Q. Catulus genannt hätte. Seltsam wäre es dann, daß alle vier Triumphales als Legaten im ersten Kriegsjahr gedient hätten. Vielmehr wird Q. Catulus im zweiten Kriegsjahr Legat gewesen sein. Dafür spricht auch die politische Lage. In diesem Jahre gewann die Nobilität wieder die Leitung des Staates, Asconius p. 61, 31 St. Deshalb wurde Marius abgesetzt und Q. Catulus, sein alter Rivale, wird an seine Stelle als Legat des Konsuls Porcius Cato getreten sein. Unfähig wie er war, hat er nichts geleistet und wird deshalb nie erwähnt. Übrigens kann niemand wissen, ob der gänzlich unbekannte P. Lentulus nicht doch ein *frater* des L. Caesar war, um so mehr, als dieses Wort auch das Geschwisterkind bezeichnet.¹⁵

Die Naturgrenze, welche am Liris das Aufstandsgebiet in eine nördliche sabellische und südliche samnitische Hälfte schied, mußte notwendig auch den Aufmarsch der römischen Heere

¹ Triumphalis. ² Pauly 6, 2343, 56 Borghesi (Fav. 1, 408.

³ Appian schreibt hartnäckig statt Lucius Caesar, RE 10, 465, 142, Sextus Caesar, RE 10, 476, 151, der vielmehr Konsul im Jahre 91 war, weil Sextus Caesar als Prokonsul in der Geschichte des zweiten Kriegsjahres erwähnt war Appian 1, 48, 210.

⁴ RE 4, 1375, 203. ⁵ RE 5, 407 Triumphalis.

⁶ Drumann 4, 81, 31 Triumphalis. ⁷ Prätorier.

⁸ RE 3, 2760, 226 jedenfalls Prätorier.

⁹ RE 3, 1200, 44.

¹⁰ RE 4, 1282, 106.

¹¹ Triumphalis CIL I p. 177.

¹² Triumphalis.

¹³ Cicero de orat. 2, 12. de off. 1, 133. ad Att. 13, 19, 4.

¹⁴ Zuletzt Cichorius Röm. Stud. 140, vgl. Münzer RE 10, 467.

¹⁵ Drumann 2, 20, 15.

bestimmen, die der Lauf des Liris trennte. Das Nordheer unter dem Oberbefehl des Konsuls P. Rutilius entwickelte sich zum Schutze Latiums und der Hauptstadt Rom zu beiden Seiten der Via Valeria, die von Carsioli am Tolenus nach Alba führte. Der Entsatz der bedrängten Festung ist das Ziel der Unternehmungen auf diesem Kriegsschauplatz. Demgemäß stand das Heer, das der Consul selbst befehligte, notwendig bei Carsioli, dem Brückenkopf über den Tolenus, der in seinem ganzen Lauf die feindlichen Heere trennte.

Wie die von den fünf Legaten des Konsuls befehligten kleineren Heerkörper auf dieser Linie entwickelt waren, läßt die Überlieferung noch erkennen. Nördlich von Carsioli stand Marius, ein Verwandter des Konsuls, Oros. 5, 18, 11. Dio fr. 98, 2. Dies geht aus dem Schlachtbericht hervor, Appian 1, 43, 193: *Μάριος τὸ συμβᾶν ἐκ τῶν φερομένων κατὰ τὸ ῥέυμα σωμάτων εἰκάσας*. Oros. 5, 18, 13. An ihn schloß sich Perpenna, Appian 1, 41, 183: *ἐφ' ὅτῃ Περπένναν Ρουτίλιος παρέλυσε τῆς στρατηγίας καὶ τὸ μέρος τοῦ στρατοῦ Γαίῳ Μαρίῳ προσέθηκεν*. Noch nördlicher, etwa bei Reate, stand Caepio, der bei dem Versuche, von Amiternum durch das Land der Vestiner die Stellung der Marser bei Alba zu umgehen, geschlagen wurde, Oros. 5, 18, 14: *Caepio a Vestinis et Marsis deductus in insidias cum exercitu trucidatus est*. Es ist jene Straße, auf der Hannibal von Süden her auf Rom zog. Liv. 26, 11, 10: *Coelius Romam euntem ab Ereto divertisse eo Hannibalem tradit iterque eius ab Reate Cutilisque et ab Amiterno orditur; ex Campania in Samnium, inde in Paelignos pervenisse praeterque Sulmonem in Marrucinos (sic!) transisse, inde Albensi agro in Marsos, hinc Amiternum Foculosque vicum venisse*. Eben auf dieser schwierigen Gebirgsstraße zwischen Amiternum und Alba wird Caepio in den Hinterhalt gefallen sein, an der Grenze der Vestiner und Marser, die dann bei der Niederlage zusammenwirkten. Am nördlichsten auf der Via Salaria rückte Pompeius gegen Asculum vor. Oros. 5, 18, 10: *Pompeius praetor cum Picentibus iussu senatus bellum gessit*. Das heißt, sein Heeresbefehl war selbständig, nicht dem Consul Rutilius untergeordnet, wie dies ja der ganz getrennte Kriegsschauplatz notwendig machte. Der letzte der Legaten Valerius Messala muß die notwendige Flankendeckung des konsularischen Heeres in der Richtung nach Süden gebildet

haben. Demnach stand er am oberen Liris bei Sora, wo der Flußlauf einen Naturweg in der Richtung auf Alba bildet; daher er bei den Kämpfen am Tolenus nie erwähnt wird.

Es ist klar, daß die Aufzählung der Legaten bei Appian den Aufmarsch ihrer Heerkörper in der Richtung von Norden nach Süden zum Ausdruck bringt.

Diese von den Legaten befehligten Truppenkörper hatten die Stärke von je einer Legion mit ihren Auxilia, Appian 1, 41, 183: *Περπέναν μυρίων ἀνδρῶν ἡγούμενον*.

Die beiden Hauptheere der Konsuln zählten je zwei Legionen. Es sind dies die *quattuor primae*. Die Consuln losten bei der Aushebung zunächst über das erste Paar der Legio I und II, dann über das zweite Paar der Legio III und IV.¹ Daher hatte die von Pompeius als Konsul ausgehobene Legion, Caesar b. G. 6, 1: *simul ab Gnaeo Pompeio consule petit . . . quos ex Gallia cisalpina consul sacramento rogasset, ad signa convenire et ad se proficisci iuberet*, die Nummer I, b. G. 8, 54: *Pompeius legionem primam, quam ad Caesarem miserat . . . tamquam ex suo numero dedit*.

Dagegen gehörten die Legionen mit den Nummern V—X in jener Zeit dem stehenden Heere an. Die V und VI in Hispania citerior, die VII und VIII in Hispania ulterior, die IX in Gallia cisalpina, die X in Gallia Narbonensis.² An diese schloß sich die Bezifferung der neu aufgestellten Legionen der Legaten des Rutilius an. Daher erscheinen auf den Schleuderbleien von Asculum die Legio XI CIL I² nr. 869 und die Legio XV CIL I³ nr. 870—874. Demnach wird Pompeius die Legio XI befehligt haben, Caepio die Legio XII, Perpenna die Legio XIII, Marius die Legio XIV, Messala die Legio XV. Außerdem werden auf den Schleuderbleien genannt die Legio IV, aus dem Heere des Rutilius CIL I² nr. 867 und die Legio IX der Gallia cisalpina CIL I³ nr. 868.

Die für das Heer des Consuls Rutilius gewonnenen Grundsätze müssen auch für das Heer des Konsuls L. Caesar gelten. Auf diesem Kriegsschauplatz drehen sich alle Unternehmungen um den Versuch, das belagerte Aesernia zu entsetzen. Deshalb stand das Heer des Konsuls bei Teanum auf der Via Latina

¹ Marquardt Staatsverw. II, 381.

² Rangordnung S. 176.

mit der Bewegungslinie über Venafrum nach Aesernia, Appian 1, 45, 199. Die Stellungen der Legaten ergeben sich aus folgenden Erwägungen.

Da Pompei bereits abgefallen war, S. 13, so war das Südheer auf Kampanien eingeeengt. Crassus, der später in Lukanien kämpfte, Appian 1, 41, 184, stand am äußersten rechten Flügel etwa bei Nola. Didius, der vor ihm genannt ist, wird bei Capua gelagert haben, das als Truppenlager in diesem Kriege genannt wird, Cicero de leg. agr. 2, 90. Lentulus muß die notwendige Flankendeckung des konsularischen Heeres in der Richtung nach dem Liris gebildet haben. Er wird demnach auf dem Straßenknotenpunkt in Casinum gestanden haben. Die beiden Heerkörper des Sulla und Marcellus standen in einer vorderen Linie. Die Grenzfeste Beneventum haben die Römer während des ganzen Krieges behauptet, da sie niemals erwähnt wird. Von hier geht eine Nebenstraße über Saepinum nach Aesernia. Nur auf dieser kann Marcellus, der später die Verteidigung von Aesernia leitet, Perioch. 73, diese Stadt erreicht haben. Marcellus stand demnach in Beneventum, Sulla auf der Verbindungslinie gegen Teanum, etwa bei Allifae. Für die Bezifferung der Legionen wird man annehmen dürfen, daß Lentulus die Legio XVI, Didius die Legio XVII, Crassus die Legio XVIII, Sulla die Legio XIX, Marcellus die Legio XX befehligte.

Appian hatte in seiner Quelle einen genauen Bericht über den Aufmarsch der beiden Heere vor Augen und entnahm ihm eben nur die Namen der Legaten, das zeigt Appian 1, 40, 180: *τοσοῖδε μὲν δὴ τοῖς ὑπᾶτοῖς διελόμενοι τὴν χώραν ἐποστράτουν καὶ πάντας ἐπεπορεύοντο οἱ ὑπατοί.*

Erstes Kriegsjahr a. 90.

Der tatkräftige Pompeius ist der erste, der zu Felde zieht, Oros. 5, 18, 10: *Cn. Pompeius praetor cum Picentibus iussu senatus bellum gessit et victus est.* Vgl. S. 21.

1. *bellum gessit* (Frontin. strat. 3, 17, 8) bedeutet eine erste Belagerung der Stadt Asculum, die von T. Lafrenius verteidigt wurde. Das lehrt das Schleuderblei CIL I² 848: *Itali. T. Lafrenius) pr(aetor).* Er war also mit einem Aufgebote der sabelischen Stämme zum Schutze der Stadt herbeigeeilt. Vor der dauernden Einschließung fiel Lafrenius, Appian 1, 47, 206.

2. *victus est*. Den Entsatz Asculums bewirkten Vidacilius und Vettius und drängten, von T. Lafrenius unterstützt, den Pompeius auf Falerio zurück, wo er eine Niederlage erlitt und in Firmum von T. Lafrenius belagert wurde, Appian 1, 47, 204. Appian hat die ganzen Kämpfe auf dem picenischen Kriegsschauplatz zusammengefaßt, 1, 47, 201—206; 48, 207—210, mit einer falschen Begründung 50, 216, vgl. S. 28.

3. Vidacilius und Vettius wenden sich nach dem Siege wieder nach Süden, Appian 1, 47, 201: *καὶ οἱ μὲν αὐτῶν ἐφ' ἑτέρα φυχοντο*, und zwar Vettius gegen Aesernia, Appian 1, 41, 182, Vidacilius nach Japygien, Appian 1, 42, 190. Denn Venusia war bereits genommen, als Papius Mutilus vor Nola stand, Appian 1, 42, 188. Wieder hat Appian 1, 42, 190 alles zusammengefaßt, was sich in Japygien zutrug.

Dagegen hat Appian 1, 41, 182—184; 42, 185—187 am Anfang der Kriegserzählung, wie der wiederholte Wechsel des Kriegsschauplatzes und die Übereinstimmung mit Perioch. 73 lehrt, die chronologische Folge der Ereignisse gewahrt. Dies war also auch die Anordnung der Epitome.

4. L. Caesar gegen Aesernia, von Vettius Scato geschlagen, Perioch. 73. Oros. 5, 8, 11. Appian 1, 41, 182.

5. Appian 1, 41, 182: *Οὐέντιος Σκάτων ἐπὶ Αἰσερνίαν ἦλθε*, zur Verstärkung des Belagerungsheeres. Denn um diese Zeit wird Marcellus von Benevent über Saepinum auf der Nebenstraße Aesernia erreicht haben. Vgl. S. 23.

6. Belagerung Aesernias, Diod. 37, 19. 1, 2. H. R. Reliquiae I ed. 2 p. 279 Sisenna fr. 16. Appian 1, 41, 182, der gleich den Fall der Stadt vorwegnimmt, der erst im Herbst des Jahres eintrat, Perioch. 73.

7. Marius Egnatius nimmt Venafrum, Appian 1, 41, 183.

8. Perpenna geschlagen, App. 1, 41, 183 vgl. S. 21.

9. Kriegsvorbereitungen des Konsuls Rutilius, Oros. 5, 8, 11. Dio fr. 98, 1. Die Mahnung des Marius, die Truppen im kleinen Kriege zu schulen, war besonders nach der Niederlage des Perpenna am Platze.

10. Crassus nach Lukanien, von Lamponius geschlagen. Grumentum war von den Römern wiedergenommen vgl. S. 19, wird von den Lukanern belagert, Appian 1, 41, 184. Diod. 37, 23.

Frontin. Strat. 2, 4, 16 = 4, 7, 11. H. R. Reliquiae I ed. 2 p. 233
Claudius Quadrigarius fr. 80.

11. Papius Mutilus nimmt Nola, Perioch. 73. Appian 1, 42, 185.

12. Der Abfall ergreift die Nachbarstädte Pompeis Herculanum, vgl. S. 30 n. 46, Stabiae, Surrentum, Salernum, Perioch. 73. Appian 1, 42, 185—187. Er schließt daran die Kämpfe bei Acerrae 1, 42, 188. 189, vgl. S. 26 n. 20. 21.

13. In dieser Zeit wird Vidacilius die Erhebung über ganz Japygien ausgedehnt haben Appian 1, 42, 190 vgl. oben Nr. 3.

14. Rutilius am Tolenus geschlagen, Obsequens 55. Perioch. 73. Oros. 5, 18, 12. 13. Appian 1, 43, 191—195. Florus 2, 16, 12, der den Rutilius mit L. Caesar verwechselt. Eutrop. 3, 5, 2. Schlachttag am 11. Juni Ovid. fast. 6, 563.

15. Marius wehrt die Marser ab, Perioch. 73. Oros. 5, 18, 13. Appian 1, 44, 196. Plut. Mar. 33. Dio Cass. fr. 98, 2, 3.

16. Perioch. 73: *Sex. Iulius* (*Sex. Sul.* ms.) *Paelignos proelio fudit*. Man hat *Servius Sulpicius* verbessert, ohne zu bedenken, daß dieser der Legat des Pompeius war und später bei Firmum kämpft Nr. 27, ganz abzusehen von der paläographischen Schwierigkeit dieser Konjektur. Dagegen berichtet über einen glänzenden Sieg des Sex. Iulius Appian 1, 48, 210, ohne die Gegner und den Ort des Kampfes zu nennen. Nach der Einschließung von Asculum leitet er die Belagerung. Demnach hat Appian wieder alles zusammengefaßt, was er über Sex. Iulius in der Quelle las. Die Paeligner sind bei der damaligen Kriegslage in ihrem eigenen Gebiet den römischen Heeren unerreichbar. Daher sind sie die Angreifer gewesen. Da Picenum befreit ist, Nr. 2, die Marser und Vestiner siegreich am Tolenus kämpfen, Nr. 14. 15, so ist für die Paeligner nur eine Angriffslinie am marsischen Kriegsschauplatz offen, durch das Liristal gegen Sora. Daß hier gekämpft wurde, zeigt die Nachricht über den Feldherrn der Italiker Herennius, der in dieser Schlacht fiel, vgl. S. 19. Bei Sora stand aber zur Zeit des römischen Aufmarsches die Legio XV unter Messala, vgl. S. 22. Eben diese Legion hat Asculum während der zweiten langdauernden Belagerung eingeschlossen gehalten, wie die große Zahl ihrer Schleuderbleie beweist, vgl. S. 22, als Sex. Iulius die Belagerung leitete. Nun sagt Appian ganz im allgemeinen 1, 40, 180: καὶ αὐτοῖς οἱ Ῥωμαῖοι καὶ ἐτέροις ὡς ἐς μέγαν ἀγῶνα ἐπεμνον ἐκάστωτε.

Man wird demnach annehmen dürfen, daß Sex. Iulius an die Stelle des Messala getreten ist, bei Sora den Sieg über die Paeligner erfocht und später die Legio XV zur Verstärkung des Belagerungsheeres nach Asculum geführt hat. Die Absicht der Paeligner war, bei Sora die römische Linie zu durchbrechen und so das Nordheer von der Flanke aufzurollen. Nach der schweren Niederlage des Rutilius war der Zeitpunkt gekommen für ein solches Unternehmen.

17. Diod. 37, 24. Die Waffenruhe für die Ernte kann nur im Sommer des Jahres 90 auf dem marsischen Kriegsschauplatze eingetreten sein.

18. Caepio wird dem Marius an die Seite gesetzt, Perioch. 73. App. 1, 44, 196. Bei dem Versuche, von Amiternum aus, Dessau inser. sel. 2488, nach Alba vorzudringen, wird er von den Vestinern und Marsern geschlagen. S. 21, Perioch. 73. Oros. 5, 8, 14. Eutrop. 5, 3, 2. App. 1, 44, 196—198. Dessau inser. sel. 29.

19. L. Caesar erneuert den Versuch, mit einem durch die Legion des Lentulus, vgl. S. 23, verstärkten Heere (*μετὰ τρισμυρίων πεζῶν καὶ ἑπτάων πεντακισχιλίων*, also drei Legionen) Aesernia zu entsetzen; von Marius Egnatius geschlagen, Oros. 5, 18, 14. App. 1, 45, 199.

20. L. Caesar siegt bei Acerrae, Perioch. 73. Oros. 5, 18, 14. App. 1, 42, 189 verschoben, vgl. Nr. 12.

21. App. 1, 42, 190: *καὶ ἐπὶ τῷδε Καῖσαρ μὲν ἐξ Ἀχερρῶν ἀνεξέγγρυν* bezieht sich auf die Abreise nach Rom, wo er die Wahl der Konsuln für das Jahr 89 geleitet haben muß. App. 1, 44, 196 betrifft die Nachwahl für P. Rutilius.

22. App. 1, 45, 200, beide Heere liegen einander für den Rest des Jahres untätig gegenüber.

23. Marius führt nach dem Tode des Caepio den Oberbefehl auf der ganzen marsischen Linie, App. 1, 44, 198. Sulla übernahm an Stelle des Lentulus den Flankenschutz des Südheeres bei Casinum, vgl. S. 23 und Nr. 24. Wieder versuchen die Marruciner unter Herius Asinius die Aufstellung des Marius an ihrem Südennde zu durchbrechen. Von Marius geschlagen werden die nach Süden Fliehenden von Sulla abgeschnitten und vernichtet, so daß die Entscheidung etwa bei Atina gefallen ist, Perioch. 73. Oros. 5, 18, 15. Eutrop. 3, 5, 2. Appian 1, 46, 201. 202.

24. Letzter Versuch Sullas, Aesernia zu entsetzen, Oros. 5, 18, 16. Frontin. 1, 5, 17. Da die Hauptstraße von Teanum, auf der L. Caesar seine Niederlage erlitten hatte, gesperrt war, so wird Sulla von Casinum über das Gebirge vorgestoßen sein. Nach Orosius' Worten hat er die eingeschlossene römische Besatzung befreit. Auf dem Rückweg geriet er in den Schluchten des Gebirges in eine schwierige Lage, der er sich durch eine Kriegslist entzog. Der Name des Feldherrn der Italiker Duillius ist nicht zu ändern; es ist ein Prätor der Samniten.

25. Fall von Aesernia, das ja seiner Verteidiger beraubt war, Perioch. 73: Nur durch die Antithese gegenüber der Niederlage des Herius Asinius verschoben.

26. Fall von Pinna. Nach der Anordnung der Ereignisse bei Diodor, vgl. S. 17, später zu setzen als die Einnahme Aesernias.

27. Pompeius von Servius Sulpicius in Firmum entsetzt, Perioch. 74. Oros. 5, 18, 17. App. 1, 47, 206. Er hatte die Legio IX herangeführt, vgl. die Schleuderbleie S. 22. Rüstungen in der Gallia cisalpina Plut. Sert. 4, vgl. Cicero in Pison. 87.

28. Asculum von Pompeius eingeschlossen, Perioch. 74. App. 1, 47, 206.

29. Sex. Iulius verstärkt das Belagerungsheer durch die Legio XV und übernimmt die Leitung, Nr. 16.

30. Marius kämpft gegen die Marser, Perioch. 74. Plut. Mar. 33.

31. Einstellung von Freigelassenen in das Heer, Macrob. Sat. 1, 11, 32. Perioch. 74: *tunc primum*, App. 1, 49, 211: *τότε πρῶτον*. Beide nach der Epitome im Hinblick auf die gleichartigen *Cohortes voluntariorum*, die Augustus im Jahre 6 n. Chr. gebildet hat, vgl. Mommsen Staatsr. 3, 449. CIL XIII 7383. Livius selbst hat aber die Darstellung des Bundesgenossenkrieges jedenfalls früher verfaßt. Es ist also eine Bemerkung des Verfassers der Epitome.

32. Plotius gegen die Umbrer, Perioch. 74. Oros. 5, 18, 17. App. 1, 49, 211. H. R. Reliquiae I ed. 2 p. 289 Sisenna fr. 94. 95.

33. Porcius Cato gegen die Etrusker, Perioch. 74. Oros. 5, 18, 17. App. 1, 49, 211.

Zweites Kriegsjahr 89.

Im ersten Kriegsjahre hatten die Römer sich vergebens bemüht, die Bergpässe am Westrande des Aufstandsgebietes zu bezwingen, um auf dem kürzesten Wege den belagerten Festungen Alba und Aesernia Hilfe zu bringen. Im zweiten Kriegsjahre wurden durch den Verlauf der Kämpfe diese Stellungen der Feinde im Norden und Süden umgangen. Sowohl im Osten durch die flacher verlaufenden Flußtäler an der adriatischen Küste als von Südwesten dringen die Römer in das Aufstandsgebiet ein und brechen mit ihren weit überlegenen Streitmitteln jeden Widerstand.

Zum Schutze der Hauptstadt Rom mußte der Konsul Cato mit dem Heere, das Marius befehligt hatte, Oros. 5, 18, 24, am Tolenus verbleiben. Gegenüber den mächtigen Rüstungen der Marser, die dem Entsätze Asculums galten, App. 1, 46, 203, wurde daher das Heer des Konsuls Pompeius durch Truppen des Südheeres verstärkt, S. 9, während Sulla in Kampanien sich auf die Verteidigung beschränkte.

34. So vereinigte Pompeius, als die Marser noch im Winter zum Angriff schritten, eine überlegene Macht. In der Schlacht, die über den Ausgang des Krieges entschied, fochten 75.000 Römer gegen 60.000 Italiker, Perioch. 74. Vell. 1, 21, 1. 18.000 Italiker fielen im Kampfe, 3000 gerieten als Gefangene in die Hände der Römer, Oros. 5, 18, 18. 15.000 Italiker wurden nach Norden abgedrängt und 4000 (oder 5000) von ihnen fanden bei dem Versuche, nach Umbrien zurückzuweichen, in dem unwegsamen Gebirge den Tod durch Hunger und Kälte, Oros. 5, 18, 19. App. 1, 50, 216. Während dieser Kämpfe war es Vidacilius gelungen, mit acht Kohorten die Einschließung von Asculum zu durchbrechen und die Stadt zu erreichen. An einer erfolgreichen Verteidigung verzweifelnd, gab er sich den Tod, Oros. 5, 18, 21. App. 1, 48, 207—209.

Appian hat die Entscheidungsschlacht weggelassen, weil er nur die Ereignisse um Asculum selbst hervorhebt, 1, 48, 207—210; den Untergang der Geschlagenen holt er mit einer falschen Begründung nach, 1, 50, 216. Daß es sich um denselben Vorgang handelt wie bei Orosius, zeigt die gleiche Zahl der Toten und die gleiche Art des Sterbens. Man darf aus

diesen Störungen des Zusammenhangs bei Appian schließen, daß die Italiker von Westen auf der Via Salaria herankamen und Pompeius ihnen entgeging, die wirksamste Form, den Entsatz zu verhindern, so daß die Schlacht etwa bei *Ad Aquas* geschlagen wurde. Infolge dieser Lockerung der Einschließung konnte Vidacilius den Belagerungsring durchbrechen und Asculum erreichen. Hier erst erhielt er Kenntnis von der vernichtenden Niederlage. Den Selbstmord des Vidacilius erst in die Zeit der Übergabe Asculums zu setzen, ist wegen der Übereinstimmung in der Anordnung bei Orosius und Appian nicht möglich.

35. Fortführung der Belagerung Asculums durch Sex. Iulius, App. 1, 48, 210.

36. Der Prätor Asellio in Rom am Dioskurenfest ermordet, Perioch. 74, Val. Max. 9, 7, 4. App. 1, 54, 232—239. Die Stellung des Ereignisses in den Periochae nach der Winterschlacht sichert die Zeit. Es ist das Stiftungsfest des Tempels am 27. Januar CIL I² p. 308. Da an diesem Tage der Prätor als Stellvertreter der Konsuln, die im Felde standen, auch das Opfer an die Dioskuren in Ostia darbringen sollte, so zeigt dies, daß die Dioskuren ursprünglich in Rom als Götter der Schifffahrt verehrt wurden. Deshalb entspricht auch das Stiftungsfest des Tempels zu Rom nicht dem Dioskurenfest der Ritterschaft, das am 15. Juli gefeiert wurde, CIL I² p. 322.

37. Belagerung von Pompei, Oros. 5, 18, 22.

38. Tod des Albinus vor Pompei, Perioch. 75. Oros. 5, 18, 22. 23. Val. Max. 9, 8. 3. Plut. Sull. 6.

39. Cluentius sucht Pompei zu entsetzen, App. 1, 50, 219. 220.

40. Niederlage des Cluentius vor Nola, Perioch. 75. Oros. 5, 18, 23. Eutrop. 5, 3, 2. App. 1, 50, 220—221. (Die Gallier sind Überläufer aus dem römischen Heere), vgl. S. 9.

41. Pompeius unterwirft die Vestiner, Perioch. 75. Steht hier richtig, da es die Voraussetzung des Zuges des Cosconius bildet.

42. Cato am Fucinersee geschlagen und getötet, Perioch. 75. Oros. 5, 8, 24. Eutr. 5, 3, 2. App. 1, 50, 217 (τοῦ δ' αὐτοῦ χειμῶνος). Dio Cass. fr. 100. H. R. Reliquiae I ed. 2 p. 285 Sisenna fr. 52. Die glücklichen Gefechte, in denen Cato sich rühmte, den Marius erreicht zu haben, werden den Entsatz von Alba

bewirkt haben. Denn sonst hätte die Stadt sich nicht länger halten können. Dessau inser. sel. 2489.

43. Fall von Pompei. Die wiederholten Anstrengungen des Cluentius zeigen, daß die Einnahme nahe bevorstand.

44. Munatius Magius bildet im Hirpinischen eine Freischar, die für die Römer kämpft. Es ist ein Land der großen Grundherrschaften, Cic. de leg. agr. 3, 9. Schon nach dem zweiten punischen Kriege waren Parteigänger der Römer mit Landbesitz ausgestattet worden, so der Ahnherr jenes Munatius Magius, der Kapuaner Decius Magius, Vell. 2, 16, 2, vgl. Liv. 23, 7, 4. Cic. in Pison. 24. Auch waren bei den Hirpinern seit der gracchischen Landanweisung viele Römer ansässig.¹

45. Stabiae am 29. April von Sulla erstürmt, Plin. n. h. 3, 70.

46. Herculaneum von Didius und Munatius Magius erobert, Vell. 2, 16, 2. Am 11. Juni fiel Didius im Kampfe. Ovid. fast. 6, 563.

47. Cosconius durch das Land der Frentaner auf der Küstenstraße nach Süden ziehend, schlägt den Marius Egnatius, Prätor der Frentaner, Perioch. 75, vgl. S. 18.

48. Cosconius dringt in Apulien ein, erobert Salapia und Cannae, schlägt den Prätor der Samniten Trebatius am Aufidus, verwüstet das Gebiet von Larinum, Venusia, Ausculum, unterwirft die Pädikuler, Perioch. 75. App. 1, 52, 227—229. Diod. 37, 2, 8.

49. Sulla nimmt, unterstützt von Munatius Magius, Compsa, Vell. 2, 16, 2.

50. Sulla unterwirft die Hirpiner und erobert Aeclanum, Perioch. 75. App. 1, 51, 222, 223.

51. Sulla schlägt den Papius Mutilus, App. 1, 51, 223, 224.

52. Sulla erobert Bovianum vetus, Perioch. 75. App. 1, 51, 224, 225. Wie weit die Unternehmungen Sullas und des Cosconius, der bis zum Schluß des Jahres im Amt bleibt, App. 1, 52, 230, parallel verlaufen, ist nicht zu erkennen.

53. Gabinius in Lukanien. Perioch. 76. Oros. 5, 18, 35; an seine Stelle tritt Carbo, Flor. 2, 6, 13.

54. Sulpicius schlägt die Marruciner, Perioch. 76. Oros. 5, 18, 25, sicher noch in diesem Jahre, weil er im folgenden Tribun in Rom ist.

¹ RE 8, 1936.

55. L. Cinna kämpft gegen die Marser, Perioch. 76; in dieses Jahr zu setzen wegen Cicero pro Font. 43.

56. Fall von Asculum am 17. November, Flor. 2, 6, 14. Oros. 5, 18, 26. Dessau inscr. sel. 8888, vgl. Cichorius Röm. Stud. S. 130. H. R. Reliquiae I ed. 2 p. 292 Sisenna fr. 120.

57. Triumph des Pompeius am 25. Dezember, CIL I p. 177.

Drittes Kriegsjahr 88.

58. Pompeius als Prokonsul unterwirft die Vestiner und Paeligner, Perioch. 76.

59. Tod des Vettius Scato, S. 14.

60. Flucht der Häupter des Bundes von Corfinium nach Aesernia in Samnium, Diod. 37, 2, 9, vgl. S. 14.

61. Caecilius Metellus unterwirft die Marser, Perioch. 76, als Nachfolger des L. Cinna, vgl. Nr. 55, wie er auch in Apulien an Stelle des Cosconius, des Legaten des Vorjahres, tritt, App. 1, 53, 230.

62. Popaedius Silo nimmt Bovianum vetus, Obsequ. 56.

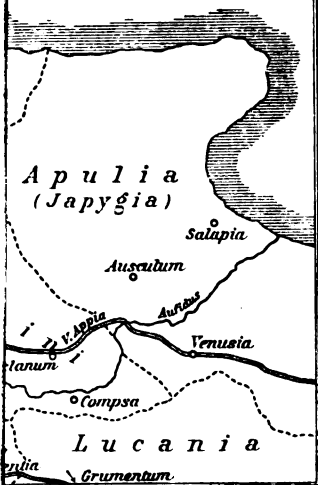
63. Caecilius Metellus als Legat des Pompeius erobert Asculum in Apulien, Perioch. 76, wo es mit Asculum Piceni verwechselt ist, vgl. App. 1, 53, 230.

64. Mamercus Aemilius schlägt den Popaedius Silo, Obs. 56. Perioch. 76. Oros. 5, 8, 25 (falsch Sulpicius; der Fluß Teanum ist wohl der Trinius, der an Bovianum vetus vorbeifließt).

65. Caecilius Metellus erobert Venusia, Diod. 37, 2, 10.

Durch den Ausbruch der Sulpicischen Revolution gerät der Krieg ins Stocken.

superum



JUL 24 1925

h 201/2

Lach

13

Akademie der Wissenschaften in Wien

Philosophisch-historische Klasse

Sitzungsberichte, 201. Band, 2. Abhandlung

Das Konstruktionsprinzip

der

Wiederholung in Musik, Sprache und Literatur

Von

Robert Lach

korresp. Mitglieder der Akademie der Wissenschaften in Wien

Vorgelegt in der Sitzung am 12. Dezember 1923

1925

Hölder-Pichler-Tempsky A.-G.

Wien und Leipzig

Kommissions-Verleger der Akademie der Wissenschaften in Wien

Battisti, C.: Die Nonsberger Mundart. Lautlehre. 8°. 1909.	4.40
— Die Mundart von Valvestino. 8°. 1913.	2.40
Bauer, A.: Die Herkunft der Bastarnen. 8°. 1917.	0.80
Becker, Ph. A.: Clément Marots Liebeslyrik. 8°. 1917.	4.60
Biró, L. A.: Magyarische Sprach- und Gesangsaufnahmen. 8°. 1913.	0.90
Dimand, B.: Zur rumänischen Moduslehre. 4°. 1904.	14.20
Ettmayer, K.: Phonogrammaufnahmen der Grödnert Mundart. 8. 1920.	2.50
Flebig, O. und L. Schmidt: Inschriftensammlung zur Geschichte der Ostgermanen. 4°. 1917.	15.50
Gamillscheg, E.: Studien zur Vorgeschichte einer romanischen Tempuslehre. 8°. 1913.	7.75
— Oltenische Mundarten. 8°. 1919.	3.—
Grienberger, Th. v.: Das Hildebrandslied. 8°. 1908.	2.50
Groeger, O.: Schweizer Mundarten. XXXVI. Mitteilung der Phonogrammarchivskommission. 8°. 1914.	2.60
Herzog, E.: Französische Phonogrammstudien. 8°. 1913.	0.60
Jokl, N.: Studien zur albanesischen Etymologie. 8°. 1911.	3.30
Junk, V.: Ein neues Bruchstück aus Rudolfs von Ems Weltchronik. 8°. 1906.	0.75
— Gralsage und Galdichtung des Mittelalters. 8°. 1911. (2. Auflage 1912.)	4.30
Kelle, J. v.: Untersuchungen über das <i>speculum ecclesiae</i> des Honorius und die <i>libri deflorationum</i> des Abtes Werner. 8°. 1902.	1.—
— Untersuchungen über das <i>Offendiculum</i> des Honorius, sein Verhältnis zu dem gleichfalls einem Honorius zugeschriebenen <i>Eucharistion</i> und <i>Elucidarius</i> sowie zu den deutschen Gedichten <i>Gehugde</i> und <i>Pfaffenleben</i> . 8°. 1904.	1.10
— Untersuchungen über des Honorius <i>Inevitabile sine de praedestinatione et libero arbitrio dialogus</i> . 8°. 1905.	0.90
— Untersuchungen über den nicht nachweisbaren Honorius Augustodunensis <i>ecclesiae presbiter et scholasticus</i> und die ihm zugeschriebenen Werke. 8°. 1905.	0.70
— — Dasselbe. Nachtrag. 8°. 1905.	0.50
— <i>Chori saecularium</i> — <i>Cantica puellarum</i> . 8°. 1909.	0.35
— Die Bestimmungen im Kanon 19 des <i>Legationis edictum</i> vom Jahre 789. 8°. 1910.	0.45
Lach, R.: Vorläufiger Bericht über die Aufnahme der Gesänge russischer Kriegsgefangener 1916. 8°. 1917.	2.30
— Dasselbe über die Aufnahmen des Jahres 1917. 8°. 1919.	2.30
— Sebastian Sallers Schöpfung in der Musik. 4°. 1916.	18.20
— W. A. Mozart als Theoretiker. 4°. 1919.	13.70
— Eine Tiroler Liederhandschrift aus dem 18. Jahrhundert. 8°. 1923.	3.—
— Zur Geschichte des musikalischen Zunftwesens. 8°. 1923.	1.—
Mayer, H.: Einfluß der vorchristlichen Kulte auf die Toponomastik Frankreichs. 8°. 1914.	3.60
Meyer-Lübke, W.: Die Betonung im Gallischen. 8°. 1901.	1.60
— Zur Kenntnis des Altlogudoresischen. 8°. 1902.	1.70
— Romanische Namenstudien. I. Die altportugiesischen Personennamen germanischen Ursprungs. 8°. 1905.	vgr.
— — II. Weitere Beiträge zur Kenntnis der altportugiesischen Namen. 8°. 1917.	2.20

Akademie der Wissenschaften in Wien

Philosophisch-historische Klasse

Sitzungsberichte, 201. Band, 2. Abhandlung

Das Konstruktionsprinzip

der

Wiederholung in Musik, Sprache und Literatur

Von

Robert Lach

korresp. Mitglieder der Akademie der Wissenschaften in Wien

Vorgelegt in der Sitzung am 12. Dezember 1923

1925

Hölder-Pichler-Tempsky A.-G.

Wien und Leipzig

Kommissions-Verleger der Akademie der Wissenschaften in Wien

Druck von Adolf Holzhausen in Wien.

Wer sich mit der Analyse und vergleichend-entwicklungsgeschichtlichen Untersuchung der musikalischen Formen beschäftigt, dem muß schon bei der flüchtigsten Betrachtung die ungeheure Bedeutung auffallen, die dem Moment der Wiederholung im musikalischen Formenbau zukommt. Nicht bloß, daß für gewisse Epochen der Musikgeschichte dieses Konstruktionsprinzip — namentlich in seiner Ver- und Ausarbeitung zur Symmetrie- und Parallelkonstruktion — als eines der wichtigsten und entscheidendsten Stilkriterien auftritt, mehr als das: fast bis unmittelbar in die Gegenwart herein bildet dieses Prinzip das Um und Auf aller musikalischen Konstruktion und einen der Grundpfeiler der musikalischen Logik, alles musikalischen Denkens überhaupt. Und diese Bedeutung nimmt immer mehr zu, je mehr wir uns, von der Musik der Gegenwart ausgehend, der Vergangenheit zuwenden und in dieser zu immer früheren Zeiten vorwärts schreiten, um in den ältesten der geschichtlichen Forschung erreichbaren Epochen ein analoges Bild zu gewahren, wie es uns die vergleichend-musikwissenschaftliche Forschung der letzten Dezennien von der Musik noch heute lebender Natur- und Halbkulturvölker sowie der orientalischen Kulturvölker bietet. Und schreiten wir auch noch d a r über: über das Gebiet der menschlichen Musikentwicklung hinaus und betreten den Boden der vor- und untermenschlichen Musikübung: der Tiermusik und vor allem des Vogelgesangs, so tritt uns auch hier wieder dieses Prinzip mit so überwältigender Macht und Wucht entgegen, daß sich zur Erklärung dieser ununterbrochenen Kette von den tiefsten Stufen des Tierreichs angefangen bis zu den letzten höchsten Gipfeln menschlicher Kunstmusik gleichmäßig und in gleichem Sinne immer und ewig sich wiederholender Erscheinungsformen dieses Wiederholungsmomentes unwillkürlich der Gedanke aufdrängt, daß man es

hier im letzten Grunde mit der Äußerung eines biologischen und psychophysiologischen Gesetzes, d. h. eines allen Lebewesen, vielleicht der gesamten organischen Welt überhaupt, ohne Unterschied immanenten Triebes oder Dranges nach Wiederholung zu tun hat, der in diesen musikalischen Erscheinungsformen sich ebenso dokumentiert, wie er auch sonst immer und überall bei allen sonstigen Äußerungen — physischen wie psychischen, emotionellen wie intellektuellen — des tierischen und menschlichen Lebens zutage tritt.

Denn in der Tat bestätigt auch die biologische wie psychopathologische Forschung in gleicher Weise das Vorherrschen einer derartigen Tendenz zu rhythmischer, gleichmäßiger Wiederholung einer und derselben Bewegung, Handlung, eines und desselben Äußerungs-, Denk-, Emotionsaktes, kurz: zur Wiederholung eines und desselben Erlebnisses in gleichen rhythmischen Intervallen, und damit das Vorhandensein des Momentes der Rhythmik im Ablaufe des tierischen wie menschlichen physischen wie psychischen Lebens, — eines Momentes, dessen tiefstes Wesen im letzten Grunde wohl im tiefstinnerlichen Zusammenhang mit dem Rhythmus der physiologischen Funktionen der Blutzirkulation, des Herz-, Pulsschlages usw. zu suchen sein dürfte. Was zunächst die Tierwelt anbelangt, so hat schon Darwin auf die strenge Rhythmik hingewiesen, die in den akustischen Äußerungen der verschiedensten Tiere aller Tierklassen, von den niedersten Tierklassen angefangen bis zu den höchsten, zutage tritt: im Zirpen der Grillen und Zikaden ebenso wie im Quacken der Frösche, im Gackern der Hühner und Krähen der Hähne ebenso wie im Blöcken der Schafe und Brüllen der Rinder, ja sogar auch oft im Bellen der Hunde läßt sich dieses Prinzip der Wiederholung in ganz gleichen Zeiträumen, also der rhythmischen Wiederholung, genau so nachweisen wie bei den gleich im folgenden näher zu erörternden Äußerungen des Kindes, der Naturvölker und psychopathischen Individuen. Einen besonders prägnanten, schon der flüchtigsten Beobachtung der weitesten Kreise auffallenden und daher am populärsten und allbekanntesten gewordenen Ausdruck findet dieses Prinzip im Vogelgesang, für den diese streng rhythmische Stilisierung zusammen mit der Hand in Hand mit ihr

gehenden melodischen und tonalen Stilisierung (Verwendung bestimmter, rein musikalischer und als solche meß- wie nachweisbarer Tonstufen) sowie der Stilisierung sämtlicher übrigen gleichzeitig mit der die stimmliche Äußerung verursachenden Kehlkopfmuskelbewegung erfolgenden sonstigen Reflexbewegungen (der Extremitäten: tanzartige Schritte, Gebärden und Gestikulationen; der Gesichtsmuskulatur: Mienenspiel der Physiognomie, Mimik; der Thorax-, der Bauchmuskulatur usw.) charakteristisch ist, so daß im Vogelleben diese drei Äußerungsgebiete des rhythmischen Wiederholungsprinzips: Gesang, Tanz und Mimik zu einem unzertrennlichen, unteilbaren Ganzen zusammengewachsen sind. Bekanntlich faßt sie die Biologie daher auch unter dem gemeinsamen Namen der tierischen Bewerbungskünste, Balz- und Flugkünste, zusammen und führte sie Darwin auf eine einzige gemeinsame Wurzel: die sexuelle Brunft, zurück. Uns interessiert davon hier für die Betrachtung unseres Problems nur die Tatsache, daß für diesen Zustand höchster Ekstase und Entrücktheit, wie er in der tierischen Brunft verkörpert ist (man denke nur an den balzenden Auerhahn, der in seiner durch die Brunft ausgelösten Sinnlichkeitsraserei vollkommen blind und taub für alles andere, selbst herannahende Gefahren u. dgl. wird), das entscheidende Kriterium ein ganz bestimmter psychophysischer Habitus ist, der durch die Tendenz zur fortwährenden, rastlosen, in genau den gleichen Zeiträumen sich abspinnenden, also rhythmischen Wiederholung derselben Bewegungen, Gebärden, Rufe, Schreie usw. charakterisiert ist. Aber gerade der in Rede stehende Vogelgesang zeigt bereits auch eine Weiterführung und Entwicklung dieses Wiederholungsmomentes, insoferne neben der eben flüchtig skizzierten tiefsten Stufe desselben: der Wiederholung immer nur desselben einen Schreies, einen Lautes, einen Tones usw., auch andere höhere Stufen formaler Entwicklung im Vogelgesang nicht nur anzutreffen sind, sondern sogar derart hervortreten, daß wir bei dem Worte ‚Vogelgesang‘ gerade in erster Linie an sie zu denken gewohnt sind, — Typen, die dadurch charakterisiert sind, daß die Wiederholung nicht mehr auf einen einzigen Schrei oder Ton beschränkt bleibt, sondern sich auf eine zu einer untrennbaren kleineren oder größeren

Gruppe zusammengeschweißte Mehrheit von Tönen: zwei, drei oder mehreren, bisweilen vielen: 20, 30 usw., erstreckt, in der also diese Töne zu einem Ganzen höherer Ordnung — wir bezeichnen solche Elemente musikalischer Gliederung in der Terminologie der Kompositionslehre je nach ihrer Ausdehnung und ihrem mehr oder minder abgeschlossenen Charakter als Motiv, Thema, Gang, Satz — zusammengeschmolzen sind, dem nach der psychologischen Fachausdrucksweise der Charakter der Gestaltqualität zuzusprechen ist. Das einfachste Beispiel dieser Wiederholung einer zu einem Motiv gewordenen Gruppe von Tönen — die Ornithologie und Biologie hat für diese Grundtypen des Vogelgesangs den Fachausdruck ‚Schlag‘ — ist der aus zwei Tönen, dem Motiv einer meist kleinen Terz, bestehende Kuckucksruf sowie der in der bekannten daktylischen Rhythmisierung sich haltende Wachtelschlag. Größere, tonreichere Motive sind schon die des Goldammerschlags, des Finken-, des Kohlmeisenschlags (‚Sitzida‘), des Gurrens der Wildtaube, des Pirolrufes (‚Vogel Bülow‘) usw. Als letzte und höchste Stufe in der Entwicklung des Wiederholungsmomentes im Vogelgesang muß man jene Typen ansprechen, bei denen der Vogel nicht auf den Besitz eines einzigen und einzelnen solchen Motivs beschränkt bleibt, sondern deren mehrere, ja oft sehr viele produziert, so daß er aus diesem Schatz von Motiven beliebig bald das eine, bald das andere herausgreift, wobei dann gewöhnlich — oder wenigstens häufig — das einzelne Motiv zwei-, dreimal, bisweilen noch öfter wiederholt wird, bevor er ein neues Motiv anstimmt. Der Schlag der Singdrossel ist ein Schulbeispiel für diesen Typus: ein Motiv wird ein- oder zwei-, eventuell auch drei- oder viermal wiederholt, worauf sofort ein neues Motiv sich anschließt, das ebenso wiederholt wird, dann folgt ein drittes, ein viertes Motiv usw. Auch der berühmte Nachtigallenschlag gehört in diese Gruppe: er besteht aus einer größeren oder geringeren Anzahl von Strophen (d. h. eben den erwähnten Elementartongruppen: Motiven), deren jede rhythmisch wie melodisch ein anderes Motiv darstellt: je nachdem nun der einzelne Sänger einen größeren oder geringeren Schatz solcher ‚Strophen‘ besitzt, wird er größere oder geringere Abwechslung in seinem Gesang bieten, eine und die-

selbe Strophe weniger oft oder häufiger wiederholen. Ähnlich, wenn auch nicht so deutlich nach Strophen geschieden, ist das Kompositionsprinzip des Gesangs der Amseln, Schwarzplättchen, Grasmücken, Lerchen usw.

Wenn im Vorstehenden der Erörterung des Vogelgesangs ein für den Rahmen der vorliegenden Betrachtungen vielleicht unverhältnismäßig großer Raum gewidmet worden ist, so ist dies doch durch die enorme Wichtigkeit zu rechtfertigen, die das Zutagetreten des Wiederholungsprinzips im Vogelgesang für die Verfolgung unserer weiteren Untersuchung namentlich betreffs der Musik der Natur- und Halbkulturvölker, aber auch für das Verständnis der musikalischen Formen in der gesamten europäischen Musikgeschichte hat; denn — wie dies gleich hier vorweggenommen werden kann — die Betrachtung der Musik aller eben genannten Völker wird uns zeigen, daß die gesamte musikalische Formung sich bei ihnen nach denselben Prinzipien und sogar nach denselben architektonischen Gesetzen vollzieht, wie sie uns schon im Vogelgesang entgegengetreten sind. Bevor wir uns aber der phylogenetischen Betrachtung der Entwicklung des Wiederholungsmomentes zuwenden, sei noch ein flüchtiger Blick in ontogenetischer Hinsicht, also auf die hier in Betracht kommenden Äußerungen des Kindes, gestattet. Welche ungeheure Bedeutung in diesen, wie überhaupt im Leben des Kindes, der rhythmischen Wiederholung zukommt, mag hier nur mit einigen Schlagworten in Erinnerung gebracht und braucht nicht näher ausgeführt zu werden. Schon der jedem Kinde innewohnende Drang zur Wiederholung einer und derselben Handlung (z. B. beim Spiel das Hinhalten und Wegziehen der Hand), derselben Frage (vergleiche das unermüdliche Fort- und Weiterfragen der Kinder, ohne auch nur die Antwort abzuwarten, aus bloßer Freude am Wiederholen der Frage, am rhythmischen Aneinanderreihen von Glied an Glied in der durch die erste Frage eingeleiteten Kette von Fragen), desselben Satzes oder derselben oft ganz sinnlosen, selbsterfundnen Worte, das bekannte, für das Kind charakteristische Wiederholen des wesentlichen Tenors des Wortlautes einer z. B. seitens des Lehrers an es gestellten Frage bei deren Beantwortung oder, wenn es beim Aufsagen eines auswendig gelernten Gedächtnis-

stoffes aus dem Geleise gerät, der Anfangspartie, das unermüdliche, wie eine Repetiermaschine rhythmisch-gleichförmig herableiernde Wiederholen derselben Worte und Phrasen bei den kindlichen ‚Abzähl‘-Versen, Spielreimen, Tanzliedern. Auszählprüchen u. dgl., — das alles sind Äußerungen und Erscheinungsformen des Wiederholungsmomentes, die man wohl als Symptome eines gewissen psychischen Automatismus, eines psychischen Trägheits- oder Beharrungsvermögens wird deuten dürfen, dessen letzte Wurzel man wohl ihrerseits in der Schwerfälligkeit und Langsamkeit des noch ungeschulten kindlichen Denkens, Apperzipierens, Fühlens usw., kurz: des gesamten, noch nicht zur vollendeten Funktionsfähigkeit des späteren reifen Menschen gelangten infantilen psychischen Lebens zu suchen haben wird. Dieser selbe Wiederholungsautomatismus tritt uns aber ganz unverhüllt auch noch beim erwachsenen Kulturmenschen entgegen, und zwar bei gewissen pathologischen Zuständen, so bei Verletzungen gewisser Gehirnpartien (z. B. durch Gehirnschüsse), wo die Patienten, bewußtlos darniederliegend, tagaus, tagein, stunden-, tage-, wochen-, monatelang wie aufgezogene Maschinen dieselbe Bewegung (z. B. drehendes Heben und Senken der Arme, Beine, in das Kissen bohrendes Zurückwerfen des Kopfes u. dgl.), dieselben Ausrufe, Schreie, Worte, Sätze u. dgl. wiederholen. ähnlich bei Idioten, Maniakern, Katatonikern, Paralytikern, Dementen, Hysterikerinnen usw., wo ebenfalls die rhythmische Wiederholung derselben Bewegungen, Gebärden, Worte, Sätze u. dgl. ein charakteristisches Symptom ihres Krankheitsbildes bietet, häufig auch noch — wie bei den eben genannten Katatonikern, Paralytikern, Hysterikern usw. — zu der Wiederholung, ähnlich wie bei den oben angeführten Beispielen aus der Tierwelt, eine krampfartig steife Stilisierung der ausgelösten Reflexbewegungen hinzukommt; seltsam geschraubte, komödiantenhaft-pathetisch deklamierende Redeweise, marionettenhaft steife, hölzerne Bewegungen, maschinenhaft gleichmäßig sich wiederholende schraubende, rollende, drehende, windende Körpervverzerrungen u. dgl. Auch die Krankheitsgeschichte in geistiger Umnachtung zugrundegegangener Künstler, Dichter, Denker usw. (wie z. B. Hölderlins, Lenaus, Hugo Wolfs, Nietzsches —: ‚Mutter, ich bin dumm‘) liefert zu dem in Rede

stehenden Thema traurige Belegbeispiele; auch Ibsen hat wohl diese Erscheinung in der berühmten Schlußszene seiner ‚Gespenster‘ bei den Worten Oswalds („Mutter, gib mir die Sonne!“) vor Augen gehabt. Daß übrigens auch im Leben des normalen Kulturmenschen dieses Wiederholungsprinzip in ähnlicher Weise wie bei den erwähnten pathologischen Zuständen zutage treten kann, zeigen gewisse Ermüdungserscheinungen wie z. B. das bekannte, bei sogenannten ‚spiritistischen Séancen‘ u. dgl. so häufig gegen den Schluß zu auftretende Phänomen derselben fortwährend gleichmäßig-rhythmisch sich wiederholenden spiral- oder kreisförmigen Bewegung der die Kette bildenden Hände, des Schreibens derselben Worte, des Zeichnens derselben Linie u. dgl. Übrigens wäre noch zu untersuchen, ob nicht auch das Stottern, also eine analoge Wiederholung desselben Phonationsaktes, nämlich der Phonation derselben Konsonanten oder Vokale, beziehungsweise Silben oder Worte u. dgl., ebenfalls in diesem Zusammenhang wenigstens zum Teil anzuführen wäre.

In geradezu überwältigender Wucht und Macht zeigt sich nun aber endlich auch noch das Moment der Wiederholung auf einem Gebiet, das im Verlaufe dieser Ausführungen bisher schon mehrmals, aber bis jetzt immer nur flüchtig, gestreift wurde: auf dem Gebiete der Musik der Natur- und Halbkulturvölker bis tief in die Musik der orientalischen (und selbst noch abendländischen) Kulturvölker hinein. Und es ist sehr bezeichnend, daß uns die gleichen formalen Entwicklungsphasen, die uns in der Musik der Tiere wie des Kindes begegnet sind, auch hier wieder in derselben Reihenfolge entgegen treten: die Wiederholung eines und desselben Tones einerseits, die Wiederholung einer ganzen Phrase andererseits. Die Gesänge der tiefststehenden Naturvölker, wie z. B. der Weddas auf Ceylon, der Maoris, Papuas, vieler polynesischer Stämme u. dgl., bestehen fast ausschließlich nur aus der fortwährenden Wiederholung eines und desselben langausgehaltenen Tones, an die sich, durch heulendes und winselndes, glissandoartiges Ziehen der Stimme verbunden, die nächststehenden oberen und unteren Töne, ebenfalls fortwährend wiederholt und immer wieder neu intoniert oder lang ausgehalten, anschließen. Es ist ungemein bezeichnend, daß — zu

einer Zeit, wo noch nicht einmal die ersten Anfänge der vergleichenden Musikwissenschaft vorhanden waren und es noch niemandem in den Sinn gekommen war, die Gesänge der Naturvölker vom vergleichend-morphologischen Standpunkte aus zu studieren, geschweige denn, daß man auch nur die leiseste Ahnung und blasseste Vorstellung von deren Bau und Wesen gehabt hätte — zu dieser Zeit also schon die geniale Intuition eines Dichters den eben geschilderten musikalischen Typus als den der primitivsten, rohesten und tiefsten Anfangsstufe aller Musik erkannt und mit einer psychologischen Feinheit und Exaktheit beschrieben hat, die dem gewiegtsten Musikwissenschaftler zur Ehre gereicht hätte. In seiner Novelle ‚Der arme Spielmann‘ gibt nämlich Grillparzer, um den gänzlichen Mangel an jeder musikalischen Begabung und die absolute musikalische Impotenz wie Gedankensterilität seines Helden zu charakterisieren, folgende Schilderung von dessen musikalischen Versuchen: ‚Ein leiser, aber bestimmt gegriffener Ton schwoll bis zur Heftigkeit, senkte sich, verklang, um gleich darauf wieder bis zum lautesten Gellen emporzusteigen, und zwar immer derselbe Ton, mit einer Art genußreichem Daraufberuhen wiederholt. Endlich kam ein Intervall. Es war die Quarte. Hatte der Spieler sich vorher an dem Klange des einzelnen Tones geweidet, so war nun das gleichsam wollüstige Schmecken dieses harmonischen Verhältnisses noch ungleich fühlbarer. Sprungweise gegriffen, zugleich gestrichen, durch die dazwischenliegende Stufenreihe höchst holperig verbunden, die Terz markiert, wiederholt, die Quinte darangefügt, einmal mit zitterndem Klang wie ein stilles Weinen, ausgehalten, verhallend, dann in wirbelnder Schnelligkeit ewig wiederholt, immer dieselben Verhältnisse, die nämlichen Töne. . . . Statt nach Sinn und Rhythmus zu betonen, hob er heraus, verlängerte er die dem Gehör wohltuenden Noten und Intervalle, ja nahm keinen Anstand, sie willkürlich zu wiederholen, wobei sein Gesicht oft geradezu den Ausdruck der Verzückung annahm.‘ Was Grillparzer hier von der ‚Musik‘ seines Helden sagt, könnte Wort für Wort, Satz für Satz in einer Schilderung der Musik der Naturvölker stehen und mit diesem Wortlaut für sie als eine ausgezeichnete Charakteristik zutreffen, und zwar speziell hinsichtlich der ersten Ent-

wicklungsstufe, der tiefsten und frühesten Phase: der, durch die Wiederholung eines und desselben Tones charakterisierten. An diese nun schließt sich als zweite, morphologisch bereits höher stehende Stufe jene, für die die Wiederholung ganzer Sätze und musikalischer Phrasen charakteristisch ist. Wenn z. B. Lenz von den Eingebornen am Gabun berichtet, daß sie ihn bei seiner Ankunft umtanzten und umhüpften unter fortwährender Wiederholung der zum Tanze gesungenen Worte: ‚Der weiße Mann ist ein guter Mann, er hat uns Salz gegeben‘, oder wenn Baumann ganz analog von Tänzen der Bube auf Fernando Po berichtet, bei denen die Worte ‚der Haifisch beißt des Bube Hand‘ unzähligemale als Textunterlage der zum Tanze gesungenen, ewig wiederholten, kurzen Phrase von einigen wenigen Tönen wiederholt wurden, oder wenn weiters unter anderen Kapitän Kotzebue von dem Eskimo berichtet, der, auf dem Schiffshinterteil sitzend und unverwandt nach der Richtung seiner in der Ferne entschwindenden Heimat starrend, tagaus, tagein ununterbrochen eine und dieselbe kurze Phrase von einigen wenigen Tönen eintönig vor sich herleierte, so sind dies Erfahrungen, die seither durch hunderte und tausende Aufnahmen von Gesängen der Naturvölker bestätigt worden sind: man vergleiche z. B. nur die von Hornbostel publizierten Transkriptionen phonographischer Aufnahmen von Gesängen der Eingebornen auf Buka und Koromida (Salomoninseln)! Eben dieses zweite Stadium der Entwicklung des Wiederholungsmomentes bei den Naturvölkern, also der Wiederholung ganzer Tongruppen oder Motive, ist aber nun für die Betrachtung unseres Problems von besonderer Bedeutung, weil wir in ihm den Embryo aller musikalischen Konstruktion bei den Kulturvölkern zu erblicken haben. Zunächst tritt uns dieses selbe Konstruktionsprinzip bei den verschiedensten Halbkulturvölkern, so z. B. Wotjaken, Syrjänen, Mordwinen, Tscheremissen u. dgl. entgegen, wo ein und dasselbe kurze, oft nur sechs bis acht Töne umfassende Motiv litaneiertartig unzähligemal zu immer neuen Textstrophen wiederholt wird. Dieses musikalische Litaneienprinzip, das genau so auch noch in den wundervollsten melodischen Gebilden des gregorianischen Chorals zutage tritt (das herrliche ‚Te deum laudamus‘, die Gesänge des Totenoffiziums u. dgl. sind

dafür prachtvolle Beispiele), liegt ebenso auch dem Maqamprinzip des heutigen arabisch-persischen Kulturkreises zugrunde, ähnlich wie es auch das Grundprinzip der unter anderen bekanntlich auch in der Bibel (Psalmen) häufig erwähnten, übrigens in ganz Vorderasien vom Altertum bis auf heute gebräuchlichen ‚Weisen‘ und der von ihnen abstammenden altgriechischen νόμοι bildet, beziehungsweise bildete. Das Wesen dieses Prinzips liegt bekanntlich darin, daß eine und dieselbe Gruppe einiger weniger Töne zu immer neuen Textworten immerwährend wiederholt wird, wobei die jeweils größere oder geringere Anzahl der neuen Textessilben der Anzahl der Töne des Motivs in der Weise angepaßt wird, daß je nach Erfordernis mehrere Silben auf einen und denselben mehrmals wiederholten Ton des Motivs untergebracht oder umgekehrt, wenn die Anzahl der Textessilben geringer als die der Töne des Motivs ist, mehrere Töne desselben als Melisma über einer Silbe angebracht werden. Genau dies ist übrigens auch die Technik, die uns, wie soeben vorhin erwähnt, auch im Litaneienprinzip des gregorianischen Chorals wie dem der oben angeführten Halbkulturvölker an der Wolga, am Ural usw. entgegentritt oder vielmehr, richtiger ausgedrückt: alle diese Formen — altorientalische Weisen, altgriechische Nomoi, arabisch-persische Maqamat, gregorianische Litanei usw. — sind nur aus einer einzigen, gemeinsamen Urwurzel hervorgegangen, sind nur lokal differenzierte Erscheinungsformen desselben Urprinzips und als solche daher alle miteinander im Grunde identisch (der Urausgangspunkt dürfte wohl in Vorderasien im grauesten Altertum, in einer archaisch-primitiven Litaneienform zu suchen sein). Auch das katholische Kirchenlied des Mittelalters zeigt bis tief in das 16. Jahrhundert hinein noch deutlich das Litaneienprinzip als Bauplan — man denke nur an Gesänge wie ‚Es sangen drei Engel ein süßen Sang‘ u. dgl. —; namentlich die sogenannten ‚Rufe‘ und ‚Schnitterhüpfel‘ sind typische Vertreter dieses Stils, der übrigens heute noch in gewissen Gattungen des europäischen Volksliedes, z. B. im kroatischen, mährischen, überhaupt vor allem im slawischen Volkslied, in etwas erweiterter Form aber auch in den Volksliedern und Tanzgesängen der Alpenbevölkerung — z. B. in den ‚G’stanzeln‘

und ‚Schnadahüpfeln‘ (= ‚Schnitterhüpfel‘) — fortlebt. Die Strophe des heutigen Strophenliedes in der Kunst- und Volksmusik ist das letzte Überbleibsel dieses Litaneienprinzips.

Für die musikalische Entwicklungsgeschichte ist dieses Prinzip schon deshalb von unermeßlicher Bedeutung, weil aus ihm unmerklich ein zweites, überaus wichtiges musikalisches Konstruktionsprinzip hervorwächst, ohne das die Entstehung und Existenz aller europäischen Musik undenkbar ist: das der Variation. Indem nämlich eine und dieselbe Gruppe von Tönen unzähligemal wiederholt wird, infolge von Ermüdung, Unaufmerksamkeit, Fehlern in der Intonation u. dgl. aber allmählich und zunächst ganz unmerklich sich kleine Veränderungen der einzelnen melodischen und rhythmischen Details: Tonhöhe, Zeitwerte der einzelnen Töne u. dgl., einschleichen, bilden sich bei den späteren Wiederholungen allmählich immer größere Divergenzen heraus, so daß schließlich unter Umständen die letzten Wiederholungen ein gegenüber dem Anfangsmotiv ganz verändertes, bisweilen gar nicht mehr zu erkennendes melodisches und rhythmisches Gepräge tragen, also ein neues musikalisches Motiv, einen neuen musikalischen Gedanken oder Einfall darstellen können. So ergibt sich denn das entwicklungsgeschichtliche Paradoxon, daß durch fortwährende Wiederholung d e s s e l b e n Elements (Motivs) ein a n d e r e s, n e u e s entsteht: aus der Wiederholung die Variation hervorgeht. Schon die Epoche des gregorianischen Musikstils bietet Beispiele dieses Prozesses in Hülle und Fülle: die Entstehung der Sequenzen des 9. und 10. Jahrhunderts z. B., die aus der Unterlegung neu gedichteter Textesworte unter gregorianische Weisen und deren bei fortschreitender Entwicklung immer kühneren, freieren und ungebundeneren Variierung, Überarbeitung und Umarbeitung hervorgingen, bis schließlich auf diesem Wege ganz neue Weisen zustandekamen. — schon die Entstehung dieser Gesänge also, die übrigens noch überaus deutlich und klar das Litaneienprinzip als Konstruktionsmodell aufweisen (man erinnere sich z. B. an die allerdings spätere prachtvolle Totensequenz ‚Dies irae‘ des Thomas a Celano!), ist ein klassisches Schulbeispiel für den eben angedeuteten Entwicklungsgang. Ein zweites frappantes Beispiel der überwältigenden Bedeutung des Wiederholungs-

und Variationsmomentes ist die Entstehung der Mehrstimmigkeit seit zirka dem 12. Jahrhundert: so schwer es für einen Menschen unserer Zeit auch vorzustellen ist, so ist und bleibt es doch Tatsache, daß die Menschen jener Zeit so ganz außerstande waren, zu einer gegebenen Stimme eine zweite, eine dritte, eine vierte hinzuzuerfinden, daß sie, um dem sich einstellenden Bedürfnis nach einer solchen zu genügen, dies nicht anders zu bewerkstelligen vermochten, als daß sie in diesen anderen, neuen Stimmen den Gang der gegebenen ersten wiederholten und deren Linie nachzeichneten, wobei allmählich in ganz ähnlicher Weise wie bei dem vorhin geschilderten Prozeß der Variierung auch hier allmählich die wörtliche, das ist tonale Wiederholung durch eine immer freier variierte Nachzeichnung verdrängt wurde, bis schließlich diese ursprünglich aus bloßer Wiederholung oder Nachzeichnung (Nachahmung, Imitation!) der ersten Stimme hervorgewachsenen neuen Stimmen das Bild einer vollkommen neu erfundenen melodischen Linie darboten. Die gesamte Entwicklung der Mehrstimmigkeit (Discantus, Contrapunctus) bis tief ins 15. Jahrhundert hinein ist eine einzige Illustration zu diesem Satze; man sehe sich nur z. B. die Kompositionstechnik der Tridentiner-Codices auf diesen Gesichtspunkt hin an! Aber auch in der Musikentwicklung seit dem 15. Jahrhundert spielt das Moment der Wiederholung noch eine unglaublich wichtige Rolle; man erinnere sich z. B. nur an die Entstehung der Suite aus der variierenden Wiederholung der Melodie des Reigen im Nach Tanz (Propörtz), an die zahlreichen musikalischen Tanzformen (Amener, basses dances, Bergamasco, Passamezzo, Passacaglia, Ciacona usw.), deren charakteristisches Kriterium die stereotype Wiederholung einer und derselben Figur, einer und derselben Gruppe derselben Töne, meist im Basse, ist, während die übrigen Stimmen über dieser gleichmäßig unverändert wiederholten Baßfigur selbständig ihren Weg weitergehen! Übrigens sind schon im Mittelalter, in der Zeit der Troubadours, Trouvères und Minnesinger, die Formen der Ballata und des Rondeaux (Rondellus), Virelais, Radels u. dgl. mit ihrer stereotypen Wiederkehr eines und desselben Teils im Wechsel von copla (couplet), bezw. piedi und refrain (ritornello, ripresa) Vorläufer dieses selben, später

in den eben erwähnten Tanzformen konsequent durchgeführten und ausgestalteten Prinzips, das bekanntlich auch noch im 17. und 18. Jahrhundert namentlich im Rondeau, im Da-capo-Teil der Arien und des ersten Teils der Sonatenform, in der Wiederkehr des ersten Teils der dreiteiligen Liedform und aller nach diesem Prinzip gebauten Tanz- sowie sonstigen Formen bis ans Ende der Wiener Klassikerepoche eine dominierende Rolle spielte und noch weit darüber hinaus bis an die Schwelle der unmittelbaren Gegenwart sich in Geltung erhielt. Und was ist die Imitation, was ist die Beantwortung des Hauptthemas (Führer, Dux) durch das Gegenthema (Gefährte, Comes) in der Fuge, was ist die Verschiedenheit dieser Beantwortung als tonale oder reale Beantwortung anderes als abermals eine variierende Ausnutzung des Wiederholungsmomentes? Aber damit ist die Bedeutung des Wiederholungsmomentes als musikalisches Konstruktionsprinzip noch lange nicht erschöpft. Wenn es, wie wir soeben gesehen haben, für die architektonische Gliederung im großen, für den Aufbau ganzer geschlossener Formen das Konstruktionsprinzip abgab, so bewährte es sich andererseits auch in der Binnenstrecke der melodischen Gliederung, für die Weiterführung und das Ausspinnen des melodischen Fadens, als unschätzbares, unentbehrliches Kunstmittel, insofern es in der Wiederholung eines und desselben Motivs, einer und derselben melodischen Phrase auf einer oder mehreren der nächst höheren oder tieferen Tonstufen das vorzüglichste und lange Zeit beliebteste Handwerkszeug zur logischen Fortspinnung des musikalisch-melodischen Fadens lieferte: die Sequenz- oder Rosalienfigur. Welche ungeheure Verbreitung und Bedeutung dieses Kunstmittel in der Musik vom 16. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts besaß, braucht hier nicht weiter ausgeführt zu werden: wenn man an musikalische Gebilde, wie z. B. die „Kreisleriana“ von Schumann (vor allem Nr. 1 und 2) mit ihrer fast einzig und allein nur auf dem Wiederholungsmoment und der Sequenz: dem Herum- und Überwälzen eines und desselben Motivs auf die verschiedensten Tonstufen beruhenden Kompositionstechnik denkt, oder die ganz gleichartige, riesenhafte Ausbeutung und Verwertung desselben Konstruktionsprinzips bei Wagner (besonders

im ‚Tristan‘, in den ‚Meistersingern‘ und ‚Nibelungen‘ — z. B. im ‚Walküren‘-Vorspiel, im ‚Feuerzauber‘, im ‚Rheingold‘-Vorspiel, im ‚Waldweben‘, Vorspiel zum dritten Akt ‚Siegfried‘, im Walkürenritt u. dgl. —, aber auch sonst, z. B. im ‚Holländer‘-Vorspiel) vergleicht, wenn man schließlich dazu weiter noch, als Beispiel aus noch späterer Zeit, die gesamte Musik Griegs (vor allem die ‚Peer Gynt‘-Suite I, Nr. 1, 2 und 4 — ‚Morgenstimmung‘, ‚Ases Tod‘, ‚In der Halle des Bergkönigs‘) heranzieht, die überhaupt fast nur aus der unerschöpflichsten Verwendung des in Rede stehenden Kunstmittels sich aufbaut, dann wird man sich erst voll und ganz darüber klar, welche ungeheure Tragweite in der Entwicklungsgeschichte des musikalischen Denkens für dessen Entfaltung dem Momente der Wiederholung zukommt.

Und damit sind wir bei jenem Punkte angelangt, wo die Betrachtung unseres Problems anfängt, weit über den Rahmen der einzelnen, bisher von uns ausschließlich betrachteten Kunst: der Musik, hinüberzugreifen in das unermeßlich weite Bereich der Psychologie alles menschlichen, geistigen Schaffens überhaupt, — also der Kunst-, Völker- und Sprachpsychologie insbesondere. Es ist sehr bezeichnend, daß schon am Beginne des 18. Jahrhunderts der Menschheit eine Ahnung von der tiefen psychologischen Bedeutung des in der Rosalienfigur zutage tretenden Wiederholungsmomentes aufzudämmern beginnt: wenn Mattheson die Sequenz oder Rosalie als die ‚Eselsbrücke‘ des Komponisten bezeichnet, um damit anzudeuten, daß die ausschließliche Verwertung dieses Prinzips als einziges Konstruktionsmittel als ein Zeichen von Ideenarmut oder Denkfaulheit anzusehen sei, und wenn auch wir Heutigen im allgemeinen eine übermäßige Anwendung dieses Kunstmittels ebenfalls in dem gleichen Sinne wie Mattheson zu deuten leicht geneigt sind, wenn weiters die Musik der Gegenwart in bewußter, direkt feindseliger Abkehr von diesem Konstruktionsprinzip jede Wiederholung in jeglicher Form, sei sie auch wie immer — auf derselben Tonstufe oder andern, die Wiederholung einer ganzen Phrase oder einzelner Töne — ängstlich perhorresziert, dann drängt sich von selbst die Frage auf, wie vom entwicklungspsychologischen Standpunkte, vom Gesichtspunkte der Entwicklungsgeschichte

der menschlichen Psyche und ihrer Funktionen: des Denkens, Fühlens, Empfindens usw. aus dieses in der Musik so allmächtig herrschende Wiederholungsmoment zu werten sei, ob wir in ihm ein vollwertiges Ausdruckssymptom des gegenwärtigen Entwicklungsstandes des europäischen Kulturmenschen des 20. Jahrhunderts zu erblicken haben oder ob wirklich die vorhin angeführten Meinungen mit ihrer geringschätzigen Beurteilung der Rosalie — und damit des Wiederholungsprinzips überhaupt — im Rechte sind, so daß wir also in letzterem das Symptom einer rückständigen Entwicklungsphase wenigstens in unserem musikalischen Denken und Fühlen vor uns hätten.

Und hier ist es nun die vergleichende Heranziehung der analogen Phänomene auf den übrigen Gebieten geistigen Schaffens, vor allem aber auf dem der Sprache und Dichtung, die ein überraschendes Licht auf unser Problem fallen läßt. Es zeigt sich nämlich, daß auch auf diesen Gebieten sich frappante Parallelerscheinungen zu den bisher auf dem Gebiete der Musik betrachteten Phänomenen nachweisen lassen, und zwar sowohl ontogenetisch als phylogenetisch. Was zunächst die Sprache des Kindes anbelangt, so ist bekanntlich eines der Hauptkriterien derselben die fortwährende Wiederholung derselben Worte, Laute, Sätze usw., — ganz so, wie dies auch beim kindlichen Gesange der Fall ist. Speziell die Wiederholung der für gewisse Vorstellungen oder Begriffe vom Kind spontan erfundenen oder aus der unvollständigen Apperzeption der von der Umgebung gehörten Worte, bzw. mangelnden Übung der Sprechwerkzeuge heraus gebildeten Laute ist bekanntlich ein Hauptkriterium; man denke an Bildungen wie ham ham, bapi bapi, heidi heidi, lu lu, gaki gaki u. dgl. (Hieran schlossen sich dann die aus bewußter, absichtlicher Nachahmung hervorgegangenen onomatopoetischen Lautbildungen wie mu mu, wau wau, miau miau usw.) Und auch später, wenn das Kind bereits so weit ist, sich mit seiner Umgebung in deren Sprache verständigen zu können, ist es bekanntlich ein wesentlicher infantiler Charakterzug, dieselben Worte, Sätze u. dgl. unermüdlich in spielerischer Weise, dazu singend, tanzend, hüpfend usw. zu wiederholen, ganz ähmlich, wie wir dies oben an den von Lenz, Baumann,

Kotzebue usw. beschriebenen Gesängen primitiver Völker beobachten konnten. Und damit sind wir auch schon bei der phylogenetischen Betrachtung: der der Sprache der Naturvölker, angelangt. Bekanntlich ist bei diesen, ganz ähnlich wie in der Kindersprache, die Wiederholung desselben Lautkomplexes: derselben Silben, Worte u. dgl. — ate ate, oku oku, anga anga — ein typisches Symptom, wie dies zahllose Beispiele solcher primitiver Sprachen (z. B. der Neger-, der polynesischen, australischen, amerikanischen Indianersprachen, auch noch des Malayischen usw.) zur Genüge dartun. Aber daß wir es hier nicht bloß mit rein lokal und durch spezielle topographische Verhältnisse bedingten, bloß auf gewisse Naturvölker beschränkten Phänomenen zu tun haben, sondern mit einem allgemeinen Entwicklungsgesetz, demzufolge allüberall in der gesamten Menschheit auf den frühesten Entwicklungsstufen die gleiche Erscheinung der Wiederholung derselben Lautelemente auftritt, ganz so, wie wir dies beim Kinde gesehen haben, dafür ist der beste Beweis die Tatsache, daß bekanntlich auch in den Sprachen der Kulturvölker vom Altertum bis in die Gegenwart herein noch deutliche Reste und Spuren dieses Phänomens erhalten geblieben und deutlich nachweisbar sind, und zwar ohne Unterschied der Rassen, in den hamitischen und semitischen Sprachen ebenso wie in den arischen. Nur einige Beispiele statt vieler möglicher anderer! Im Altägyptischen: nhmhm brüllen (Wurzel: hm), nḏddḏ bleiben (Wurzel: ḏḏ), ngḡḡs überquellen, überlaufen (Wurzel: ḡḡ), nḏḏḏ (Wurzel: ḏḏ), ḡḡḡḡ zittern (von ḡḡ), gbgb (von gbj schwach sein), rḡrḡ (von rḡw sich freuen), wḡḡḡ grünlich sein (von wḡḡ grün sein), kmkm schlagen (von km) usw. Im Äthiopischen: hamalmala grün sein (Wurzel: mal), fadḡada im Überfluß vorhanden sein (Wurzel: fadḡ), ḡḡḡḡ unersättlich sein (Wurzel: ḡḡ), adelaḡlaḡa er hat gewankt oder wanken gemacht, wurde erschüttert (Wurzel: laḡ) usw. Im Armenischen: hojd hojd, geragur, wachwachaji. Im Persischen: gonagon verschieden, allerlei, debdebe usw. Schon hier kann man bemerken, daß die Reduplikation der Wurzel häufig die Tendenz einer besonderen Betonung, sozusagen Unterstreichung des Sinnes des Grundwortes, eines Hervorhebens seiner Bedeutung, einer Steige-

rung seines Intensitätsgrades, also die Bedeutung des ‚gar sehr‘, ‚überaus‘, kurz des Superlativischen, in sich schließt. Schon die vorhin angeführten Beispiele aus dem Äthiopischen und Armenischen scheinen in diesem Sinne aufzufassen sein: fadfada im Überfluß vorhanden sein, šššš unersättlich sein, hojd hojd sehr (vgl. übrigens die gleiche Bedeutung der Wiederholung eines Wortes im heutigen Italienischen: pian piano, molto molto, poco poco, così così). Im Altägyptischen hat die Reduplikation der Wurzel häufig den Sinn einer sich wiederholenden Bewegung oder länger andauernden Tätigkeit, Arbeit u. dgl., daher dann wohl auch einer stationär gewordenen ursprünglichen Tätigkeit, d. i. also eines Zustandes, einer Eigenschaft, Farbe, eines Klanges oder des Instrumentes, mit dem dieser Klang hervorgebracht wird: z. B. kmkm (im Koptischen zur Bezeichnung für Trommel geworden), dada(t) (zaʒa[t], Harfe, vgl. dze dze an der ostafrikanischen Küste und auf Madagaskar), šššt (seschescht, das Sistrum) usw. Analog auch im Hebräischen: schalscheleth (eine zitternde Stimmbewegung, Triller) und Tseltselim (ein aus mehreren an einem gemeinsamen Gerüst aufgehängten Glöckchen bestehendes Musikinstrument bei der Tempelmusik), wobei allerdings letzteres Wort — ganz ähnlich wie auch das persische debdebe, grusinisch: dabdaba, Trommel — als rein onomatopoetische Klangnachahmung aus der uns hier interessierenden Kategorie archaisch-infantiler Urreduplikationen als nicht streng dazugehörig auszuschneiden sein mag. (Wie leicht übrigens Worte als scheinbare Onomatopoetica irrtümlich auf die Nachahmung des Klanges zurückgeführt werden können, ohne in Wirklichkeit daraus entstanden zu sein, zeigt das vorhin angeführte Beispiel der Herkunft des koptischen kemkom Trommel aus dem altägyptischen kmkm schlagen.) Schon im Altägyptischen kann man weiters auch schon das gelegentliche Hinzutreten einer Kausativ- oder Iterativbedeutung bei diesen Reduplikationen beobachten (so z. B. kausativ: šnfḥḥ von ḥḥ lösen, šnhbḥb von ḥb, iterativ: šd3d3 zittern), welche letztere Bedeutung übrigens auch schon für die vorhin angeführten Beispiele w3d3d, rārš, gbgb usw. zutrifft. Schließlich sind im Altägyptischen noch eine ganze Reihe von Wortbildungen nachzuweisen, die sich deutlich als

spätere Verkürzungen ursprünglich alter reduplizierender Formen erweisen lassen, so z. B. *che* = *aha* stehen, *njn* jung sein, *grg* Fallen stellen, *shs* laufen u. dgl. Ist es bei den hamitischen und semitischen Sprachen vorzugsweise die Iterativbedeutung, die sich mit der Wurzelreduplikation zu verbinden pflegt, so ist es in den indogermanischen Sprachen vor allem die perfektische Bedeutung, die dadurch zum Ausdruck kommt. Noch im vedischen Sanskrit wird bekanntlich das Perfekt oft noch durch die einfache Wiederholung des Wurzelbegriffs gebildet: *cara cara*, *cala cala*; im weiteren Gang der Entwicklung wird dann diese Wiederholung der ganzen Wurzel allmählich abgeschwächt und abgekürzt zur Reduplikation der Anfangslaute, z. B. Stamm: *pac* kochen, Perfekt: *papāca*. Dies ist der Stand, der uns bekanntlich auch noch in der griechischen und lateinischen Perfektbildung durch Reduplikation begegnet. Aber auch von dieser Bedeutungsnuancierung bei Verben ganz abgesehen, spielt die Wiederholung des Stammes oder der Wurzel auch bei der Nominalbildung in den Anfangsstadien der Sprachentstehung der Menschheit genau dieselbe Rolle wie in der Kindersprache; und vor allem sind es bezeichnenderweise bekanntlich die Patronymica und Bezeichnungen der nächsten Familienmitglieder, also vor allem der Eltern, in denen diese urarchaisch-infantile Wiederholung das sprachschöpferische Prinzip ist. Man wird in dieser Hinsicht direkt von einer Ur-epoche des Infantilismus in der Entwicklungsgeschichte der Sprache sprechen dürfen oder vielmehr müssen. Alle Bezeichnungen von Vater, Mutter, u. dgl. — wie *baba*, *atta*, *dada*, *deda*, *mama*, *ummu*, *em* u. dgl., auch Verwandtenbezeichnungen wie im Germanischen das Wort „Muhme“¹ — gehören dieser Urkindersprache der Menschheit an und sind natürlich nichts anderes als die durch die ersten schüchternen Lippenbewegungsversuche und dazwischen eingeschobenen Phona-tionsstöße entstandenen frühesten Lautgebilde der infantilen Sprache der Urmenschheit. Und so wie bei den ersten Sprech-

¹ Herrn Universitätsprofessor Dr. Rudolf Much, dessen freundlicher Mit-
teilung ich dieses Detail verdanke, bitte ich, hierfür an dieser Stelle
meinen besten Dank für seine Liebenswürdigkeit entgegennehmen zu
wollen.

versuchen und Lautäußerungen des Kindes das in letzter Linie gewiß natürlich auf gewisse psychophysiologische Reizzustände zurückgehende und durch sie ausgelöste Wiederholungsmoment das gestaltende Formprinzip ist, genau so zeigen uns also auch die frühesten Sprechversuche der Urmenschheit, so wie sie in den Uranfängen der Sprache und deren ältesten, noch aus grauester Urzeit in die Gegenwart herübergeretteten Rudimenten und Resten sprachlicher Urgebilde noch nachweisbar sind, dasselbe Prinzip in der gleichen Rolle.

Aber so wie in der Entwicklungsgeschichte der Kindersprache wie auch in der Musik an jene erste, tiefste und rohste Urphase der Wiederholung eines und desselben Lauts, Tones, Wortes u. dgl. als zweite Phase sich die der Wiederholung ganzer Laut-, Ton-, Wortgruppen usw., also ganzer Motive, Phrasen, Sätze u. dgl. schließt, genau so ist auch in der Entwicklung der menschlichen Sprache der gleiche Entwicklungsgang und dieselbe Reihenfolge der gleichen Entwicklungsperioden nachweisbar. Das Material für diesen Nachweis liefert uns die Literaturwissenschaft in dem Schatz von sprachlichen und dichterischen Ausdrucksformen, die im Verlaufe der Kulturgeschichte in den Literaturen der verschiedensten Völker und Zeiten vom grauesten Altertum an bis in die Neuzeit, ja Gegenwart herein aufgetreten und erhalten geblieben sind. Was zunächst die Wiederholung ganzer Wortgruppen, Sätze u. dgl. anbelangt, so sei vor allem auf jene Formelhaftigkeit verwiesen, die immer und überall in allen Kulturen bei den verschiedensten Völkern und zu den verschiedensten Zeiten als das wesentlichste Hauptmerkmal archaischen Ursprungs nachweisbar ist: in den altägyptischen, sumerischen, babylonisch-assyrischen Dichtungen ebenso wie in der Bibel, den Veden und dem Schiking, in den altmexikanischen Götterhymnen ebenso wie in den Upanishads und altarabischen Gedichten, in altpersischen Keilschriften ebenso wie im Avesta und Schahname des Firdusi, in den Makamen des Hariri ebenso wie im Koran und bei den persischen Lyrikern, bei Homer (man erinnere sich nur an die ständige Wiederkehr typischer Epitheta ornantia oder die wort- und silbengetreue Wiederholung oft ganzer langer Par-

ten von 20, 30 oder noch mehr Versen!) ebenso wie im Nibelungenlied und in der Edda, im altesthnischen National-epos Kalewipoeg ebenso wie im finnischen Kalewala und in den altfinnischen Runen- und Zauberliedern (Runolaulua), in altserbischen Heldenliedern, überhaupt in den epischen und lyrischen Gesängen der verschiedenen slawischen Stämme, ebenso wie in georgischen, mingrelischen u. dgl. Dichtungen. Welche ungeheure Rolle im altgermanischen Leben, Denken und Dichten diese auf der Wiederholung ganzer Laut- oder Wortgruppen, Sätze oder mindestens einzelner Klangelemente: bestimmter Laute (Konsonanten, Vokale) oder Silben beruhende Formelhaftigkeit spielte, sei nur durch den Hinweis auf die unbeschränkte Herrschaft des Alliterations-, bezw. Assonanzmomentes in der Edda und den altskandinavischen Dichtungen überhaupt als einziges und ausschließliches formendes und gestaltendes Prinzip, auf die Formelhaftigkeit im deutschen Rechtsleben: seinen Weistümern, Rechtssprüchen u. dgl., in den mittelalterlichen Urkunden, Regesten, Chroniken u. dgl., wie schließlich auf die zahlreichen, noch bis auf heute fortlebenden alliterierenden, bezw. assonierenden Formeln wie ‚Gut und Blut‘, ‚Stock und Stein‘, ‚Kind und Kegel‘, ‚Mann und Maus‘, ‚Stumpf und Stiel‘, ‚Sack und Pack‘ usw. kurz in Erinnerung gebracht. Ganz analog kam auch im griechisch-römischen Altertum dieser Formelhaftigkeit — man vergleiche als Zeugen dessen nur unter anderem die sogenannten ‚Klauseln‘ in der Sprache der antiken Redner, Geschichtsschreiber, Dichter usw., als deren letzter Überrest noch der ‚cursus‘ im gregorianischen Choral fortlebte — eine ganz ungeheure Bedeutung zu, wie man ihr übrigens genau so auch bei den großen orientalischen Kulturvölkern des Altertums begegnet, ebenso wie übrigens nicht anders auch später im europäischen Mittelalter bei sämtlichen Kulturvölkern des Abendlandes bis auf die Gegenwart herein bei feierlichen Anlässen des öffentlichen wie Privatlebens usw. Wie tief diese auf dem Moment der Wiederholung basierende Formelhaftigkeit in dem Denken der alten Kulturvölker eingewurzelt war, wie sie namentlich bei ihren Versuchen, sich in die Höhen rein abstrakten, also philosophischen Denkens aufzuschwingen, die unentbehrliche Krücke und Stütze ab-

geben mußte, auf die gestützt das noch ungeschulte, schwerfällige und langsame Denken dieser frühen Menschheit sich ganz langsam und mühsam von Begriff zu Begriff, d. i. also — im sprachlichen Ausdruck — von Wort zu Wort, Satz zu Satz emporarbeitete, sozusagen: emporräckelte, illustriert am besten das überaus schwerfällige, mühsam in endlosen Wiederholungen sich vorwärtsarbeitende formelhafte Denken in den Upanishads oder den buddhistischen heiligen Schriften (man denke z. B. an das Formelwesen der Predigten und Lehren Buddhas mit ihrer weitschweifigen, umständlichen Wiederholung aller früheren Glieder einer logischen Schlußkette beim Hinzutreten eines neuen Gliedes!); auch die bekannte Dichotomie in der sokratischen Argumentationstechnik der platonischen Dialoge ist wohl ein Überbleibsel dieser archaischen Schwerfälligkeit aus der Frühzeit menschlichen Denkens. Von dieser primitiven, bezw. archaischen Wiederholung derselben lautlichen Elemente (denn die Wiederholung desselben Gedankens führt naturgemäß als zu ihrer notwendigen Konsequenz zur Wiederholung des lautlichen Ausdrucks für diesen selben Gedanken, also zur Wiederholung derselben Artikulationselemente: Laute, Silben, Worte, Sätze) finden sich nun in der Dichtung aller Völker und Zeiten, der Natur- wie der Halbkultur- und Kulturvölker, zahllose Reste und Spuren: von Alliteration, Assonanz, Reim usw. — von denen gleich im folgenden noch ausführlicher die Rede sein wird und in denen das Hereinspielen des Variationsmomentes in das Wiederholungsprinzip zutage tritt — angefangen über die Wiederholung einzelner Worte und Phrasen bis zur Wiederholung ganzer Sätze und Satzglieder: Kehrreim, Refrain, Kettenreim. Wenn z. B. in der malayischen Dichtung das Fortspinnen des gedanklichen Fadens in der Weise erfolgt, daß stets der zweite und vierte Vers der einen Strophe als der erste und dritte der nächstfolgenden wiederkehrt — man erinnere sich an die Nachbildung dieser Formen unter anderem z. B. in Chamissos „Gedichte in malayischer Form“! —, so haben wir hier nichts anderes vor uns, als was uns — allerdings in bereits mehr abgeschwächter, verfeinerter und vergeistigter Weise — in analogen späteren Formen der europäischen Kunstdichtung (vor allem der Romanen): im

Triolet, im Cancion, in der Glosse u. dgl. entgegentritt; und schließlich, was ist das Prinzip der Reimstellung in den Formen der Ottave, Siziliane, Terzine, Sestine, Dezime, des Sonnetts usw. anderes als dasselbe Wiederholungsmoment: die Wiederholung desselben Klanges (aber, wie bereits vorhin betont, allerdings verfeinert und abgeschwächt, insofern sie hier auf den Gleichklang von Silben — Reim — beschränkt ist)? Das getreueste, am wenigsten veränderte und abgeschwächte Abbild der archaischen und primitiven Wiederholungsformen ist der Refrain, wie dies schon sein Name — provenzalisch: *refrim* ‚Widerhall‘ — zum Ausdruck bringt. (Vgl. übrigens die analoge Bezeichnung ‚ripresa‘, bzw. ‚ritornello‘ für den stets unverändert wiederkehrenden Teil im Bau des *rondellus* und der *ballata*.)

Wir sehen also, wie in vollster Übereinstimmung mit dem analogen Entwicklungsgang in der Musik auch in Sprache und Literatur die gleichen Entwicklungsphasen und Erscheinungsformen des Wiederholungsmomentes uns entgegentreten: der Wiederholung desselben Tones entspricht die Wiederholung derselben Laute, der einer ganzen Tongruppe — Motiv — die ganzer Worte, der ganzer musikalisch-architektonischer Glieder die ganzer Sätze und Verse. Unsere heutige Strophe in der Dichtung ist so der letzte Überrest des alten Litaneien- und Weisen-, des altorientalischen Maqamprinzips, und in der Wiederholung desselben Klanges, wie sie der Reimfolge der oben erwähnten romanischen Strophenformen als gestaltendes Prinzip zugrunde liegt, tritt dasselbe Moment zutage, das in der Musik zu analogen Gebilden wie den Rosalien, Sequenzen u. dgl. geführt hat. Aber diese Parallelentwicklung läßt sich auf beiden Gebieten auch noch weiter bis in nähere Einzelheiten verfolgen. Wir sahen oben, daß in der Musik bei der Wiederholung einer und derselben Phrase, wie sie dem Litaneienprinzip zugrunde liegt, durch unabsichtliche, ganz unmerkliche Veränderung kleiner und kleinerer Details allmählich neue Gebilde entstehen und so das Wiederholungsmoment ganz automatisch in das Variationsmoment übergeht; auf späteren Stufen der Entwicklung: beim Kulturmenschen und in der Kunstmusik, wird dann dieses zunächst rein erfahrungsgemäß und unbeabsich-

tigt sich einstellende Gestaltungsprinzip bewußt und absichtlich aufgegriffen und planmäßig zur Gewinnung neuer musikalischer Gedanken verwendet: die Variationsform unserer Kunstmusik ist der Niederschlag des planmäßigen, bewußten und absichtsvollen Strebens, auf rein rationellem Wege, methodisch und systematisch durch in kleinen Details fortwährend verändernde Wiederholung zu neuen musikalischen Einfällen, Gedanken, Gebilden und Gestaltungen zu gelangen. Es ist nun sehr bezeichnend, daß genau dieses selbe Stadium des Überganges des Wiederholungs- in das Variationsmoment uns in analogen Erscheinungsformen auch in der Sprache und Literatur begegnet, und auch hier mit derselben entwicklungsgeschichtlichen wie artistisch-methodischen Tendenz. Der Kern- und Ansatzpunkt des Variationsmomentes in Sprache und Literatur liegt in der ursprünglich natürlich ganz unbeabsichtigten, später aber (auf höheren Entwicklungsstufen als denen der Naturvölker) spielerisch und artistisch verwerteten Wiederholung derselben Laute (Konsonanten, Vokale) oder des gleichen Klanges (einer ganzen Silbe, Lautgruppe u. dgl.) mit Veränderung einiger kleiner Details, also z. B. bei Wiederholung desselben Konsonanten Veränderung der begleitenden Vokale — Urwurzel der Alliteration — oder analog bei Wiederholung desselben Vokales Veränderung der begleitenden Konsonanten — Urwurzel der Assonanz — oder endlich bei Wiederholung desselben Klanges, einer ganzen Lautgruppe, Veränderung der Anfangsbuchstaben der betreffenden Silbe — Urwurzel des Reims — oder sonst des einen oder anderen Lautes in der im übrigen sonst gleichbleibenden Lautgruppe — Urwurzel des Wortspiels. Natürlich ist auch für alle diese Erscheinungen in letzter Linie der Urgrund in rein psychophysiologischen Momenten, der eingangs dieser Betrachtungen erwähnten Tendenz aller organischen Substanz zur rhythmischen Innervation, also zur gleichförmigen Wiederholung der durch äußere oder innere Reize ausgelösten Reflexbewegungen einerseits, der durch zufällige oder absichtliche Veränderungen der den Ausdruck bedingenden Begleitumstände andererseits zu suchen. Wenn z. B. der Säugling Lautbildungen wie baba, mama, dada u. dgl. produziert, so ist für diese wie auch längere ähnliche Bildungen wie lala-

lala, mamamama, babababa, dadadada u. dgl. ganz offenkundig genau so das soeben ersterwähnte Moment entscheidend, wie andererseits kleine Änderungen z. B. der Vokalisierung: babä, mamä, dade, deda usw. aus dem zweitangeführten Moment zu erklären sein werden. Auch das Stottern ist ebenfalls wieder in diesem Zusammenhang heranzuziehen, insoferne in ihm dieser eben erwähnte psychophysiologische Automatismus der rhythmischen Innervation ausgelöster Reflexbewegungen genau so wie beim Lallen des Säuglings zutage tritt; und daß das Stottern, von den direkt pathologischen Fällen abgesehen, auch beim gesunden Normalmenschen bekanntlich im Zustande heftigster Erregung, Überraschung und Fassungslosigkeit auftreten kann, zeigt, daß dieser psychophysische Automatismus der Wiederholung spontan in Funktion tritt, wann und wo immer das Bewußtsein und der Wille für kürzere oder längere Zeit — Augenblicke oder Sekunden (wie beim Stottern aus Überraschung und Fassungslosigkeit), Sekunden oder Minuten (in heftigster Erregung und Leidenschaft), Stunden, Tage, Wochen oder Monate (in pathologischen Zuständen: bei Hysterikern, Katatonikern, Manikern, Verletzung gewisser Gehirnpartien u. dgl.) — in der Psyche die Führung verliert. Für die naive Beobachtung und populäre Auffassung stellt sich dies dann in dem Lichte dar: weil der Beobachtete im Zustande der Überraschung, Fassungslosigkeit, des ‚Außersichseins‘, weil seine Psyche also aus dem Gleichgewichte geraten ist, deshalb stottert er, bzw. stellt sich bei ihm das Phänomen der automatischen, rhythmischen Wiederholung ein. In Wirklichkeit ist es natürlich gerade umgekehrt: weil bei dem Beobachteten der bei ihm wie bei jedem Lebewesen latent vorhandene, aber im normalen Zustande von Bewußtsein und Wille zurückgedämmte Wiederholungsautomatismus in dem Augenblicke, wo für Sekunden, Minuten u. dgl. die Kontrolle dieser psychischen Zensurbehörde wenigstens vorübergehend für kürzere oder längere Zeit aufgehoben ist, unaufhaltsam sich hervor-drängt und in Funktion tritt, ist der Organismus diesem automatischen Repetitionszwang solange ohnmächtig ausgeliefert, bis es Bewußtsein und Wille gelingt, die Zügel der Herrschaft über die Psyche wieder an sich zu reißen. Das

Stottern ist sozusagen nur das Ventil der der Psyche immanenten automatischen Repetitionsmaschine, dieses perpetuum mobile, das vielleicht nicht zufällig eine rein physiologische Parallele im perpetuum mobile der Blutzirkulation: des Herz- und Pulsschlages, findet. Rein praktisch, im Verhalten des Subjekts selbst, äußert sich nun diese psychische Gleichgewichtsstörung immer in der gleichen Weise: wann und wo immer das Subjekt aus dem psychischen Gleichgewichte gerät, „die Fassung verliert“, „nicht weiter weiß“, wann und wo immer also Bewußtsein und Wille aus irgendwelchen psychischen oder physischen Gründen versagen oder außer Kraft gesetzt sind, stellt sich im betreffenden Individuum der Drang zur Wiederholung derselben Bewegungen, Laute, Gebärden u. dgl. ein. So wird diese Wiederholung subjektiv vom Individuum sozusagen als Krücke, als Stütze, als Mittel, das verlorene psychische Gleichgewicht wieder zu erlangen, genützt: indem es die Zeit vom Eintritt der Störung des psychischen Gleichgewichts bis zum Moment der Wiederkehr desselben durch diese Wiederholung ausfüllt, gewinnt es Zeit, durch Konzentration des Willens und Bewußtseins „sich zu sammeln“, seine Fassung, d. i. das gestörte oder verlorene Gleichgewicht, wieder zu erlangen. So dient also das Wiederholungsmoment objektiv, rein biologisch und physiologisch betrachtet, als vikarisierendes Äquivalent für das gestörte psychische Gleichgewicht, während es subjektiv vom Individuum zugleich als sozusagen: Kunstmittel, die eingetretene Störung des psychischen Gleichgewichts zu markieren, und als Sprungbrett, durch stets erneute Bewegungsansätze das gestörte Gleichgewicht wiederzugewinnen, die Herrschaft des bewußten Willens wiederherzustellen, ausgenutzt wird. Dies scheint mir im letzten Grunde die psychophysiologische Wurzel des Wiederholungsmomentes, wie es im Stottern, in der Wiederholungsmanier des Kindes, des Primitiven, des pathologischen Individuums, ja auch in der Ausnützung des Wiederholungsprinzips in der Kunst der Kultur- und Halbkulturvölker zum Ausdruck kommt, zu sein: das Kind, der Primitive, der Halbkulturmensch, deren noch ungeschultes, schwerfälliges Denken und Vorstellen nur mühsam und überaus langsam sich von einer einmal errungenen Position einer

neuen, von einer Vorstellung einer andern neu hinzukommenden zuzuwenden vermag, erleichtert sich diesen psychischen Stellungswechsel, indem es die letzteingenommene Stellung fortwährend wiederholt und dabei unmerklich kleine Änderungen vollzieht, ähnlich wie ein schwerfälliger Körper einen Platzwechsel durch fortwährendes sich Drehen und Wenden, Hin- und Herwälzen, scheinbares nicht von der Stelle Kommen und doch fortwährendes Verändern der Lage, scheinbar auf dem Platze Bleiben und doch fortwährenden Wechsel, scheinbare Ruhe und doch fortwährende Bewegung vollzieht. Das Wiederholungsmoment in der Musik der Primitiven, des Kindes u. dgl. ist die typische Illustration zu dem eben Gesagten: der Australier, der einen und denselben Ton unzähligemal wiederholt, um an diesen fortwährend wiederholten oder lang ausgehaltenen Ton in heulendem Portamento dann einen zweiten, einen dritten anzuschließen, der Eskimo, Wotjake, Syrjäne oder Mordwine, der immer und immer wieder eine und dieselbe Phrase derselben wenigen Töne wiederholt, wobei kleine Details unmerklich verändert werden und allmählich die späteren Wiederholungen von den früheren merklich divergieren, sie alle schaffen sich mit dieser ewigen monotonen Wiederholung im letzten Grunde — natürlich vollkommen unbewußt und unabsichtlich, rein instinktiv — nichts anderes als die Basis, das Sprungbrett, von dem aus das ungeschulte, schwerfällig langsame Denken und Vorstellen sich zu der Vorstellung (und demgemäß Intonation) eines neuen musikalischen Vorstellungselementes: eines neuen Tones, einer neuen musikalischen Phrase, eines neuen Motivs sozusagen emporschnellt oder -wälzt. Das Mittel hiezu ist, wie wir schon oben sahen, die bei fortwährender Wiederholung sich einschleichende, zunächst ganz unmerkliche Veränderung kleinster und kleinerer Details: die Variierung in der Wiederholung, wie wir sie oben an dem typischen Schulbeispiel der musikalischen Litaneienform zu beobachten Gelegenheit hatten.

Genau die gleiche Erscheinungsform desselben Prinzips tritt uns nun aber auch in Sprache und Literatur in der Entwicklung der dichterischen Ausdrucksformen entgegen. Wenn in der altnordischen und altgermanischen Dichtung überhaupt

der Stabreim, die Alliteration, oder bei den romanischen Völkern die Assonanz es ist, die als Gestaltungsprinzip Wort an Wort zu einer Kette — Vers — aneinanderreihen, was ist dies anderes als die Wiederholung eines und desselben Klanges, d. i. lautlichen Elementes (desselben Konsonanten, desselben Vokals), die hier also genau dieselbe Funktion ausübt wie in der Musik die Wiederholung desselben Tons? Und so wie hier, in der letzteren, bei der Wiederholung derselben musikalischen Phrase, die Veränderung ganz kleiner Details allmählich zur Entstehung einer neuen Tongruppe, eines neuen Motivs, also zur Entdeckung eines neuen musikalischen Gedankens führt, genau so leitet auch in Sprache und Dichtung die Wiederholung desselben Klanges, d. i. derselben lautlichen Elemente: der Konsonanten bei der Alliteration, der Vokale bei der Assonanz, der ganzen Silbe beim Reim, unter Veränderung der übrigen begleitenden Umstände — der Vokale bei der Alliteration, der Konsonanten bei der Assonanz, des Anlautes der Silbe beim Reim — zur Heranziehung neuer Worte und damit natürlich auch neuer Begriffe über. So ist es denn die Wiederholung desselben Klanges: der Gleichklang oder der ähnliche Klang, der für die Phantasie des Dichters wie des Komponisten die Brücke zu neuen Gebilden, d. i. also zur Heranziehung neuer Vorstellungen und Begriffe wird. Das gleiche zeigt sich am Treiben des Kindes, wenn es spielerisch nach dem Gleichklang der Silben und Laute sinnlose Worte und Silben erfindet und aneinanderreicht, die aber stets durch das Band des Gleichklangs und Rhythmus fest aneinander gekettet sind, oder wirkliche gleich oder ähnlich klingende Worte der Sprache ohne Rücksicht auf den Sinn oder unter Vergewaltigung desselben miteinander verkettet. Auch in gewissen pathologischen Zuständen (so bei Paralytikern, Katatonikern, Maniakern, auch im Zustande starker Trunkenheit, bei Ideenflucht u. dgl.) tritt uns das gleiche Bild entgegen, insoferne der Patient in ganz sinnloser Weise gleich oder ähnlich klingende Worte aneinanderreicht, wobei die infolge aufgetretener Sprachstörungen sich einstellende lallende Wiederholung derselben Anfangs- oder Binnenlaute (Konsonanten oder Vokale) die Entstehung gleich oder ähnlich klingender Worte und Silben nach dem Prinzip der Alliteration

oder Assonanz noch besonders begünstigt; so liefert uns also auch die Betrachtung der psychopathischen Phänomene recht charakteristisches Belegmaterial für den Nachweis einer Komponente in der Entstehung des Alliterations- oder Assonanzprinzips. Und nicht anders verhält es sich mit dem Schaffen des Dichterlings und Stümpers in der Poesie, der seine Phantasie durch den Gleichklang des Reimes zur Heranziehung von Worten und Begriffen, die dann recht gezwungen und unlogisch ohne jedes innere logisch-zwingende Band, nur dem Reim zuliebe, aneinandergereiht nebeneinander stehen, anregen läßt. Besonders stark endlich zeigt sich dieses in Rede stehende Moment auch in der ungeheuren Wichtigkeit, die das Spiel mit dem Gleichklang der Laute, Silben, Worte u. dgl. für alle Dichtung: primitiver, archaischer und Halbkultur-, aber auch noch hochentwickelter Kulturvölker hat; man erinnere sich z. B. nur an die überwältigende Bedeutung der Wortspiele in den orientalischen Dichtungen, z. B. den Makamen des Hariri, überhaupt in der arabischen und persischen Poesie usw., aber so auch in der Bibel, in den Upanishads (mit ihrer Deutung von Begriffen aus dem Gleichklang des betreffenden Ausdrucks mit einem anderen Wort) u. dgl.! Und so wie beim Kind und beim Dichterling, so geht das ganze dichterische Schaffen der Natur-, Halbkultur-, archaischen und noch lebenden Kulturvölker aus diesem im Gleichklang (dem Reim, Refrain usw.) verankerten variierenden Wiederholungsmoment hervor. Wer z. B. je Gelegenheit hatte, die kurzen vierzeiligen Weisen (Maqamat) der Kasantataren, Mischeren, sibirischen Tataren u. a. musikalisch wie textlich zu untersuchen, der weiß, daß diese kleinen Dichtungen (die etwa den ‚G’stanzeln‘ und ‚Schnadahüpfeln‘ unserer Alpenbevölkerung vergleichbar sind) als besonders charakteristisches Merkmal das Herauswachsen des Sinnes aus dem Spiel mit gleich oder ähnlich lautenden Silben, Worten u. dgl. zeigen und erst durch die Häufung und Aneinanderreihung derartig gleich oder ähnlich klingender Lautgebilde der gedankliche Inhalt des Gedichtes zustande kommt: das Aussprechen eines Wortes ruft in der Seele des ‚Dichters‘ assoziativ die Vorstellung eines durch ein gleich oder ähnlich klingendes Wort ausgedrückten anderen Begriffes hervor, welches andere Wort

nun herangezogen und irgendwie inhaltlich mit dem ersten in Verbindung gebracht wird, das zweite kann dann in ähnlicher Weise ein drittes, dieses ein viertes usw. gleich oder ähnlich klingendes Wort im Gefolge nach sich ziehen, und so spinnt sich in fortwährendem Spiel mit gleich oder ähnlich klingenden Lauten, Silben, Worten u. dgl. ein gedanklicher Faden an, der einzig und allein an dem Gleichklang der Lautgebilde hängt und in ihm allein seine logische Rechtfertigung findet, ganz ähnlich, wie dies bei dem schon vorhin als Beispiel angeführten Phänomen der Gedankenflucht der Fall ist. Einige Beispiele solcher kasantatarischer, mischerischer und sibirischer Makamen² mögen das eben Gesagte illustrieren:

Enkej benné tapkačtēñ
ak bilenge bilegen
ak bilenlerge bilegen
bezitē bulsēn dimegen.

Bězneñ basu zur basu
tuška tije túteren
etc. . . .

Tégerek tégerek tékték basép
ana kile kük kujan
kük kujan — tik ekrén basép
jarén kile tiz ojan.

Ak kügerčín — de gürlej
kük kügerčín — de gürlej
etc. . . .

Alda bulyan žuŷalé
güldö bulyan žuŷalé
žeš ŷomurlar uzép bara
reŷet kurgen žuŷalé.

Bijék bijék izvada
čigu čige kěz bala
čigu čikken kěz balanč
žudajém bzdin kězŷana.

Kazan kalasé — miken
kamaj balasé — miken
enkesēnde bik maktēlar
kězēn alasé — miken.

Alajda ŷumér uza
bulajda ŷumér uza
kigen kijém ničėk tuza
ješ ŷumér šulaj uza.

Kašēñ kara bulyančė
küzēñ kara bulsačė
kūznė kūzge til mrtkenči
úzēñ beñe bulsančė.

Zělpěrdəgine zělpěr ni zilpěrdė
ütesēndin etc. . . .

Kük kükerčén kúke uča
balasén uj natėrga etc. . . .

Ejttereler zěptereler etc. . . .

Kük kügerčín ijada
ijalaré pijala
kük kügerčín kúbėk gülep
jirseñ ide dünjada usw.

* Die Transkription rührt von Dr. Ignaz Kunos, Direktor der orientalischen Handelsakademie in Budapest, her.

Man sieht, wie in allen diesen vorstehenden Beispielen der Gleichklang der Silben, Worte u. dgl. das Fundament, die Wurzel ist, auf dem, bzw. aus der die Aneinanderreihung der Worte und damit der gedankliche Inhalt der Verse hervorst wächst. Und genau so tritt uns dasselbe Prinzip in der Anwendung der Alliteration, der Assonanz, des Reimes, des Refrains, der Wortspiele u. dgl. entgegen, genau so aber auch bei den analogen spielerischen Versuchen des Kindes, der Primitiven und in pathologischen Zuständen, wo ebenfalls die Wiederholung desselben oder die sinnlose Aneinanderreihung gleich oder ähnlich klingender Lautgebilde zu den symptomatischen Kriterien des betreffenden pathologischen Zustandes gehört, wie wir dies schon oben beobachteten.

In psychologischer Hinsicht scheint mir dieses hier soeben erörterte Moment recht bedeutsam, insoferne es mir ein recht grelles Licht in die tiefsten Urgründe alles dichterischen Schaffens wie der menschlichen Seele überhaupt — des Kultur- und Halbkultur- wie auch des primitiven, archaischen und Urmenschen — zu werfen scheint: die ersten Anfänge des Dichtens wären demnach darin zu suchen, daß der Mensch — onto- wie phylogenetisch, Kind wie Natur- und Halbkultur- sowie Kulturmensch — zufolge eines ihm immanenten Wiederholungstriebes rhythmisch dieselben, gleich oder ähnlich klingenden Laute, Silben, Worte u. dgl. zunächst ganz ohne jede Rücksicht auf irgendeinen Sinn, ja zunächst regelmäßig überhaupt ganz ohne jeglichen Sinn, aneinanderreihet: aus bloßer Freude an diesem Gleichklang und der rhythmischen Aufeinanderfolge. Und in der Tat bestätigt uns dies die Betrachtung aller dichterischen Versuche der Kinder wie der Primitiven usw. Es ist eine dem Ethnologen wohlbekannte Tatsache, daß sämtlichen Naturvölkern eine ganz auffallende Gleichgültigkeit gegen den Sinn und Inhalt des Textes ihrer Gesänge gemeinsam ist; überall: bei Australiern und Polynesiern wie afrikanischen Negern, bei Indianern wie Eskimos u. dgl., immer und überall wiederholt sich die gleiche Erscheinung: daß der europäische Forscher, der nach dem Sinne des Textes ihm vorgetragener Gesänge fragt, die gleichgültige Antwort erhält: „Das wissen wir nicht“ oder „Nichts! Das ist nur so zum Singen.“ Bisweilen gelingt es freilich, dennoch

einen ehemaligen Sinn dieser Lautgebilde nachzuweisen: manchmal erinnern sich noch einige alte Leute unter den Eingeborenen, von ihren Ahnen gehört zu haben, daß diese Worte der Sprache eines jetzt längst ausgerodeten Stammes ehemaliger Ureinwohner angehörten, deren Gesänge die jetzt lebenden Stämme übernahmen und auch dann noch dem bloßen Klange nach wiederholten, als die Sprache und mit ihr der Sinn der Worte dieser Gesänge längst verlorengegangen war. Oft aber sind es auch selbsterfundene, sinnlose Worte (ähnlich jenen Lautgebilden, die das Kind sich zu seinen rhythmischen Bewegungsspielen und Tanzgesängen erfindet), die einfach nach ihrem Klange aneinandergereiht werden, aus bloßer Freude am Gleichklang und der Wiederholung. Oft werden auch die unverständenen Worte eines solchen alten Textes ehemaliger Ureinwohner nach dem Bedürfnisse des Gleichklanges entstellt und verstümmelt, ähnlich wie dies z. B. im Mittelalter im deutschen Volksliede mit der Verballhornung der gleichfalls unverständenen Worte des byzantinischen Wiegenliedes „*αἰδὲς, μου παῖ*“ zu *heidipupeidi* geschah. Und wie bei den Naturvölkern, so gehört auch bei den Halbkulturvölkern die Sinnlosigkeit der Textessilben oder die gänzliche Gleichgültigkeit gegen die Frage eines Sinnes derselben zu den charakteristischen Kriterien. Bei den Kaukasusvölkern z. B., ähnlich den tatarischen, finnisch-ugrischen Stämmen usw. geht diese Gleichgültigkeit gegen den Sinn des Textes so weit, daß die Textesworte beliebig durch die Einschlebung von Solfeggiersilben wie *nanina nada, o deli o dela, aj gaj, varira ho, švorada, švarada* u. dgl. auseinandergezerrt, verstümmelt und zu überaus langen Lautungetümen entstellt werden, ohne daß die Angehörigen des betreffenden Stammes daran auch nur das Geringste auffällig fänden. Frägt man nach der Bedeutung dieser Einschübe, so erhält man immer und überall bei allen diesen Völkern ohne Unterschied die gleiche Antwort: „Das ist nichts. Das ist nur so zum Singen.“

Und damit sind wir nun beim letzten Punkt unserer Betrachtungen angelangt: wenn man diese in den Gesängen der Primitiven, der Halbkultur- und orientalischen Kulturvölker eingeschalteten, oft überaus langen und umfangreichen, sinnlosen Vokalisations- und Solfeggiermelismen mit den analogen

Erscheinungen in den Gesängen der europäischen Kulturvölker vergleicht, so stellt sich auch hier eine ganz merkwürdige Übereinstimmung des ihnen zugrunde liegenden Prinzips heraus. Auch hier nämlich haben wir es mit Erscheinungen des Wiederholungsmomentes zu tun: ein und derselbe Klang — derselben Laute, Silben, sinnlosen Worte u. dgl., ganzer Gruppen und Komplexe solfeggierender und vokalisierender Lautgebilde — wird immer und überall wiederholt, ohne die leiseste Rechtfertigung durch den Sinn und Inhalt dieser Worte — sie haben, wie gesagt, gar keinen solchen —, sondern einzig und allein nur aus Freude an der Wiederholung einerseits, am Klange dieser Lautgebilde andererseits. Mit ungeheurer Macht tritt diese Erscheinung beispielsweise in den altmexikanischen Tempelhymnen zutage, wo ganze lange Verse, ja Reihen von Versen durch solche fortwährend wiederholte Interjektionen oder Vokalisieren wie ayye, yyeo, ouayeo, yho, yya, ayyao, ayyae, ayaue, oayyaue, yao, ayao, aya, huia, ahua u. dgl. ausgefüllt oder symmetrisch eingeleitet, bezw. refrainartig abgeschlossen werden. Daß ganz ähnlich auch in Gesängen noch lebender Indianerstämme und sonstiger Naturwie Halbkulturvölker solche Interjektionen eine große Rolle spielen, wurde schon oben erwähnt. Aber auch in den Gesängen orientalischer Kulturvölker kommt diesen Vokalisieren eine große Bedeutung zu: so sind es im syrischen, koptischen, maronitischen, abessynischen Kirchengesange namentlich die Silben des Halleluja, Amen u. dgl., die zur Grundlage ungeheuer ausgedehnter Melismen und Koloraturen dienen, derart, daß solche Gesänge stundenlang sich ohne jeglichen Text nur über den Vokalen dieser Silben dahinziehen und fortspinnen. Auch im byzantinischen Kirchengesang begegnen wir derartigen Vokalisieren, die im Gesang zwischen die Textesworte eingeschoben werden, wie z. B. neane, noeane, noeagis, re, te, che, erre, terre, ancha u. dgl. — wie ähnlich übrigens schon der altgriechischen Gesangkunst derartige Solfeggiersilben wie to ta te tea tae toa teo too toe toao toeo teoe teae tonno tanna tenne u. dgl. bekannt waren.

Es ist nun aber sehr bezeichnend, daß uns ganz ähnlich wie bei den eben angeführten Völkern auch im Mittelalter bei den europäischen Kulturvölkern gleich sinnlose Lautgebilde

entgegentreten, die ebenfalls rein nur um ihres Klanges willen in den Text eingeschoben oder auch als Refrain am Schlusse einer Strophe angefügt werden. Ich meine die in den Gesängen der Minnesinger, der fahrenden Schüler, im Volkslied u. dgl. so überaus häufigen Vokalisieren und Solfeggiersilben wie z. B. *tandaradei* (bei Walther von der Vogelweide), *traranuretum* und *traranuriruntundeie* (bei Neidhart von Reuenthal), *deilidurei*, *faledirannurei*, *lidundei*, *faladaritturei* (bei Heinrich von Stretlingen), *lodircundei* (in den *Carmina burana*), *eja eja* (im Kirchenlied, z. B. in den Kindelwiege Liedern), *fa la* (in den romanischen Volksliedern des 15. Jahrhunderts), den noch heute im Volks- und Studentenlied fortlebenden sinnlosen Vokalisieren und Interjektionen *tralala jupeidi jupeida* u. dgl. Auch das zur reinen Vokalise herabgesunkene ‚Kyrie eleys‘ und Halleluja des mittelalterlichen geistlichen Volksliedes ist in diesem Zusammenhang anzuführen, insoferne die ursprüngliche Bedeutung dieser Worte größtenteils vom Volke nicht mehr verstanden wurde und dieses in ihnen nichts anderes mehr als sinnlose Interjektionen von der Art des ‚eja‘ oder des vorhin erwähnten *eja popeia*, *heidi pupeidi* der Wiegenlieder sah. Auch die zahllosen Interjektionen, sinnlosen Worte und Silben, von denen die Lieder in ‚Des Knaben Wunderhorn‘, die eingestreuten kleinen Verschen und Reimsprüchlein der Grimmschen Märchen u. dgl. wimmeln, gehören hieher, ebenso wie auch wenigstens zum Teil noch jene refrainartigen Wiederholungen bei den Minnesingern, bei denen sinnvolle Worte — wie z. B. in Walthers ‚Elegie‘: *iemer mîr ouwê* — mehr um ihres Klanges als Sinnes willen in rein spielerischer Weise wiederholt werden: die bloße reinmusikalische Klangwiederholung um ihrer selbst willen, nicht der Sinn der Worte ist der Urgrund, auf und aus dem dieses Formprinzip hervorwächst.

Daß in allen diesen eben angeführten Fällen — vor allem in den erstangeführten Beispielen aus der Kunstdichtung der mittelhochdeutschen Lyriker und dem Volkslied — die Wiederholung sekundär auch noch die Funktion hatte, sobald der Text zu Ende war, noch als Träger für die ausklingende Melodie, Coda u. dgl. zu dienen (wie sangbar diese Silben sind, lehrt ein Blick auf ihre lautliche Bildung: meist a. u

und ei sowie die — tönenden! — Liquida r, l, n, nur wenige Verschlußlaute — t, d —!), darf nicht vergessen werden, kommt hier für den Zweck unserer Untersuchung aber nur nebensächlich in Betracht. Denn hier interessiert uns zunächst nur ihre primäre, rein psychologische Mission, und diese ist offenkundig und ganz eindeutig nur die gleiche, wie wir sie in den vorstehenden Betrachtungen bei den Wiederholungen in der Musik wie in der Sprache auch sonst überall angetroffen haben, nämlich die: so wie der infolge heftiger Erregung, Überraschung, Ungeduld u. dgl. aus dem seelischen Gleichgewicht geratene ‚Fassungslose‘ stottert, d. h. also: einen und denselben Laut wiederholt und so vermöge dieser Wiederholung Zeit gewinnt, durch diese ausgleichenden Reflexbewegungen (ähnlich wie ein Ausgleitender durch die bekannten Ruderbewegungen der Extremitäten) wieder das verlorene Gleichgewicht herzustellen, genau so bietet auch dem Gesang oder Dichtung improvisierenden Natur- und Kulturmenschen (und man erinnere sich nur, welche ungeheure Bedeutung diesem Moment der Improvisation bei der Entstehung von Dichtung und Musik zu allen Zeiten und bei allen Völkern, der Kulturgeschichte wie bei den primitiven und archaischen, zukommt!) die Wiederholung von Lauten, Silben, Worten, Sätzen, ganzen Abschnitten usw. die Gelegenheit und das Mittel, in dem Augenblicke, wo das noch langsame, ungeschulte und schwerfällige Denken ‚den Faden verliert‘, ‚nicht weiter weiß‘, die so entstandene Lücke auszufüllen und Zeit zu gewinnen, bis das inzwischen weiter arbeitende Denken einen neuen Gedanken findet und der abgerissene Faden wieder neu angeknüpft, bzw. fortgesponnen werden kann. Dieses psychische Trägheitsmoment, das — wie wir eingangs dieser Betrachtungen zu beobachten Gelegenheit hatten — unter anderem in der Musik der primitiven und Halbkulturvölker als endlose Wiederholung derselben Töne, bzw. Phrasen (Litaneiprinzip der alten Kulturvölker!) sich bemerkbar macht, diese vor allem beim Kind, beim primitiven, archaischen und Halbkulturmenschen so übermächtig zutage tretende Denklangsamkeit, die dann — ähnlich wie auf dem Gebiete der musikalischen Entwicklung aus ihr als Symptom des unsicheren, langsamen und mühsam schwerfälligen Vorwärts-

tastens von einer Tonstufe zur andern das schluchzende, heulende, von einer enharmonischen Tonnance zur andern vorwärtskriechende primitive Portamento herauswächst — in analoger Weise beim schwerfällig mühsamen sich-vorwärts-Ringen von einem gedanklichen Element zu einem andern, neuen, die eben besprochenen Interjektionen und Vokalisieren sozusagen als Stütze, um sich daran anzuklammern und empor-zurückeln, einschiebt, — diese selbe ursprünglich primitive und archaische Denklangsamkeit und Schwerfälligkeit lebt aber, wenn freilich auch überaus abgeschwächt und verfeinert, auch heute noch mit gewissen letzten Rudimenten in unserem heutigen Kulturleben fort, so in den Phrasen, Lieblings- und Flickwörtern wie ‚ich meine‘, ‚nicht wahr?‘, ‚natürlich‘, ‚also‘, ‚sozusagen‘, ‚usw.‘, ‚zum Beispiel‘ u. dgl., die ein jeder von uns, der eine mehr, der andere weniger, in der Rede einzuflechten pflegt, ebenso wie ja bekanntlich auch manche Redner Räuspern oder Husten in solchen Augenblicken einschoben, wo ihnen der Gedankenfaden einen Augenblick zu reißen droht und sie einen neuen Gedanken anspinnen (man erinnere sich an die berühmten donnerähnlichen Hustenstöße, mit denen Bismarck in seinen Parlamentsreden solche kurze Pausen auszufüllen pflegte!). Daß auch das Stottern in ähnlicher Funktion auftreten kann, wurde schon des öfteren im Vorstehenden betont.

Fassen wir also die Ergebnisse unserer vorstehenden Betrachtungen zusammen, so lassen sie sich etwa dahin formulieren: daß das Konstruktionsprinzip der Wiederholung in Dichtung, Sprache und Musik der Ausdruck eines der menschlichen Psyche immanenten psychischen Trägheitsmomentes ist, das onto- wie phylogenetisch in sämtlichen Entwicklungsepochen sich deutlich bemerkbar macht, in den frühesten und niedersten aber eine derart überwältigende Wucht und ungeheure Bedeutung hat, daß dieser gegenüber sämtliche Erscheinungsformen des Wiederholungsmomentes in Kunst und Denken der gegenwärtig lebenden europäischen Kulturvölker nur ganz spärliche, armselige Überreste und Rudimente dieses ehemals allmächtigen Formungsprinzips darstellen. Aber auch in dem Rahmen unseres gegenwärtigen Kulturlebens kommt auf den verschiedenen Gebieten der Kunst und des geistigen

Lebens diesem Moment eine verschiedene Bedeutung zu. Während es, wie wir eingangs dieser Betrachtungen wahrzunehmen Gelegenheit hatten, in der Musik heute noch (oder wenigstens bis an die Schwelle dieses Jahrhunderts) eines der wichtigsten Konstruktionsprinzipien der Musik ist, bezw. war — man erinnere sich an die oben zitierten Beispiele aus der Musik Schumanns, Wagners, Griegs u. dgl. (von der Musik der übrigen Romantiker, der Wiener Klassiker, der Vorklassiker usw. ganz zu schweigen!) —, ist die Verwendung des Wiederholungsprinzips in der Dichtkunst und Sprache auf die ganz verfeinerte und vergeistigtere Form der Klangwiederholung im Reim und Refrain zusammengeschrumpft, wogegen die Wiederholung ganzer Sätze, Phrasen, Worte u. dgl. ein spezifisches Merkmal archaischer oder bewußt archaisierender Dichtung (vgl. die Alliteration in Wagners ‚Nibelungen‘!) geworden ist. Rein morphologisch und entwicklungsgeschichtlich betrachtet, steht also die Musik (namentlich die Volksmusik) der Gegenwart mit ihrer Wiederholung ganzer Phrasen — Rosalienfigur, Sequenz — oder ganzer Strophen — strophische Liedform — auf derselben Stufe, auf der die Dichtung (vgl. das Litaneienprinzip, die altorientalischen ‚Weisen‘, die altgriechischen Nomen, die althebräischen Parallelkonstruktionen in der Bibel: den Psalmen, Propheten usw., die altindischen Argumentationsreihen der Upanishads, buddhistischen heiligen Schriften) schon vor Jahrtausenden, bezw. vielen Jahrhunderten stand und über die sie schon längst hinausgekommen ist. Gegenüber dem Denken in Sprache und Dichtung, wo solche Wiederholungen vom Menschen der Gegenwart als unerträglich schwerfällig, ermüdend langsam und schleppend langweilig empfunden werden, weil das Denken des modernen Menschen unvergleichlich rascher vorwärts eilt und, mit lebhaften Sprüngen vorausgreifend, ganze Sätze macht, wogegen das archaische Denken noch mühsam Schritt für Schritt sich vorwärts tastet, — gegenüber diesem Denken in Sprache und Dichtung also ist das Denken in der Musik noch auf jenen frühen, archaischen Stufen zurückgeblieben, wo die Parallel- und Wiederholungskonstruktion das Um und Auf der menschlichen Denktätigkeit ausmachte. Gegenüber der Höhe der Entwicklung, auf der das geistige Vermögen der Menschheit

der Gegenwart auf den übrigen Gebieten des kulturellen Lebens steht, repräsentiert also das Denken in der Musik eine rückständige, archaische Phase: im Denken und Vorstellen in Tönen ist die Psyche des gegenwärtigen Kulturmenschen auf einer Stufe zurückgeblieben, die etwa der Denktätigkeit und dem geistigen Niveau eines Menschen der vorhin erwähnten archaischen, primitiven und Halbkulturvölker-Entwicklungsstufe entspricht. Es wäre Aufgabe der jungen Wissenschaft der Entwicklungspsychologie, die Erklärung dieses so auffallenden Zurückbleibens des menschlichen Denkvermögens auf dem Gebiete der Töne zu finden und zu ergründen, ob der Grund dieser Rückständigkeit vielleicht in der Tatsache zu suchen sein mag, daß das Vorstellen und Denken in Tönen (neben dem mathematischen Denken) wohl das abstrakteste ist, das keinerlei Stütze in Vorbildern der Außenwelt findet, sondern ganz auf sich selbst angewiesen ist und alles aus sich allein hervorbringen muß, wogegen auf sämtlichen übrigen Gebieten des geistigen und kulturellen Lebens — Malerei, Plastik, Dichtung, Sprache, Wissenschaften — das Denken und Vorstellen sozusagen von Klischees nach Vorlagen in der umgebenden Außenwelt ausgeht. Jedenfalls ist die eine Tatsache unleugbar: daß die gesamte Entwicklungsgeschichte der Musik das gleiche Phänomen der Rückständigkeit gegenüber den übrigen Künsten zeigt: jede Erscheinung, die als Symptom einer Entwicklungsstufe und als Ausdruck eines Zeitgeistes irgendeiner kulturhistorischen Epoche auf den übrigen Gebieten des geistigen Lebens der Menschheit zutage tritt, findet das ihr entsprechende Parallelphänomen auf musikalischem Gebiete viel später, zu einer Zeit, wo auf den anderen Gebieten die Menschheit diese Phase schon längst überwunden hat und auf einer anderen Stufe steht. Die gesamte Musikgeschichte ist eine einzige Illustration zu dieser Tatsache, verglichen mit der übrigen Kulturgeschichte. So ist also das musikalische Denken und Vorstellen, und mit ihm der Musiker selbst, sozusagen ein erratic Block aus der Vorzeit im intellektuellen Leben der Gegenwart: die Formen, in denen er denkt, die Logik, nach der er seine Schlüsse in Tönen zieht, sind die längst dahingesunkener Generationen früherer Jahrhunderte und Epochen.

Und es ist daher gewiß kein Zufall, wenn in der Musik der jüngsten Gegenwart, seit Beginn dieses Jahrhunderts, sich ein zunehmendes Perhorreszieren aller und jeder Form von Wiederholung, Sequenzierung sowie Parallelkonstruktion überhaupt bemerkbar macht: es zeigt sich hier eine Flucht vor jener musikalischen Logik und Art des musikalischen Denkens, die in der Konstruktionstechnik des 17. bis 19. Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreichte und in der Musik der Vorklassiker, Wiener Klassiker sowie auch noch der Romantiker verkörpert war, — eine Flucht vor aller Wiederholungs- und Parallelkonstruktion, in der man wohl die ersten, wenn auch noch ganz dunklen und verworrenen Ansätze zu einer neuen musikalischen Logik und Denktechnik erkennen darf, die zu dem Niveau der auf den übrigen Gebieten unseres intellektuellen Lebens bereits längst errungenen und herrschenden Denktechnik sich zu erheben bestrebt ist.

JUL 24 1925

X 19

Akademie der Wissenschaften in Wien

Philosophisch-historische Klasse

/ Sitzungsberichte, 201. Band, 3. Abhandlung

Vergleichende Kunst- und Musikwissenschaft

Von

Robert Lach

Korresp. Mitglieder der Akademie der Wissenschaften in Wien

Vorgelegt in der Sitzung am 9. Jänner 1924

1925

Hölder-Pichler-Tempsky A.-G.

Wien und Leipzig

Kommissions-Verleger der Akademie der Wissenschaften in Wien

Battisti, C.: Die Nonsberger Mundart. Lautlehre. 8°. 1909.	4.40
— Die Mundart von Valvestino. 8°. 1913.	2.40
Bauer, A.: Die Herkunft der Bastarnen. 8°. 1917.	0.80
Becker, Ph. A.: Clément Marots Liebeslyrik. 8°. 1917.	4.60
Biró, L. A.: Magyarische Sprach- und Gesangsaufnahmen. 8°. 1913.	0.90
Dimand, B.: Zur rumänischen Moduslehre. 4°. 1904.	14.20
Ettmayer, K.: Phonogrammaufnahmen der Grödnert Mundart. 8°. 1920.	2.50
Fiebliger O. und L. Schmidt: Inschriftensammlung zur Geschichte der Ostgermanen. 4°. 1917.	15.50
Gamillscheg, E.: Studien zur Vorgeschichte einer romanischen Tempuslehre. 8°. 1913.	7.75
— Oltenische Mundarten. 8°. 1919.	3.—
Grienberger, Th. v.: Das Hildebrandslied. 8°. 1908.	2.50
Groeger, O.: Schweizer Mundarten. XXXVI. Mitteilung der Phonogrammarchivskommission. 8°. 1914.	2.60
Herzog, E.: Französische Phonogrammstudien. 8°. 1913.	0.60
Jokl, N.: Studien zur albanesischen Etymologie. 8°. 1911.	3.30
Junk, V.: Ein neues Bruchstück aus Rudolfs von Ems Weltchronik. 8°. 1906.	0.75
— Gralsage und Graldichtung des Mittelalters. 8°. 1911. (2. Auflage 1912.)	4.30
Kelle, J. v.: Untersuchungen über das speculum ecclesiae des Honorius und die libri deflorationum des Abtes Werner. 8°. 1902.	1.—
— Untersuchungen über das Offendiculum des Honorius, sein Verhältnis zu dem gleichfalls einem Honorius zugeschriebenen Euchariston und Elucidarius sowie zu den deutschen Gedichten Gehugde und Pfaffenleben. 8°. 1904.	1.10
— Untersuchungen über des Honorius Inevitabile sine de praedestinatione et libero arbitrio dialogus. 8°. 1905.	0.90
— Untersuchungen über den nicht nachweisbaren Honorius Augustodunensis ecclesiae presbiter et scholasticus und die ihm zugeschriebenen Werke. 8°. 1905.	0.70
— Dasselbe. Nachtrag. 8°. 1905.	0.50
— Chori saecularium Cantica puellarum. 8°. 1909.	0.35
— Die Bestimmungen im Kanón 19 des Legationis edictum vom Jahre 789. 8°. 1910.	0.45
Lach, R.: Vorläufiger Bericht über die Aufnahme der Gesänge russischer Kriegsgefangener 1916. 8°. 1917.	2.30
— Dasselbe über die Aufnahmen des Jahres 1917. 8°. 1919.	2.30
— Sebastian Sailers Schöpfung in der Musik. 4°. 1916.	18.20
— W. A. Mozart als Theoretiker. 4°. 1919.	13.70
— Eine Tiroler Liederhandschrift aus dem 18. Jahrhundert. 8°. 1923.	3.—
— Zur Geschichte des musikalischen Zunftwesens. 8°. 1923.	1.—
Maver, H.: Einfluß der vorchristlichen Kulte auf die Toponomastik Frankreichs. 8°. 1914.	3.60
Meyer-Lübke, W.: Die Betonung im Gallischen. 8°. 1901.	1.60
— Zur Kenntnis des Altgugudoresischen. 8°. 1902.	1.70
— Romanische Namenstudien. I. Die altportugiesischen Personennamen germanischen Ursprungs. 8°. 1905.	vgr.
— II. Weitere Beiträge zur Kenntnis der altportugiesischen Namen. 8°. 1917.	2.20

Akademie der Wissenschaften in Wien

Philosophisch-historische Klasse

Sitzungsberichte, 201. Band, 3. Abhandlung

Vergleichende Kunst- und Musikwissenschaft

Von

Um Reklamationen zu vermeiden, wird mitgeteilt, daß nachstehend verzeichnete Hefte der Sitzungsberichte der phil.-hist. Klasse der Akademie der Wissenschaften in Wien noch im Druck sind, daher bisher nicht ausgegeben werden konnten.

Sitzungsberichte, Band 181, 3. Abhandl. (Pollak)
" " 199, 4. " (Wilhelm)

Desgleichen befindet sich der Titel und Umschlag der obengenannten Bände sowie Band 107, 2. Hälfte des „Archivs für österr. Geschichte“ noch im Druck.

Mit dem Erscheinen der Abhandlung Sitzungsberichte, 183. Band, 1. Abhandlung, wird nicht weiter gerechnet. Der Band ist also als abgeschlossen zu betrachten.

Wien und Leipzig

Kommissions-Verleger der Akademie der Wissenschaften in Wien

Druck von Adolf Holzhausen in Wien

Die Entwicklung aller und jeder kunstwissenschaftlichen Forschung — ohne Unterschied des Wesens der jeweilig untersuchten Kunst, ob nun bildende Kunst oder Dichtung oder Musik — zeigt übereinstimmend drei überaus charakteristische Phasen, die überall und jederzeit wiederkehren, wo und wann immer kunstwissenschaftliche Forschungen betrieben werden, und zwar läßt sich die Reihenfolge und der Charakter dieser drei Phasen dahin formulieren, daß zuerst jederzeit das Tatsachenmaterial, also die erhaltenen Denkmäler, Kunstwerke, Künstlererscheinungen usw., nach deren formalen Qualitäten und historischem Zusammenhange, bezw. biographischen und kulturhistorischen Daten zusammengestellt, gruppiert und in das System des Kunstganzen sowie der historischen Epochen, kulturgeschichtlichen Perioden u. dgl. eingeordnet wird, daß dann, nachdem in jahrzehnte- oder generationenlanger Arbeit vieler einzelner und ganzer Generationen von Kunstgelehrten das gesamte Tatsachenmaterial von diesem zunächst noch rein-historischen und analytisch-deskriptiven Standpunkte aus gesichtet und geordnet vorliegt, die Betrachtung sich zu einem höheren Standpunkt aufschwingt: zu der höheren Warte einer generellen Übersicht, zu dem Versuch, innerhalb des Rahmens einer einzelnen Kunst sämtliche im Verlaufe ihrer Entwicklung aufgetretenen, bisher nur vereinzelt und verstreut untersuchten historischen Erscheinungsformen derselben von dem allgemeinen Standpunkt eines bestimmten sozusagen biologischen Prozesses, eines planmäßigen, konsequenten sich-Entfaltens und Entwickelns, eines organischen Wachstums dieser Kunst als eines einheitlichen Organismus, als eines sozusagen überzeitlichen und überpersönlichen, abstrakten und geistigen Individuums (ähnlich den ‚juristischen Personen‘ der politischen und sozialen Institutionen) zu erfassen, bis schließlich, im letzten Stadium der Entwicklung, auch diese Beobachtungsweise einer neuen das Feld räumt, die sich bemüht, die ein-

zelen Künste in ihrem tiefsten Wesen und ihren gegenseitigen tiefinnerlichen Beziehungen zueinander selbst zu begreifen, in ihren scheinbar so heterogenen Erscheinungs- und Ausdrucksformen das Gemeinsame und Übereinstimmende, das Typische und Gesetzmäßige, den je nach dem Material und der Darstellungsform der verschiedenen einzelnen Künste phänomenal modifizierten Ausdruck eines in allen diesen Künsten sich äußernden und ihnen gemeinsam zugrunde liegenden Urprinzips zu erkennen und so die ganze Vielheit der Erscheinungs- und Ausdrucksformen der verschiedenen Künste als die bloßen phänomenalen Modifikationen oder Allotropien eines der Gesamtmenschheit tief innerlich immanenten Lebensprinzips zu erweisen, das in entsprechend veränderten Formen auch in den gesamten übrigen Lebensäußerungen der Menschheit auf den übrigen Kulturgebieten: Religion, Philosophie, Wissenschaft, Moral, Politik, in dem sozialen und wirtschaftlichen Leben usw. zum Ausdruck gelangt, woraus sich dann die letzte und höchste Aufgabe aller vergleichenden, allgemein kunstwissenschaftlichen Forschung ergibt: der Nachweis des Herauswachsens aller dieser Erscheinungs- und Ausdrucksformen der Künste aus der gemeinsamen Urwurzel mit diesen übrigen Kulturgebieten, der im letzten Grunde hinter den verschiedenen Erscheinungsformen liegenden Identität jener mit diesen und ihrer gemeinsamen Bedingtheit aus den je nach Zeitalter, Kulturepochen, Klima, Rasse, kurz: historischen, geographischen, anthropologischen und ethnographischen Voraussetzungen ganz verschiedenen biologischen Verhältnissen und Lebensfunktionen des General-Individuums ‚Menschheit‘ überhaupt. Mit anderen Worten: an die erste Periode aller Kunstforschung, in der die analytisch-deskriptive und historische Betrachtung, die Kunstgeschichte, das Um und Auf aller kunstwissenschaftlichen Betrachtung bildet, schließt sich als zweite Phase die der vergleichenden, d. i. systematischen Kunstforschung, die, als Entwicklungsgeschichte der einzelnen Kunst, deren Entstehen und Werden — onto- wie phylogenetisch: in den künstlerischen Schaffensversuchen und ersten diesbezüglichen Regungen des Kindes ebenso wie im Gesamtverlaufe der historischen und prähistorischen Erscheinungsformen in der Kunstgeschichte der gesamten Menschheit

überhaupt — auf universalhistorischer und psychologischer Grundlage zu ergründen und zu begreifen sucht, während die letzte Phase durch die *a l l g e m e i n e* Kunstwissenschaft und Kunstphilosophie verkörpert wird, deren Aufgabe die Klarstellung und Bloßlegung der allen den in den verschiedenen einzelnen Künsten unter den scheinbar verschiedenartigsten Erscheinungsformen zutage tretenden historischen Ausdrucksformen zugrunde liegenden gemeinsamen Urwurzeln und ihrer Identität mit analogen Äußerungen der Menschheitspsyche auf den übrigen Kulturgebieten, sowie die Zurückführung aller dieser Phänomene auf ein letztes psychisches Urprinzip ist. Es liegt auf der Hand, daß ein so ungeheures Arbeitsfeld und eine so grenzenlos weitausschauende Problemstellung, deren letzte Grenzen selbst auch dann noch lange nicht erreicht sind, wenn bildende Kunst, Dichtung, Musik usw., kurz alle Künste, mit allen ihren historischen und technischen Erscheinungsdetails nur als Allotropien, sozusagen als gegenseitige Reversseiten nachgewiesen sind (etwa wie der Mathematiker verschiedene, scheinbar noch so heterogene algebraische Größen durch Heraushebung, Wegfall, Veränderung der Vorzeichen u. dgl. gewisser Bestandteile auf eine einzige, ihnen allen in gleicher Weise zugrundeliegende Formel zurückführt und sie als mit dieser identisch, bezw. als durch sie verkörpert, als ihre bloßen äußerlich-sinnlichen, begrifflich faßbaren Erscheinungsformen klarlegt), nicht durch einseitig fachliche, bloß kunstwissenschaftliche oder gar nur bloß *kunst h i s t o r i s c h e* Stellungnahme bewältigt werden kann; vielmehr wird es nur im intensivsten Zusammenarbeiten mit den verschiedenen Grenz- und Nachbarwissenschaften möglich sein, hoffen zu können, wenigstens den einen oder andern der Fäden aus dem Knäuel von Problemen, der in dem Arbeitskorbe der vergleichenden Kunstwissenschaft liegt, herausgreifen und aufrollen zu dürfen. Und so sind es denn auch von den Nachbarwissenschaften vor allem die Psychologie (Kinder- wie Völkerpsychologie), Anthropologie, Physiologie, Ethnologie, Ethnographie, Anthropogeographie, Kulturgeschichte, vergleichende Sagenforschung, Religionsgeschichte, Mythologie u. dgl., die zu den eigentlichen Fachdisziplinen der Kunstwissenschaft (Kunstgeschichte, Musik-, Literaturwissenschaft, Kunstpsychologie und Ästhetik)

ergänzend hinzutreten müssen, um diese in den Stand zu setzen, ihre Probleme mit Aussicht auf Erfolg in Angriff nehmen zu können. Vor allem andern aber werden es naturgemäß die einzelnen kunstwissenschaftlichen Fachdisziplinen selbst sein, die zueinander in das innigste Verhältnis und den regsten Gedankenaustausch über die einzelnen Probleme und Details ihres engeren Fachgebietes werden treten müssen, wenn sie sich durch die Belehrung seitens der Schwesterdisziplin und durch Konstatierung der analogischen Übereinstimmung der einzelnen einander in den verschiedenen Schwesterkünsten korrespondierenden Details über die denselben im letzten Grunde hinter der Verschiedenheit der Formen zugrunde liegende gemeinsame und identische Wurzel, das gemeinsame Urprinzip, dessen phänomenale Modifikationen gerade diese Erscheinungsformen in den einzelnen Künsten eben sind, klar und gewiß werden wollen.

Es ist nun recht bezeichnend, daß in der Reihe der einzelnen Fachdisziplinen der vergleichenden Kunstwissenschaft (im weiteren Sinne, die Vergleichung aller Künste, nicht bloß der bildenden, inbegriffend) es vor allem zwei Wissenschaften sind, die zueinander in einem besonders innigen Verhältnis stehen und besonders eng aufeinander angewiesen sind: nämlich die Kunstgeschichte und die Musikwissenschaft. Der Grund hierfür ist begreiflicherweise in den engen Verwandtschaftsbeziehungen zu suchen, die zwischen den beiden ihnen als Substrat ihrer Forschung zugrundeliegenden Kunstgebieten bestehen. Diese enge innere Verwandtschaft ist denn auch von jeher gefühlt und erkannt, ja hinsichtlich einiger besonders auffallender Erfahrungstatsachen von Übereinstimmung und Analogie auch mehr oder weniger deutlich bewußt ausgesprochen worden, so z. B. in dem bekannten Worte von der Architektur als ‚gefrorener Musik‘ (wie man denn auch ebensogut die Musik als fließende, fluktuierende Architektonik bezeichnen könnte), oder wenn wir von Tonmalerei, von melodischen Dessins, von musikalischen Ornamenten, von Instrumentalkolorit, melodischer Linienführung, von Klangfarben, von dunklen oder hellen Tönen u. dgl. sprechen. Es drängt sich hier nun vor allem anderen als erste Frage die auf: ob und inwieweit wir auch in der wissenschaft-

lichen Betrachtungsweise berechtigt sind, uns dieser vom gewöhnlichen Sprachgebrauch geschaffenen und gelieferten Bezeichnungen zu bedienen, ob diese also — mit anderen Worten — mehr als bloße vage, subjektiv-gefühlsmäßig empfundene Analogien und poetisierende Vergleiche sind, oder ob ihnen bestimmte, positive, objektiv nachweisbare und wissenschaftlich greifbare Tatsachen zugrunde liegen, deren Übereinstimmung auf den Gebieten der beiden sonst doch so verschiedenen Künste im letzten Grunde auf ihre metaphysische Identität in einem sie beide nur als allotrope Heteromorphien gemeinsam umfassenden Prinzip zurückzuführen wäre. Hier drängt sich nun auch sofort als entscheidende Vorfrage und *Conditio sine qua non* für die Inangriffnahme dieses Problems die Frage auf, ob es überhaupt möglich ist, die für die Phänomenologie des einen Kunstgebietes geltenden Gesichtspunkte ohne weiteres — natürlich *mutatis mutandis* — auch auf das andere zu übertragen, oder ob schon von vornherein ein derartiger Versuch zum Scheitern verurteilt ist. Denn offenbar wäre, falls bei einer solchen versuchten Übertragung des sozusagen systematischen Gradnetzes des Erscheinungsbereiches des einen Kunstgebietes auf das des anderen das Tatsachenmaterial und die Phänomenologie des letzteren von vornherein sich gegen jede solche Einordnung in das systematische Gradnetz des ersteren Kunstgebietes unnachgiebig sträuben und eine solche aus inneren Gründen der Rücksicht auf das tiefste und innerste Wesen der von ihr repräsentierten Tatsachen verweigern sollte, darin ein Zeichen dafür zu erkennen, daß, selbst wenn die oben angeführten Analogien wirklich zu Recht bestehen, also auf gewissen übereinstimmenden Tatsachen begründet sein sollten, dennoch diese Übereinstimmung nur eine gelegentliche, vereinzelte, zufällige sei und weitaus von der Masse des divergierenden Materials überwogen werde, mithin von einer in dem tiefinnerlichsten Wesen beider Künste fundierten Identität oder Homogenität keine Rede sein könne. Versucht man also von diesem Standpunkte aus Strzygowskis bekannte systematische Gruppierung der für die kunstwissenschaftliche Untersuchung in Betracht kommenden Gesichtspunkte nach fünf Kategorien, nämlich: 1. Material und Technik, 2. Gegenstand, 3. Gestalt, 4. Form, 5. Inhalt, auch auf das

Gebiet des der musikwissenschaftlichen Forschung als Substrat dienenden Tatsachenmaterials, also das der Musik und Musikgeschichte, zu übertragen, so zeigt sich, daß die Kategorien 1, 4 und 5 hier genau so wie dort von gleicher Bedeutung sind: der Kategorie Material und Technik korrespondiert hier die Gruppe der materialtechnischen Probleme: das Phonationsproblem (umfassend die physiologischen Bedingungen der Laut- und Tonerzeugung, Intonation, Akzentuierung und Dynamik, Artikulation, Unterschied von Sprache und Gesang hinsichtlich der Technik ihrer Lauterzeugung, Analogien zwischen der Phonation des Menschen und des Tieres — Vogelgesang! —, des Kindes und des Naturmenschen usw.) und das instrumentaltechnische Problem (Technik der Tonerzeugung der einzelnen Musikinstrumente, Abhängigkeit des Tones und seiner Qualitäten von Natur und Bau der Instrumente, Beeinflussung der Musikentwicklung durch die Abhängigkeit von der Instrumentaltechnik — z. B. Entstehung der Diminution des 15. und 16. Jahrhunderts aus der Technik und dem Charakter der Klavier- und Lauteninstrumente u. dgl. —), wozu in rein deskriptiver Hinsicht noch die gesamten in das Gebiet der Instrumentenkunde (ethnographisch und mechanisch-technisch) wie der Instrumentationslehre fallenden Tatsachen hinzukommen: Tonumfang, Klangcharakter, Bau und Technik der Instrumente, ihre Wirkung, ihre Verwendungsweise u. dgl.; der Kategorie 4 entspricht die ungeheuer mannigfaltige und umfangreiche Gruppe aller der so mannigfach verschiedenartigen spezifisch-musikalischen Formprobleme, als da sind: Melodik, Phrasierung, Rhythmik, Kontrapunkt, Harmonik, musikalische Architektur und Formenlehre, Partiturtechnik usw. — der eigentliche Grund- und Hauptstock aller musikalischen Probleme! —; der Kategorie 5 endlich das ausschließlich der Musikästhetik und -psychologie vorbehaltene Problem des musikalischen Inhaltes, also des in den Formen des musikalischen Kunstwerkes oder im einfachen musikalischen Phänomen zum Ausdruck gelangenden Gefühlsinhaltes, seelischen Erlebens, sittlichen Überwindens, Besser-, Reiferwerdens u. dgl. Es liegt dagegen in der Natur der Musik, daß für sie die in der bildenden Kunst, so vor allem in der Malerei und Plastik, eine so gewaltige

Rolle spielenden Kategorien 2 und 3 fast gar nicht oder doch nur in verschwindend geringem Ausmaße in Betracht kommen: das Gegenstandsproblem höchstens für jene gegenüber der ungeheuren Bereichsfülle der reinen, absoluten Musik ja doch nur relativ vereinzelt und spärlichen Ansätze der Musik zur Zeichnung eines bestimmten Gegenstandes, d. i. der Darstellung von Begebenheiten des äußeren Lebens, bezw. Nachahmung derselben, wie dies also etwa beispielsweise in der sogenannten deskriptiven Musik, der Programmusik eines Berlioz u. a., in den Programmen Wagners zum Lohengrin-, Tannhäuservorspiel u. dgl. oder — um auf Beispiele aus der Musik früherer Jahrhunderte (15. bis 18.) zurückzugreifen — in den Motetten und Chansons Clement Jannequins, so z. B. ‚Le caquet des femmes‘, ‚le chant des oiseaux‘, ‚la bataille ou la defaite des Suisses à Marignan‘, ‚la chasse au cerf‘, ‚les cris de Paris‘, oder in den Formen der Caccia, der Fuga, in Johann Kuhnaus sechs ‚biblischen‘ Sonaten: ‚Kampf zwischen David und Goliath‘, ‚der von David mittels der Musik kurierte Saul‘, ‚Jakobs Tod und Begräbnis‘, ‚Jakobs Heirat‘ u. dgl. geschieht, das Gestaltsproblem in ähnlicher Weise für jene ebenfalls gegenüber der ungeheuren Fülle von Gebilden der absoluten, reinen Musik geradeso wie die Programmusik, ja noch mehr als diese vereinzelt und seltenen Fälle, wo der Außenwelt entnommene musikalische ‚Gestalten‘, d. i. akustische Phänomene und Motive, das Vorbild für die Darstellung und Nachahmung durch die Musik werden, also z. B. der Beobachtung des Naturlebens entlehnte Eindrücke von akustischen Phänomenen wie: das Wogen der Meeresbrandung, der Wellen eines Sees, das Murmeln des Bächleins, das Rauschen oder Brausen eines Wasserfalles, das einförmige Geräusch herabfallender Wassertropfen, die durch das Schwirren, Summen, Brummen u. dgl. von Insekten — Mücken, Fliegen, Bienen, Hummeln usw. — verursachten Geräusche, die verschiedenen Tier-, vor allem Vogelstimmen u. dgl.; die seit dem 13. Jahrhundert in der Musik als so überaus beliebt nachzuweisende Nachahmung des Kuckucksrufes (so schon in dem dem 13. Jahrhundert angehörenden Kanon — Rota genannt — zu sechs Stimmen ‚Sumer is icumen in‘ des Mönchs John Fornsete der Abtei Reading), des Nachtigallen- und Wachtelschlags (so

z. B. des Nachtigallenschlags im trillo und gruppo Caccinis, der ribattuta bei Dario Castello), verschiedener Vogelstimmen in Haydns, Beethovens (Pastoralsymphonie, Sonaten op. 106 und 110 mit Finken-, bezw. Nachtigallenschlag!) und der Romantiker Werken (Löwe, Weber — Waldkauz in der Wolfsschluchtszene des ‚Freischütz‘ —, Schumann — ‚Vogel als Prophet‘ in den ‚Waldszenen‘ —, Wagner — ‚Waldweben‘ im ‚Siegfried‘) u. dgl., sowie wohl auch die in früheren Jahrhunderten (speziell 17. und 18.) so überaus beliebte Echomanier wäre in diesem Zusammenhange zu nennen. So zeigt uns denn schon dieser vorläufige Überblick, daß sich für die Beantwortung der oben aufgeworfenen Vorfrage keinerlei Indizien gegen die Übertragung des aus der Betrachtung des kunsthistorischen Tatsachenmaterials gewonnenen systematischen Gradnetzes auf das der musikwissenschaftlichen Forschung ergeben. So können wir es denn wagen, wenigstens in den oberflächlichsten und flüchtigsten Umrissen die Hauptgruppen der musikalischen Formenelemente und Konstruktionsprinzipien in ihrem Verhältnisse zu den analogen der bildenden Kunst zu überblicken und die gegenseitigen Beziehungen der ersteren zu den letzteren wenigstens kursorisch ins Auge zu fassen.

Wir haben vorhin bei der Erwähnung des materialtechnischen Problems gesehen, wie dem Moment der Farbe, bezw. des Materials der Malerei (bezw. bildenden Kunst) das tonale Moment in der Musik entspricht. Diese Korrespondenz von Farbe und Ton gelangt nun in psychologischer Hinsicht in ungemein interessanter Weise zum Ausdruck in dem bekannten Phänomen des Farbenhörens: der audition colorée, demzufolge bekanntlich bei den mit dieser Veranlagung behafteten Individuen die Vorstellung oder die unmittelbare Empfindung eines bestimmten Tones die assoziative Vorstellung einer ganz bestimmten, nur diesem Tone allein korrespondierenden Farbe auslöst und umgekehrt. Es ist nun allerdings infolge des in der überwältigenden Mehrzahl der beobachteten Fälle nachzuweisenden gänzlichen Mangels an Übereinstimmung und Einheitlichkeit dieses Vorgangs — der eine Beobachter empfindet z. B. als rot einen Ton, von dem der andere Beobachter den Eindruck der grünen oder blauen Farbe hat — wohl als ausgeschlossen zu betrachten, daß dieser

Rolle spielenden Kategorien 2 und 3 fast gar nicht oder doch nur in verschwindend geringem Ausmaße in Betracht kommen: das Gegenstandsproblem höchstens für jene gegenüber der ungeheuren Bereichsfülle der reinen, absoluten Musik ja doch nur relativ vereinzelt und spärlichen Ansätze der Musik zur Zeichnung eines bestimmten Gegenstandes, d. i. der Darstellung von Begebenheiten des äußeren Lebens, bzw. Nachahmung derselben, wie dies also etwa beispielsweise in der sogenannten deskriptiven Musik, der Programmusik eines Berlioz u. a., in den Programmen Wagners zum Lohengrin-, Tannhäuservorspiel u. dgl. oder — um auf Beispiele aus der Musik früherer Jahrhunderte (15. bis 18.) zurückzugreifen — in den Motetten und Chansons Clement Jannequins, so z. B. ‚Le caquet des femmes‘, ‚le chant des oiseaux‘, ‚la bataille ou la defaite des Suisses à Marignan‘, ‚la chasse au cerf‘, ‚les cris de Paris‘, oder in den Formen der Caccia, der Fuga, in Johann Kuhnaus sechs ‚biblischen‘ Sonaten: ‚Kampf zwischen David und Goliath‘, ‚der von David mittels der Musik kurierte Saul‘, ‚Jakobs Tod und Begräbnis‘, ‚Jakobs Heirat‘ u. dgl. geschieht, das Gestaltsproblem in ähnlicher Weise für jene ebenfalls gegenüber der ungeheuren Fülle von Gebilden der absoluten, reinen Musik geradeso wie die Programmusik, ja noch mehr als diese vereinzelt und seltenen Fälle, wo der Außenwelt entnommene musikalische ‚Gestalten‘, d. i. akustische Phänomene und Motive, das Vorbild für die Darstellung und Nachahmung durch die Musik werden, also z. B. der Beobachtung des Naturlebens entlehnte Eindrücke von akustischen Phänomenen wie: das Wogen der Meeresbrandung, der Wellen eines Sees, das Murmeln des Bächleins, das Rauschen oder Brausen eines Wasserfalles, das einförmige Geräusch herabfallender Wassertropfen, die durch das Schwirren, Summen, Brummen u. dgl. von Insekten — Mücken, Fliegen, Bienen, Hummeln usw. — verursachten Geräusche, die verschiedenen Tier-, vor allem Vogelstimmen u. dgl.; die seit dem 13. Jahrhundert in der Musik als so überaus beliebt nachzuweisende Nachahmung des Kuckucksrufes (so schon in dem dem 13. Jahrhundert angehörenden Kanon — Rota genannt — zu sechs Stimmen ‚Sumer is icumen in‘ des Mönchs John Fornsete der Abtei Reading), des Nachtigallen- und Wachtelschlags (so

z. B. des Nachtigallenschlags im trillo und gruppo Caccinis, der ribattuta bei Dario Castello), verschiedener Vogelstimmen in Haydns, Beethovens (Pastoralsymphonie, Sonaten op. 106 und 110 mit Finken-, bzw. Nachtigallenschlag!) und der Romantiker Werken (Löwe, Weber — Waldkauz in der Wolfsschluchtszene des ‚Freischütz‘ —, Schumann — ‚Vogel als Prophet‘ in den ‚Waldszenen‘ —, Wagner — ‚Waldweben‘ im ‚Siegfried‘) u. dgl., sowie wohl auch die in früheren Jahrhunderten (speziell 17. und 18.) so überaus beliebte Echomanier wäre in diesem Zusammenhange zu nennen. So zeigt uns denn schon dieser vorläufige Überblick, daß sich für die Beantwortung der oben aufgeworfenen Vorfrage keinerlei Indizien gegen die Übertragung des aus der Betrachtung des kunsthistorischen Tatsachenmaterials gewonnenen systematischen Gradnetzes auf das der musikwissenschaftlichen Forschung ergeben. So können wir es denn wagen, wenigstens in den oberflächlichsten und flüchtigsten Umrissen die Hauptgruppen der musikalischen Formenelemente und Konstruktionsprinzipien in ihrem Verhältnisse zu den analogen der bildenden Kunst zu überblicken und die gegenseitigen Beziehungen der ersteren zu den letzteren wenigstens kursorisch ins Auge zu fassen.

Wir haben vorhin bei der Erwähnung des materialtechnischen Problems gesehen, wie dem Moment der Farbe, bzw. des Materials der Malerei (bzw. bildenden Kunst) das tonale Moment in der Musik entspricht. Diese Korrespondenz von Farbe und Ton gelangt nun in psychologischer Hinsicht in ungemein interessanter Weise zum Ausdruck in dem bekannten Phänomen des Farbenhörens: der *audition colorée*, demzufolge bekanntlich bei den mit dieser Veranlagung behafteten Individuen die Vorstellung oder die unmittelbare Empfindung eines bestimmten Tones die assoziative Vorstellung einer ganz bestimmten, nur diesem Tone allein korrespondierenden Farbe auslöst und umgekehrt. Es ist nun allerdings infolge des in der überwältigenden Mehrzahl der beobachteten Fälle nachzuweisenden gänzlichen Mangels an Übereinstimmung und Einheitlichkeit dieses Vorgangs — der eine Beobachter empfindet z. B. als rot einen Ton, von dem der andere Beobachter den Eindruck der grünen oder blauen Farbe hat — wohl als ausgeschlossen zu betrachten, daß dieser

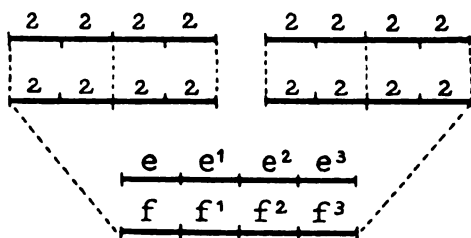
subjektiv so verschiedenen Deutung der Töne in Farben oder umgekehrt eine metaphysische Identität von Farben- und Ton-schwingungen, deren symptomatischer Ausdruck dann eben das kolorierte Hören wäre, zugrunde liege; vielmehr muß — abgesehen von der Erklärung dieser Phänomene durch die Assoziationstheorie, die namentlich in der parallel mit der Erscheinung der Vorstellungsverknüpfung von Farben mit Tönen auftretenden Verknüpfung von Farbenvorstellungen mit dem Klange der Sprachvokale in einer großen Anzahl von Fällen als wirksam nachweisbar ist — zur Erklärung dieser Erscheinungen wohl eine psychophysiologische Theorie: die Annahme eines Konnexes der optischen und akustischen Nervenbahnen herangezogen werden, also etwa in dem Sinne, daß Reize, die ursprünglich und normal nur Reaktionen der akustischen Nervenbahnen, also Gehörseindrücke, auszulösen imstande sind, ausnahmsweise bei gewissen Personen (eben den mit Farbenhören begabten Individuen) oder unter gewissen Bedingungen auch auf die optischen Nervenbahnen übergeleitet werden können und so reflektorische Erregungszustände auch dieser, somit optische Eindrücke, zu erzeugen imstande sein mögen (so daß hier also ein Überspringen, gleichsam eine Transposition akustischer Reize von den Nervenbahnen des Gehörsinns auf eventuell angrenzende oder benachbarte Nervenbahnen des Gesichtssinns, mithin ein Spezialfall des Weberschen Gesetzes der spezifischen Sinnesenergie, vorläge). Auch die eventuelle Möglichkeit eines Eintretens von Sinnesvikariat dürfte vielleicht nicht a limine auszuschließen sein. Aber sei die Erklärung dieser Phänomene nun wie immer: schon die bloße Tatsache der unzertrennlich engen Verknüpfung von Farben- mit Tonempfindungen, bezw. -vorstellungen, sowie die weitere Tatsache der gemeinen Erfahrung, daß wir alle ohne Unterschied die tiefen Töne als dunkel und die hohen als licht oder hell empfinden (wenigstens wir Europäer und Menschen der Gegenwart; die Chinesen empfinden bekanntlich umgekehrt, insofern sie die von uns als ‚hohe‘ Töne bezeichneten ‚tief‘ nennen und umgekehrt, und es scheint, daß wir auch für die Griechen des Altertums wenigstens zum Teil ein ähnliches Empfinden anzunehmen haben dürften), schon diese bloße Tatsache beweist also wenigstens das Eine

Kunst zwischen dem durch die Wiederkehr derselben Einheit in genau denselben Abständen, also durch die Prinzipien der Symmetrie und Parallelgliederung, verkörperten Momente der (unveränderten) Wiederholung einerseits und der Perspektive, der Projektion in vergrößertem oder verkleinertem Maßstabe, andererseits als vermittelndes Bindeglied das Moment der (zwar nicht gänzlich unveränderten, aber) ähnlichen Wiederholung: die Nachahmung, steht, genau so steht auch in der Musik zwischen dem Moment der (unveränderten) Wiederholung eines und desselben Motivs einerseits und der Augmentation sowie Diminution, also der Vergrößerung, bezw. Verkürzung, andererseits die Nachahmung, die einerseits, als Wiederholung (wenn auch auf verschiedenen Stufen, in verschiedenen Stimmen und Tonlagen), die Vermittlung zum Moment der Wiederholung bildet, sowie sie andererseits, als Wiederholung unter veränderten tonalen, rhythmischen usw. Verhältnissen, d. h. also als *veränderte* Wiederholung, die Vermittlung zum Veränderungsmoment, zum Variationsprinzip, zu Augmentation und Diminution, bildet. Alle diese eben erwähnten Prinzipien und Momente finden formal-analytisch wie genetisch-historisch in den im Verlaufe der Musikentwicklung aufgetretenen historischen Formen sowie auch noch in dem heute in Gebrauch stehenden Apparat von Ausdrucksmitteln und Formprinzipien unserer heutigen Musik ihren Ausdruck.

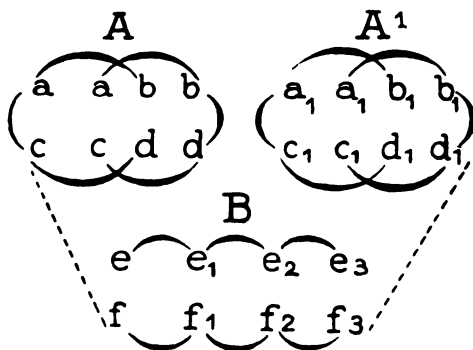
In diesem Zusammenhange — als Übergang vom Moment der unveränderten Wiederholung zu dem der veränderten Wiederholung, der Nachahmung usw. — ist auch vor allem eines der unschätzbarsten und bedeutungsvollsten Konstruktionsprinzipien der gesamten musikalischen Kompositionstechnik, ein Ausdrucksmittel von ungeheurer Tragweite für alles musikalische Formen und Gestalten, anzuführen: die Sequenz oder Rosalie, d. i. also bekanntlich die Wiederholung eines und desselben Motivs mehrmals nacheinander, jedoch auf immer anderen (stufenweise steigenden oder fallenden) Tonhöhen. Indem dieses musikalische Konstruktionsprinzip in fortlaufender, ununterbrochener Kette aufsteigend oder absteigend die gleichen Glieder (die Wiederholung eines und desselben Motivs) aneinanderkoppelt, wird es so zum frappant

analogen musikalischen Korrelat des Ketten- oder Bandornamentes der bildenden Kunst, und es ist gewiß kein Zufall, daß dasselbe Volk, in dessen bildender Kunst das Mäanderornament eine so bedeutungsvolle Rolle spielt, auch in seiner Musik die — wenigstens dokumentarisch nachweisbare — früheste Formulierung der Sequenz gefunden hat: in der altgriechischen (und anschließend daran auch von den Byzantinern übernommenen und adoptierten) Gesangstechnik — ebenso übrigens in der Instrumentalübung, wie sie uns z. B. im Anonymus Bellermanns u. a. entgegentritt — spielen bekanntlich symmetrisch und parallel gegliederte, von Ton zu Ton auf- oder ab- oder auf- und absteigend wiederholte solfeggienartige Tonformeln oder Figuren — je nach der Zusammensetzung ihrer motivischen Elemente mit den verschiedensten Namen wie plope, anaplope, kataplope, kompismos, teretismos, agoge, anaklasis, synthesis, analysis u. dgl. bezeichnet — eine große Rolle, Figuren, die wir alle als in die Musik übersetzte Band- oder Kettenornamente, als Tonmäander, d. h. also als Rosalien oder Sequenzen, aussprechen müssen. Und es ist wiederum auch gewiß kein Zufall, daß: wie am Anfang der Entwicklungsgeschichte der Ornamentik in der bildenden Kunst auf den tiefsten und frühesten Stufen die gleichmäßige Wiederholung und symmetrische Aneinanderreihung von Punkten, Strichen, Linien, Kreisen, geometrischen Figuren u. dgl. steht — also die Punkt-, Strich-, Linien-, Kreuz-, Zickzack-, Band-, Ketten-, Mäanderornamentik usw. —, so auch am Anfang der Entwicklung der musikalischen Konstruktion die gleichförmige rhythmische Wiederholung eines und desselben Motivs steht, wie uns dies die musikalischen Versuche der Tiere (Vogelgesang, z. B. Kuckucksruf, Schlag der Singdrossel, Goldammern, Meisen u. dgl.), der Naturvölker und des Kindes in gleicher übereinstimmender Weise vor Augen führen. Bewußt formuliert und ausgesprochen worden ist meines Wissens zum ersten Male das Moment der musikalischen Symmetrie- und Parallelkonstruktion im 11. Jahrhundert im berühmten Cap. XV des *Morologus* Guidos von Arezzo mit den klassischen Worten: „ac summopere caveatur talis neumarum distributio, ut cum neumae tum ejusdem soni repercussione tum duorum aut

plurium connexione fiant, semper tamen aut in numero vocum aut in ratione tonorum neumae alterutrum conferantur atque. nunc aequae aequis, nunc duplae vel triplae simplicibus atque alias collatione sesquialtera vel sesquitercia. . . . item, ut reciprocata neuma eadem via, qua venerat, ac per eadem vestigia recurrat. Item, ut qualem ambitum vel lineam una facit saliendo ab acutis, talem inclinatam altera e regione opponat respondendo a gravibus, sicut fit, cum in puteo nos cum imagine nostra contraspeculamur.' Dieses hier mit solcher Klarheit und Präzision formulierte primärästhetische Prinzip der Symmetrie- und Parallelkonstruktion gewinnt nun mit fortschreitender Entwicklung immer mehr Boden; seinen Höhepunkt erreicht es in der Musik des 18. Jahrhunderts, deren Schaffen durch die peinlichste Symmetrie und Ebenmäßigkeit ihrer Architektur geradezu eindeutig gekennzeichnet ist. Wenn z. B. die Architektur von Joh. Seb. Bachs Präludium XII aus dem II. Teil des 'Wohltemperierten Klaviers' sich graphisch durch das Schema:



oder, anders ausgedrückt:



veranschaulichen läßt, wie ich dies an anderer Stelle (Studien zur Entwicklungsgeschichte der ornamentalen Melopöie. Leipzig, C. F. Kahnt, 1913, pag. 29) eingehender dargelegt habe und wobei durch die beigefügten Zahlen die Anzahl der Takte jedes Gliedes, durch die Wahl der korrespondierenden Buchstaben aber sowie die verbindenden Klammern, bezw. punktierten Linien die innere Verwandtschaft der einzelnen musikalischen Motive anzudeuten versucht worden ist, oder wenn in genau der gleichen Weise jede andere musikalische Schöpfung dieser Zeit (z. B. Haydns Klaviersonate I) auf ein streng regelmäßiges, geometrisch genau abgezirkeltes Schema zurückgeführt werden kann, in dem mit musterhafter Symmetrie und mathematischer Präzision über den korrespondierenden Stellen sogar auch die gleichen musikalischen Ornamente stehen (z. B. in dem vorstehenden Bachschen Beispiel über *a a* der Pralltriller, über *b b* die Appoggiatur, und genau so über den korrespondierenden Stellen *a₁ a₁* und *b₁ b₁* wiederkehren), so ist dies nur ein aufs Geratewohl herausgegriffenes Beispiel aus der Fülle tausender und hunderttausender Beispiele, die möglich wären; jedes Musikstück dieser Zeit zeigt eben diesen Typus. Der weitere Verlauf der Entwicklung ist dann der, daß die ursprünglich auf die engsten Verhältnisse (2 + 2, 4 + 4 Takte) basierten rhythmischen Perioden mit ihrer Symmetrie der kleinsten Dimensionen allmählich immer mehr und mehr erweitert werden, immer mächtigeren und weiter sowie höher geschweiften Bogenwölbungen Platz machen, daher die Symmetrie der einander korrespondierenden Glieder immer schwerer zu überschauen ist, bis schließlich diese symmetrischen Bogenwölbungen und Parallelgliederungen ganz zerbrochen werden, das Prinzip der Symmetriegestaltung ganz über Bord geworfen und dem Prinzip der regulär geometrischen Symmetrie- und Parallelgliederung der älteren musikalischen Architektonik der absoluten, rein formalen Musik ein neues Prinzip: das der poetisierenden und psychologisierenden dramatischen wie auch der impressionistischen und expressionistischen Musik der neueren und neuesten Zeit gegenübergestellt wird, bei dem die Entfaltung des musikalischen Gebildes sich nicht nach einem immanenten geometrischen, regulären, auf rhythmischer Symmetrie und

Parallelgliederung beruhenden, rein in den Dienst formaler Konstruktion gestellten Schema, wie dies im Sinne und der Tendenz der älteren absoluten Musik gelegen war, vollzieht, sondern in jedem Momente einzig und allein nur dem Ausdrucke poetischer oder psychologischer Motive dient, somit unter bewußter und absichtlicher Ablehnung, ja sogar systematischer Bekämpfung jeder rein formalen, auf geometrisch-rhythmischer Symmetriegliederung beruhenden Kontinuität des Fadens der melodischen Entwicklung in eine Reihe einzelner, von der Laune und Stimmung des Augenblicks abhängiger und diktierter Bilder oder Flecke: Impressionen aufgelöst wird. Dieser Entwicklungsprozeß, der mit Beethovens letzter Schaffensperiode einsetzt (in seinen letzten Quartetten, Klaviersonaten und der 9. Symphonie tritt er schon sehr deutlich zutage!), von den Romantikern dann aufgenommen und — gegenüber den form- und gestaltlos schwankenden, nebelhaft verschwommenen und abstrusen Dämmer-Zerrbildern Berliozscher Erfindungs- und Darstellungsimpotenz — mit unvergleichlich prägnanter, plastischer Gestaltungskraft von Wagner in seinem Musikdrama dann in den Dienst einer großartigen, tiefsinnigen Psychologisierungstendenz gestellt wurde, hat in der Gegenwart, in der impressionistischen und expressionistischen Moderne, den Gipfelpunkt der Zersetzung und Auflösung in absolute Anarchie erreicht, — jene dem Psychologen und Kulturforscher wohlbekannte Entwicklungserscheinung, die immer in Epochen einer sterbenden Kultur und eines zugrunde gehenden Stiles als unzertrennliche, symptomatische Begleiterscheinung der wachsenden ethischen wie moralischen Zersetzung und Fäulnis aufzutreten pflegt.

Wenn in den vorstehenden Ausführungen zwei Momente, die in der bildenden Kunst eine besonders große Rolle spielen — ich meine das Problem der Masse und des Raumes — bisher noch nicht berührt worden sind, so hat dies seinen Grund darin, daß diese beiden Momente (namentlich das letztere!) — so selbstverständlich und als mit Naturnotwendigkeit existent sie sich auch dem Empfinden und der Selbstbeobachtung jedes musikalischen Menschen aufdrängen und als so selbstverständlich jeder, Komponist wie Zuhörer, die von ihnen gelieferten Darstellungsmittel an-, bzw. hinzunehmen gewohnt ist

— dennoch, wenn man sie in eine bestimmte objektive Formulierung und zu exaktem wissenschaftlichen Nachweis bringen will, zu den wissenschaftlich am schwersten greif- und anfaßbaren Problemen der musikpsychologischen und -ästhetischen Methodologie gehören. Was zunächst das Problem der Masse anbelangt, so zeigt uns die Vergleichung der Musik mit der bildenden Kunst, daß in beiden Gebieten mit ihren scheinbar so heterogenen Ausdrucksmitteln dennoch auffälligerweise unter den gleichen Bedingungen dasselbe gleiche Phänomen eintreten pflegt, für das ich in der Musikwissenschaft den Terminus ‚Profilation‘ vorzuschlagen und einzuführen mir erlaubt habe: wo immer irgendein Darstellungsdetail als besonders wichtig, daher der Beachtung besonders würdig erachtet wird, dort verlangt das Empfinden des schaffenden Künstlers wie auch des das Kunstwerk genießenden Beschauers, bezw. Zuhörers, nach einer Hervorhebung, einer Profilierung, der betreffenden Stelle. Das geschieht in beiden Fällen durch Anhäufung von Material an der betreffenden Stelle: von Baumaterial in der Architektur, von Farbe in der Malerei, von Klangmaterial, d. i. also Tönen, in der Musik. Um ein typisches Beispiel zu bringen, auf das ich schon an anderer Stelle (Stud. z. Entw. d. ornam. Mel., pag. 9) hingewiesen habe: die Stelle, wo das Gebälk einer Decke mit der Säule, auf der die Decke ruht, zusammenstößt, ist von besonderer Wichtigkeit, denn sie ist ein Stütz- und Angelpunkt der architektonischen Gliederung; schon das rein praktische Interesse der Sicherheit und Tragfähigkeit erfordert daher, daß diese Stelle besonders stark und zuverlässig gefügt sei, um die auf ihr ruhende Last aushalten zu können. Es wird daher an dieser Stelle das Material stärker und massiver angebracht werden, und es wird so eine Materialanschoppung, ein Wulst entstehen, durch den dem Blicke des Kundigen von vornherein sich kundtut: hier ist ein architektonischer Stützpunkt. Es ist nun sehr bedeutungsvoll, daß auch in der Musik diese Angel- und Stützpunkte der musikalischen Gliederung — die ‚Distinctiones‘, wie der dafür im Verlaufe der Musikgeschichte gebräuchlich gewordene terminus technicus lautet — die Stellen sind, an denen am frühesten und ursprünglich ausschließlich dieser Vorgang der Profilierung oder Hervorhebung

eingesetzt hat. Fragen wir nun, worin in der Musik oder überhaupt auf dem Gebiete der akustischen Phänomene diese Hervorhebung bestehen soll, so zeigt uns schon die Beobachtung der einfachsten, affektgetränkten Rede oder bedeutungsvoll gesprochenen, ‚betonten‘ Worte, daß 1. die Tonhöhe der betreffenden Silben oder Worte gesteigert wird (Moment des tonischen Akzentes), 2. daß die dynamische Intensität des sie produzierenden Phonationsaktes eine erhöhte wird (Moment des dynamischen Akzentes), und 3. daß jede derart hervorgehobene Silbe oder Lautgruppe gedehnt (also hinsichtlich der Dauer ihrer Aussprache verlängert) gesprochen wird (Moment des temporalen Akzentes), oder daß umgekehrt — bei besonders heftigen Affektgraden — eine ganze Masse von Worten oder Silben in derselben Zeit hervorgesprudelt wird, in der sonst — bei der Aussprache gewöhnlicher, affektloser, ruhiger Normalstimmung des Alltagslebens — nur einige wenige Worte hervorgebracht werden. Es kann also an Stelle einiger weniger hervorgehobener, d. i. gedehnter Laute oder Töne ersatzweise eine Anhäufung mehrerer oder vieler Laute, bezw. Töne treten, d. h. also: der lang oder länger ausgehaltene, hervorgehobene Ton durch eine Gruppe von Tönen, einen Klangwulst, eine durch Aneinanderreihung von Tönen gebildete Klangmassenanhäufung, ersetzt werden. Mit anderen Worten: Die Hervorhebung, die Profilation, kann in der Musik in zwiefacher Weise vor sich gehen: 1. *i n t e n s i v*: durch Erhöhung der Tonhöhe (tonischer Akzent) oder Steigerung der dynamischen Phonationsintensität (dynamischer Akzent), und 2. *e x t e n s i v*: durch Langaushalten des betreffenden Tones (temporaler Akzent) oder Ersatz desselben durch eine Gruppe von Tönen, Auflösung oder Zerlegung desselben in eine solche Gruppe von Tönen. Alle diese hier theoretisch gesonderten Fälle begegnen uns nun in der Musikpraxis sowohl einzeln als auch einander vertretend als auch zu mehreren als schließlich auch alle zusammen gleichzeitig vereinigt in einem gegebenen Falle auftretend, und es ist Sache der musikalischen Formenanalyse, die jeweils für die Erklärung des Auftretens der Profilation im einzelnen Falle in Betracht kommenden Kriterien nachzuweisen. Die Verfolgung der gesamten Musikgeschichte, und

der europäischen insbesondere, von den Anfängen des gregorianischen Chorals angefangen bis in die Musik der Gegenwart herein, zeigt nun, daß die Entstehung aller musikalischen linearen Konstruktion, also aller Melodik und Melismatik, aus dieser Urwurzel der Profilation: der Zerlegung einzelner hervorgehobener Töne in Tongruppen, in Melismen, hervowächst: indem in die ursprünglich ganz einfache, gerade Linie des gleichförmig auf einem Tone, dem gewöhnlichen Sprechton (*tonus currens*), verlaufenden ruhig affektlosen Rezitierens an den durch den Affekt oder das Bedürfnis der syntaktischen, also sprach-architektonischen Gliederung hervorzuhebenden Stellen zunächst Erhöhungen und Senkungen (Kadenzen) der Stimmflexionen eintreten, die allmählich, je differenzierter im Verlaufe der fortschreitenden Entwicklung die Nuancierungen des Affektausdruckes wurden, in Gruppen immer zahlreicherer und abwechslungsreicherer Töne zerlegt werden, um von den ursprünglichen Ausgangsstellen, den Distinktionen, aus allmählich sich auch in die Binnenstrecke der melodischen Linie zu verbreiten, wird so die anfängliche gerade Linie der schlichten Rezitation im Sprechtone zur gekräuselten, geschwungenen, gekrümmten Linie der musikalischen Melodie. Sowie also aus der Ausnützung der geometrisch-symmetrischen Gliederungsverhältnisse der Wandflächen in der Architektur die Anfänge der linearen Konstruktion der bildenden Kunst, der Ornamentik, hervowachsen, genau so geht aus der Profilation der musikalisch-architektonischen Gliederungs- und Stützpunkte die musikalisch-lineare Konstruktion: die Melodie, das Melisma, hervor. Und genau so, wie in den graphischen Künsten (z. B. der Zeichnung, dem Holzschnitt, Kupferstich, Stahlstich, der Radierung usw.) durch Häufung eng nebeneinander gesetzter Punkte, Striche oder Linien (Schraffierung) der Eindruck des Schattens und so — durch Kontrastierung der hellen Partien — zugleich auch des Plastischen, der räumlichen Vertiefung und Aushöhlung (Schattierung!) erzeugt wird, genau so wird auch in der Musik durch solche Häufung melodischer Punkte, Linien und Striche (Melismen, melismatische Floskeln: musikalische Ornamente) die räumlich-plastische Vertiefung, bezw. reliefartige Hervorhebung (Profilation) der betreffenden Stelle erreicht.

Und so wie endlich in der Malerei eines Segantini der räumlich-plastische Eindruck, die reliefartige Hervorhebung gewisser Stellen dadurch angestrebt (und auch wirklich erreicht) wird, daß das wirkliche, substanzielle Farbenmaterial, die breiartige Farbenmasse, der Farbenteig, in dicken Wülsten geknetet und auf die betreffende Stelle aufgetragen wird, so daß sogar schon bei geschlossenen Augen durch bloßes Abtasten der Bildfläche diese plastischen Erhöhungen und Vertiefungen dem ‚Beschauer‘ (recte: Betaster) deutlich kund werden, genau so finden wir auch in der Musik der Gegenwart eine auffallende Analogie dazu, insofern durch Anhäufung von Klangmasse (intensiv, extensiv und koloristisch: durch massige Anhäufung des Orchester- und Instrumental-, bezw. Vokalmusikklanges — vergleiche z. B. die ‚dicke‘ Besetzung, die zahlreichen Verdoppelungen, Verdreifachungen u. dgl. von Stimmen in vielen modernen Partituren u. dgl.! —) ein diesen Segantinischen Farbenteigwülsten ganz analoges Ausdrucksmittel musikalischer Ton- oder Klangwülste gewonnen ist. (Nebenbei bemerkt: schon daß wir von dem ‚Volumen‘ eines Klanges, z. B. dem ‚saftig-schwellenden‘, ‚vollen‘, ‚runden‘ des Horn- oder dem ‚luftigen‘, ‚verblasenen‘, ‚verwaschenen‘ des Flöten-, dem ‚dünnen‘, ‚spitzigen‘, ‚prickelnden‘, ‚stechenden‘ des Oboenklanges u. dgl. als einer jedem musikalisch Empfindenden ganz selbstverständlichen, keines Wortes der Erläuterung bedürftigen Tatsache sprechen können, liefert eine weitere bedeutungsvolle Komponente zum psychologischen Verständnis des Problems der ‚Masse‘ in der Musik.)

Aber noch ein Ausdrucksmittel steht der Musik zur Herausarbeitung des Räumlich-Plastischen, der reliefartigen Profilation und sozusagen stereometrischen Vertiefung zur Verfügung, und damit haben wir das musikalisch-entwicklungsgeschichtlich am spätesten aufgetretene Moment, den eigentlichen Träger und die Verkörperung des Raumproblems in der Musik, berührt: ich meine die Harmonik. Bekanntlich ist die Harmonie das am spätesten im Verlaufe der Geschichte der Musik zur Entwicklung gelangte Ausdrucksmittel: erst vom zirka 14. und 15. Jahrhundert an können wir allmählich immer häufiger und zahlreicher auftretende Spuren spezifisch-harmonischen Empfindens (im Gegensatze zu dem vorher aus-

schließlich herrschenden melodisch-linearen Musikempfinden und -vorstellen, sowie -denken überhaupt) zunächst in gewissen Wendungen und Formeln antreffen, erst in der Mitte des 16. Jahrhunderts (1558) wird von Gioseffo Zarlino klar und bewußt der Unterschied der Dur- und Mollskala erkannt sowie formuliert und damit die Grundlagen unseres heutigen Ton-systems (im Gegensatze zu dem früheren der alten Kirchen-tonarten), also zugleich auch das Fundament aller Harmonik, geschaffen, aber erst 1722, mit dem Erscheinen von Rameaus „*traité de l'harmonie*“, der als erster den Satz (und damit das Grundprinzip unseres heutigen harmonischen Empfindens) aussprach: daß wir auch einfache Melodien stets im Sinne von Harmonien hören. — erst damit also sowie mit der schon seit ungefähr dem Anfange des 17. Jahrhunderts allmählich immer mehr und immer unbestrittener zur Herrschaft gelangenden und in der Musik des 18. Jahrhunderts auf dem Höhepunkt seiner Macht stehenden Prinzip der Polarität von Tonika und Dominante — einem Prinzip, das von da ab bis tief ins 19. Jahrhundert hinein (und im Volkslied noch heute) das ausschließliche und einzige Achsensystem aller melodischen und harmonischen Kristallisation geblieben ist — ist das Moment der Harmonik und unser heutiges ausschließlich auf die Harmonie fundiertes musikalisches Empfinden in der Geschichte der Musik zum treibenden Faktor und herrschenden, entscheidenden Prinzip geworden. So zeigt uns also die Betrachtung der musikalischen Entwicklungsgeschichte, daß das Moment der Harmonik das am spätesten, das zuletzt in die Entwicklungsgeschichte eingetretene Prinzip ist: nach ungezählten Jahrtausenden sozusagen prähistorischer Musikentwicklung, in der alle musikalischen Versuche der primitiven und archaischen Menschheit sich im Schwelgen im sinnlichen Klang des einzelnen Tones, also in tonalen Farbentflecken oder -punkten, der Wiederholung desselben Tones oder einiger weniger einzelner Töne erschöpfte, gelangt in den historischen Epochen der Musikentwicklung das lineare Prinzip: die An-einanderreihung der einzelnen Tonpunkte oder -flecken zu einer Tonlinie: der Melodie, zur Herrschaft, um von da ab unbestritten bis tief ins 16. Jahrhundert hinein einzig und ausschließlich alles musikalische Schaffen zu verkörpern und zu

enthalten. Und erst ganz spät in der Musikgeschichte: buchstäblich in den letzten drei bis vier Jahrhunderten, ringt sich nun allmählich ein neues Prinzip durch: das der Harmonik, und dieses wird von nun ab bis zum Schlusse des 19. Jahrhunderts der Träger alles musikalischen Empfindens, Vorstellens und Schaffens. Es drängt sich nun die Frage auf: Worin liegt das psychologisch Neue dieses neuen musikalischen Entwicklungsfaktors? Es läßt sich kurz in dem Ausdruck für einen Begriff zusammenfassen: im Wesen des Räumlichen, des Stereometrischen. Wenn der einzelne Ton dem farbigen Punkt oder Farbfleck, das Melos der Linie, die Kontrapunktik mit ihren mehreren oder vielen gleichzeitig nebeneinander verlaufenden melodischen Linien (Einzelstimmen) dem Moment des Flächenhaften entspricht, so tritt uns in der Harmonik das des Körperhaften, der räumlichen und körperlichen Ausdehnung, der plastischen Erhöhung und Vertiefung entgegen. Nichts ist geeigneter, dieses stereometrische oder Räumlichkeits- und Körperlichkeitsmoment der Harmonik deutlicher und trefflicher zu veranschaulichen als der Vergleich mit der analogen Erscheinung der Kristallsysteme in der Mineralogie. Sowie das Wesen eines Kristallsystems durch die Anzahl der Achsen und die typisch gleiche Größe der Neigungswinkel, unter denen die durch die Achsen gelegten Flächen sich miteinander wie mit den Seitenflächen (den Wänden) des Kristalls kreuzen, vollkommen erschöpfend determiniert ist, so daß wir je nach der Verschiedenheit dieser einzelnen Elemente von einem regulären, rhombischen, tetragonalen, triklinischen, hexagonalen, monoklinischen usw. Kristallisationssysteme sprechen und in dem Koordinatensystem eines Kristalls dessen tiefstes Wesen selbst verkörpert finden, genau so ist auch das Wesen der Harmonie, des Akkordes, durch das Koordinatensystem von Tonika und Dominante bestimmt. Und sowie für die einzelnen Kristallsysteme die Neigungswinkel der durch die einzelnen Achsen gelegten Ebenen zueinander verschieden und eben infolge dieser typischen Verschiedenheit charakteristische Kriterien des betreffenden Systems sind, genau so ist auch das harmonische Koordinatensystem verschieden je nach den sozusagen Neigungswinkeln, d. i. Spannungsbeziehungen (denn dem optischen Phänomen der Neigungswinkel entspricht

als psychologisches Korrelat in der Musik das Spannungsverhältnis des Intervalls) der die betreffende Harmonie fundierenden Intervallverhältnisse des Skalensystems, dessen Tonschatz die Elemente des Aufbaues der betreffenden Harmonie entnommen sind. Für unsere heutige europäische Dur- und Mollskala (bei denen also das wesentlich unterscheidende Merkmal bekanntlich hauptsächlich in der großen, bezw. kleinen Terz und Sext liegt) ist die Polarität von Tonika und Dominante das grundlegende, die gesamten tonalen und harmonischen Beziehungen und Verhältnisse regelnde und enthaltende Prinzip: sowie das reguläre Kristallsystem dadurch charakterisiert ist, daß die durch die eine Achse gelegte Ebene senkrecht auf der durch die beiden anderen, ebenfalls senkrecht aufeinander stehenden Achsen gelegten Ebene steht, genau so ist auch unser heutiges Dur- und Mollskalensystem durch die Polarität, das sozusagen Senkrecht-zueinander-Stehen von Tonika und Dominante charakterisiert: jeder Ton einer Melodie oder eines Akkordes wird sozusagen auf die eine oder die andere tonale Fläche, die der Tonika- oder Dominantenebene, projiziert und von uns nur nach dieser seiner Beziehung auf diese beiden tonalen Flächen, in dieser seiner Bezogenheit auf sie empfunden, apperzipiert und gewertet. Es ist genau so, wie wenn in der analytischen Geometrie ein Punkt einzig und allein nur durch seine Bezogenheit auf die beiden Koordinaten x und y bestimmt wird, einzig und allein nur durch diese Bezogenheit auf sie als existent erfaßt und für den mathematischen Kalkül verwertet werden kann: die Gebundenheit an diese Koordinaten ist also für den Nachweis seines Vorhandenseins, für das Uns-zum-Bewußtsein-Kommen, von uns Bemerketwerden seines Daseins genau so die unentbehrliche Voraussetzung, wie für das Sichtbarwerden eines optischen Objektes die notwendige Vorbedingung die Vermittlung der Lichtstrahlen durch Ätherschwingungen ist, die von unserer Netzhaut absorbiert werden (und nicht, wie z. B. die ultravioletten Strahlen, zwischen den Maschen des Netzes wirkungslos sich verlieren). Diese Koordinaten sind nun in musikalischer Hinsicht für unser Tonsystem Tonika und Dominante, und das Korrelat des Aufeinander-Senkrechtstehens der Achsen im Beispiele der vorhin angeführten Kristalli-

sationssysteme ist hier die tonale Polarität von Tonika und Dominante. Sowie nun aber zwischen den einzelnen Achsen und den durch sie gelegten Ebenen verschiedene Neigungswinkel möglich sind und hieraus je nach dieser Verschiedenheit der Zahl und Neigungswinkel der Achsen, Neigungsflächen u. dgl. sich die verschiedensten Kristallisationssysteme ergeben, genau so muß natürlich auch das harmonische Kristallisationssystem durchaus nicht nur auf dem Polaritätsverhältnis, d. i. also dem sozusagen tonalen Aufeinander-Senkrechtstehen von Tonika und Dominante, aufgebaut sein, wie dies das Wesen unseres Tonsystems ist, sondern es können auch andere sozusagen tonale Neigungswinkel und Achsenstellungen vorkommen, die dann natürlich entsprechende andere harmonische und tonale Kristallisationssysteme, d. i. Skalensysteme, fundieren werden. In der Tat zeigt uns denn auch die Geschichte der Musik, daß dem heute herrschenden Tonsystem unserer gegenwärtigen Musik, der Dur- und Mollskala, entwicklungsgeschichtlich eine ganze Reihe anderer, von ihr grundverschiedener Skalensysteme vorangegangen ist, so das anhemitonisch-pentatonische (Skala f g a c d f) der Ostasiaten (vor allem Chinesen), Kelten, vorhistorischen Griechen usw., die altgriechischen Tonarten, die Kirchentonarten u. dgl., bei denen oft ganz andere tonale Neigungswinkel, d. h. also harmonische Spannungsverhältnisse, der Beziehung der einzelnen Skalentöne zueinander zugrundeliegen als das sozusagen Aufeinander-Senkrechtstehen (die Polarität) von Tonika und Dominante. So kann man z. B. das für unser heutiges musikalisches (und speziell harmonisches) Empfinden ganz unmögliche (weil mit seiner verminderten Quint h—f ganz schiefe und in der Luft hängende) Spannungsverhältnis der (altgriechischen) mixolydischen Tonart h e d e f g a h oder das ganz ähnliche, wenn auch für unser Empfinden nicht ganz so schroff verletzende der hypolydischen Tonart f g a h c d e f füglich wohl (wegen ihrer ganz schiefen tonalen Neigungswinkel) mit nichts besser in Parallele stellen als mit dem monoklinischen und triklinischen Kristallisationssysteme u. dgl. Ja, die oben gezogene Parallele zwischen Ton- und Kristallsystem läßt sich sogar auch noch bis in weitere Details hinein verfolgen: sowie die durch die einzelnen Achsen des

Kristalls gelegten Koordinatenflächen aus der Gesamtheit aller jener Punkte gebildet werden, welche in den unter dem für das betreffende Kristallisationssystem typischen Neigungswinkel sich kreuzenden Ebenen liegen, so daß bei deren Schnitte mit den Wandflächen des Kristalls als Profil dieser Ebene sich gerade Linien (eben die erwähnten Schnittlinien der Koordinatenebenen mit den Wandflächen des Kristalls) ergeben, genau so werden auch die sozusagen musikalischen Achsen-ebenen der verschiedenen tonalen Kristallisationssysteme aus jenen tonalen Punkten, d. i. Tonstufen, gebildet, deren ganz bestimmtes Intervallspannungsverhältnis für das betreffende tonale Kristallisationssystem, die betreffende Skala, typisch ist, und das Profil dieser sozusagen musikalischen Koordinatenebene, d. i. deren — wenn es erlaubt ist, diesen Ausdruck zu bilden: — tonale Schnittlinie mit der Wandfläche des Kristalls, d. i. also im Medium des musikalischen Materials: mit der durch den Rahmen des Tonschatzes der betreffenden Skala verkörpert tonalen Projektionsfläche, wird auch hier in der Musik ebenfalls durch gerade Linien dargestellt: jene Linien, die durch die häufige Wiederholung der in dem betreffenden Tonsystem am häufigsten benutzten, durch ihren typischen tonalen (= harmonischen) Neigungswinkel (Spannung des Intervallverhältnisses) für dieses betreffende Tonsystem besonders charakteristischen Töne — Reperkussionstöne, *toni currentes*, *cursus* in den Kirchentonarten — gebildet werden. Bekanntlich hat jede der altgriechischen und der aus ihnen übernommenen Kirchentonarten derartige Töne, die neben der Finalis (dem Schlußtone) für die betreffende Tonart besonders charakteristisch sind, so der 1., 4. und 6. Kirchenton a, der 2. f, der 3. ursprünglich h (später wie im 5. und 8.) c', der 7. d'. In jeder dieser Tonarten bilden also die Tonstufe des Reperkussionstones und der Finalis (im 1. und 2. Kirchenton d, im 3. und 4. e, im 5. und 6. f, im 7. und 8. g) das tonale Kristallisationsangelpunkt- oder Koordinatensystem, welches das Wesen der betreffenden Tonart sozusagen als Formel in sich schließt (wie die mathematischen Formeln beispielsweise der analytischen Geometrie das Wesen einer Geraden, einer Kurve o. dgl.), und das Intervallspannungsverhältnis zwischen diesen beiden Tonstufen ist dann genau so typisch für

das Wesen der betreffenden Tonart (vergleiche z. B. das vorhin zitierte Beispiel der altgriechischen mixolydischen Tonart mit ihrem Grundintervall $b=f$), wie der Neigungswinkel der Koordinatenachsenebenen der Kristallisationssysteme für diese charakteristisch ist. Und auch entwicklungsgeschichtlich kommt genau dasselbe Verhältnis zum Ausdruck, insofern die Entstehung dieser verschiedenen Tonarten (also tonalen Kristallisationssysteme) offenbar aus der ursprünglich ausschließlichen oder fast ausschließlichen (und auch späterhin noch weitans überwiegenden Verwendung je dieser beiden eben besprochenen Tonstufentypen zu erklären sein dürfte, der gegenüber andere als diese beiden Tonstufen nur ganz vereinzelt und spärlich, nur zufällig und im Vorübergehen, berührt worden sein mögen. Aber sei dem nun wie immer: die Tatsache also bleibt unbestreitbar, daß durch diese Fundierung der Harmonie ausschließlich auf ein bestimmtes tonales Koordinatensystem mit bestimmten typischen tonalen Neigungswinkeln = Intervallspannungsverhältnissen der Harmonie, dem Akkorde, dadurch eo ipso der Charakter des Räumlichen, Körperhaften, Stereometrischen, Plastischen zuwächst, und dieser Eindruck des Räumlichen, Körperhaften, der Tiefenempfindung usw. im Wesen der Harmonie ist denn auch namentlich im letzten Jahrhundert immer häufiger mit immer mehr zunehmender Sicherheit und Klarheit ausgesprochen worden: ich erinnere hier u. a. z. B. nur an Richard Wagners bekannte Ausführungen über das Wesen der Harmonie im „Kunstwerk der Zukunft“, in „Oper und Drama“ usw. . . . Entspricht die Linie der einstimmigen Melodie den Umrissen, den Konturen eines Körpers, dem Profil oder der Silhouette eines Kopfes, so ist dieselbe Melodie, in mehrstimmigem Satze harmonisiert, der von vollem Tageslicht hell beleuchtete, plastisch hervortretende, greif- und tastbare Körper oder Kopf selbst, oder — um dem sozusagen durchscheinenden, gläsern durchsichtigem Wesen der Harmonie, die zugleich mit dem Gesamtklang, dem Klang des vollen Akkordes, d. i. der Summe aller gleichzeitig erklingenden Einzeltöne desselben, doch auch ganz klar und deutlich jeden einzelnen Ton und die tonalen Kristallisationsachsen, sozusagen also das harmonische Gerippe, erkennen läßt, im

Bilde gerecht zu werden: — der in vollem Tageslichte vor uns stehende, mit allen seinen Flächen, Winkeln, Achsen u. dgl. bis ins kleinste Detail durchsichtige und doch dabei plastische, stereometrisch meß-, tast- und greifbare Kristallkörper.

Es läge nun nahe, gegen diese in den vorstehenden, natürlich nur ganz oberflächlichen und skizzenhaften Andeutungen versuchte Markierung einiger der auffallendsten Punkte von Analogien und Parallelismen zwischen den Darstellungselementen des musikalischen Ausdrucks und der bildenden Kunst den Einwand zu erheben, daß, selbst wenn diese Analogie oder vielmehr (im letzten Grunde ja doch daraus zu folgernde) metaphysische Wesensidentität der besprochenen Elementarphänomene auch bei diesen selbst ohne weiteres zutreffen sollte, damit noch immer nicht gesagt sein müsse, daß diese Wesensübereinstimmung auch in der Entwicklungsgeschichte dieser beiden Kunstgebiete nachzuweisen sei; ohne eine solche habe aber dann natürlich der ganze Gedankengang keinen weiteren Sinn noch Berechtigung. Ich möchte nun, um — bevor ich schließe — auch nach dieser Richtung hin wenigstens eine notdürftige Orientierung versucht zu haben, ganz kurz im Vorübergehen auf einige rein entwicklungsgeschichtliche Parallelen hinweisen, und zwar enthalte ich mich dabei absichtlich jeder eigenen Initiative der Beweisführung, sondern will mich ausschließlich nur darauf beschränken, einige von Fachleuten auf anderen Gebieten als dem der Musikwissenschaft ausgesprochene Beobachtungen herauszugreifen, denen ich dann den Stand auf musikalischem Gebiete zum Vergleich gegenüberhalten will. Es sei also in diesem Zusammenhang vor allem der bekannten geistvollen Theorie von Max Verworn gedacht, derzufolge die Menschheit ontogenetisch (Kind wie Urmensch und Natur- sowie archaische Völker) bei ihren frühesten Versuchen in den bildenden Künsten zuerst ausnahmslos nur das darstellen, was sie wirklich an den Objekten in der Außenwelt sehen (physioplastische Darstellung), während sie dann in bedeutend späteren Entwicklungsstadien erst dazu gelangen, darzustellen, nicht: was sie wirklich von ihnen sehen, sondern was sie aus Erfahrung von ihnen wissen (ideoplastische Darstellung), so daß also auf ein primitives Stadium unglaublich scharfen.

trefflichst beobachteten und wiedergegebenen Realismus und Naturalismus dann als bedeutend späteres Stadium ein solches strengster Stilisierung und Konstruktion folgt (vergleiche z. B. den Naturalismus der ältesten ägyptischen Kunst gegenüber der Stilisierung der späteren Kunst z. B. der 18. Dynastie u. dgl.). Wendet man sich nun, mit dem Blick auf dieses Entwicklungsschema in der bildenden Kunst gerichtet, der Geschichte der Musik zu, so wird man überrascht durch die frappante Analogie, die man auf diesem Gebiete antrifft. Hier zeigt uns nämlich der Blick auf jedes nächstbeste Detail und jede nächstbeste beliebige Entwicklungsepoche sowohl der Musik des Tieres als des Kindes, der Primitiven, der archaischen Völker und der Musikgeschichte, daß sich hier immer und überall dasselbe gleiche Schema wiederholt, das aller musikalischen Entwicklung ohne Unterschied von Zeit, geographischer Lage, Rasse, Kulturepoche u. dgl. zugrunde liegt: daß nämlich die Phonation des rein emotionalen Ausdrucks, des affektgetragenen und -geladenen Gefühlsausbruches: des brüllenden, heulenden, winselnden, wimmernden usw. Schreies, der dann allmählich (im Fortschritte vom Tier zum Menschen) zu der je nach dem Wechsel der verschiedenen emotionalen Intensitätsnuancen und -schattierungen sich bald hebenden, bald senkenden melodischen Linie gemildert und gemäßigt wird, den Urausgangspunkt aller musikalischen Entwicklung bildet, wogegen erst auf relativ recht späten Entwicklungsstufen das Moment der Stilisierung: der Symmetrie- und Parallelkonstruktion auftritt. Es korrespondiert also dem Stadium der physioplastischen Kunst dort das Stadium der der Affektentladung dienenden Stimmflexionen und der aus ihnen hervorgewachsenen, durch den Sprachtonfall und die syntaktische Gliederung geregelten musikalischen Deklamation (Psalmodie, Rezitation, Lektionston usw., — jener Stil, der als spezifisch-archaischer musikalischer Stil immer und überall am frühesten in der Kulturgeschichte auftritt und in der gesamten Musikgeschichte bis ins 19. Jahrhundert herein in jeder neuen Entwicklungsepoche immer wieder den Ausgangspunkt und das Vorstadium für die absolute, reine, d. i. nach den Gesetzen der Symmetrie und Parallelgliederung schaffende Musik bildet) hier, wogegen dem stilisierenden ideoplastischen Stadium das

— wie bereits erwähnt — in jeder Entwicklungs-epoche erst sehr spät einsetzende Stadium der musikalischen Stilisierung: der Symmetrie- und Parallelkonstruktion korrespondiert. Hier wie dort kehrt nun dieses Schema in allen Entwicklungs-epochen als Grundlage aller Entfaltung der Kunst unverändert wieder.

Das soeben berührte Moment der kontinuierlichen Ablösung des (musikalisch-physioplastischen) Stadiums des naturalistischen, nach dem Vorbilde des Sprachtonfalles und der syntaktischen Gliederung zustandekommenden Melos der Psalmodie, Rezitation usw. durch ein späteres (musikalisch-ideoplastisches) Stadium der absoluten, rein musikalischen Symmetrie- und Parallelkonstruktion führt uns nun zu einer zweiten, ebenfalls ganz ohne jede Bezugnahme auf die Verhältnisse in der Musik und ohne deren Kenntniss ausgesprochene Beobachtung, die von Fr. Carstanjen (in V. f. wiss. Philos., Bd. XX, 1896: ‚Die Entwicklungsfaktoren der niederländischen Frührenaissance‘) dahin formuliert wurde: daß die Weiterentwicklung der Kunst psychologisch aus der Unlust über die gerade bestehende Darstellungsart entspringe, deren man durch allzuhäufige Wiederholungen müde und überdrüssig geworden sei, wobei die Evolution sich in der Weise zu vollziehen scheine, daß auf einen mehr oder weniger geglükten Naturalismus als erster eigentlicher Stil die Herrschaft der geraden Linie folge, von wo aus dann die Entwicklung durch den zunehmenden Überdruß an der Starrheit und Steifheit des Geraden zu immer freier geschwungenen Formen führe, in diesen einen Höhepunkt sinnlicher Schönheit erreiche und schließlich durch eine maßlose Hervorhebung alles Runden, Bauchigen, Gedrehten und Geschweiften zum Verfall e führe. Ich habe schon an anderer Stelle (Stud. z. Entw. d. ornam. Melop., pag. 627. Anmerkung 2) darauf hingewiesen, daß, wenn man in diesen Sätzen den Ausdruck ‚gerade Linie‘ durch den für ihr musikalisches Korrelat, nämlich: ‚Rezitativ‘, ‚Psalmodie‘ u. dgl., und die Ausdrücke ‚frei geschwungen‘, ‚rund‘, ‚bauchig‘, ‚gedreht‘, ‚geschweift‘ durch die analogen: ‚Melisma‘, ‚Koloratur‘, ‚Tongeschnörkel‘ usw. ersetzt, man dann in Carstanjens Formel das Grundschema aller musikalischen Entwicklung ausgesprochen findet, wie es immer und

überall, wo und wann immer es zu einem Entstehen und Entfallen musikalischer Gebilde kommt, diesem zugrunde liegt und wie es von uns auch schon in den vorstehenden Ausführungen berührt worden ist. Daß aber der soeben verlangte Ersatz der Carstanjenschen Termini aus dem Gebiete der bildenden Kunst durch die korrespondierenden musikalischen Fachausdrücke keine subjektive Willkür meinerseits ist, sondern daß wirklich das Profil der rezitatorischen Wortmelodie das musikalische Korrelat der geraden Linie, jenes der melismatischen und kolorierenden Melodie das der geschweiften, gekräuselten, gebogenen, krummen und runden Linie ist, hat sich uns schon oben, bei der Betrachtung der Entstehung der musikalischen Melodie aus dem Melos des Sprachgesangs, der Psalmodie, Rezitation oder pathetischen Deklamation, erwiesen. So steht denn auch diese von Carstanjen ganz unabhängig von der Musik und ohne Kenntnis der Verhältnisse auf deren Gebiet gefundene sowie ohne jede Beziehung auf sie ausgesprochene, als allgemeines Entwicklungsgesetz auf dem Gebiete der bildenden Kunst proklamierte Beobachtung in vollster Übereinstimmung mit den Verhältnissen in der Musik, für deren Gebiet ihr dieselbe Geltung zukommt wie auf dem der bildenden Kunst. Hält man nun mit diesen beiden soeben betrachteten Analogien, der von Verworn beobachteten und der von Carstanjen formulierten, die bereits in den obigen Ausführungen spontan von uns gefundene und erörterte Tatsache zusammen, daß sich die Entwicklung der Musik genau so wie die der bildenden Kunst vom Punkt (einzelnen Ton) zur Linie (Melodie) und von da über das Moment der Fläche (Kontrapunktik) zu dem des Körper- und Raumhaften (Harmonik) vollzieht, und erwägt man, wie diese drei vollkommen unabhängig voneinander gefundenen und an ganz verschiedenem Beobachtungsmaterial sowie von ganz heterogenen Gesichtspunkten aus gewonnenen Beobachtungen vollkommen einheitlich wie aus einem Gusse und tadellos, als wären sie darauf zugeschnitten, sich zu einem einzigen, einheitlichen, gemeinsamen Entwicklungsschema zusammenfügen, dem zum mindesten auf dem Gebiete der bildenden Kunst und der Musik (aber wohl auch auf dem der übrigen Künste und Kulturzweige, z. B. dem der Literaturgeschichte — denn das auf

deren Gebiet zu beobachtende Entwicklungsschema des Nacheinander-Einsetzens und Aufeinanderfolgens von Epik, Lyrik und Dramatik wäre wohl nicht schwer als das psychologische Korrelat des auf unseren vorstehend beobachteten Gebieten als Punkt-, Linear- und Räumlichkeitsmoment auftretenden Entwicklungsprinzips nachzuweisen) die Geltung eines den Plan aller Kunstentwicklung in sich schließenden Grundgesetzes und Kanons zukommt, erwägt man weiters, daß — wie ich dies ebenfalls schon an anderer Stelle (Stud. z. Entw. d. ornam. Mel., III. Teil) eingehend nachzuweisen versucht habe — dieses selbe Schema uns auch onto- wie phylogenetisch, in der Kunstentwicklung des Kindes wie der Tiere, der Primitiven, der archaischen Völker und im Bereiche der Kunst-, bezw. Musikgeschichte usw. immer und überall mit der gleichen, allbeherrschenden Wucht und Geltung entgegentritt, dann wird man — so scheint es mir wenigstens — wohl nicht mehr daran zweifeln dürfen, daß man es hier mit einem das gesamte geistige und organische Werden und Sich-Entfalten regelnden, allbeherrschenden Lebensprinzip zu tun hat, von dem die auf dem Gebiete der bildenden Kunst, bezw. der Musik als Entwicklungskanon auftretenden Äußerungen nur allotrope Modifikationen, nur phänomenale Heteromorphien, nur verschiedene Erscheinungsformen eines und desselben im Grunde vollkommen identischen, bald als Licht und Farbe, bald als Ton u. dgl. in die Erscheinung tretenden Lebensprinzips sind. Die Beziehungen zwischen den allotropen Erscheinungsformen dieses einen und desselben Lebens- und Entwicklungsprinzips auf den verschiedensten Kunstgebieten aufzufinden und sie als die Ausstrahlungen, als die Emanationen und Verkörperungen eines und desselben einzigen und identischen Urprinzips zu erkennen sowie nachzuweisen, wird nun die Aufgabe der allgemeinen vergleichenden Kunstwissenschaft der Zukunft sein.

Akademie der Wissenschaften in Wien

Philosophisch-historische Klasse

Sitzungsberichte, 201. Band, 4.—5. Abhandlung

Forschungen

zu den

deutschen Rechtsbüchern

Von

Dr. Anton Pfalz und Dr. Hans Voltelini

II. Der Verfasser der sächsischen Weltchronik
III. Der Sachsenspiegel und die Zeitgeschichte

Von

Dr. Hans Voltelini

wirkl. Mitglieder der Akademie der Wissenschaften in Wien

Vorgelegt in der Sitzung am 19. März 1924

1924

Hölder-Pichler-Tempsky A.-G.

Wien und Leipzig

Kommissions-Verleger der Akademie der Wissenschaften in Wien

Battlistl, C.: Die Nonsberger Mundart. Lautlehre. 8°. 1909.	4.40
— Die Mundart von Valvestino. 8°. 1918.	2.40
Bauer, A.: Die Herkunft der Bastarnen. 8°. 1917.	0.80
Becker, Ph. A.: Clément Marots Liebeslyrik. 8°. 1917.	4.60
Biró, L. A.: Magyarische Sprach- und Gesangsaufnahmen. 8°. 1913.	0.90
Dimand, B.: Zur rumänischen Moduslehre. 4°. 1904.	14.20
Ettmayer, K.: Phonogrammaufnahmen der Grödnert Mundart. 8°. 1920.	2.50
Fleibiger O. und L. Schmidt: Inschriftensammlung zur Geschichte der Ostgermanen. 4°. 1917.	15.50
Gamillscheg, E.: Studien zur Vorgeschichte einer romanischen Tempuslehre. 8°. 1913.	7.75
— Oltenische Mundarten. 8°. 1919.	3.—
Grienberger, Th. v.: Das Hildebrandslied. 8°. 1908.	2.50
Groeger, O.: Schweizer Mundarten. XXXVI. Mitteilung der Phonogrammarchivkommission. 8°. 1914.	2.60
Herzog, E.: Französische Phonogrammstudien. 8°. 1913.	0.60
Jokl, N.: Studien zur albanesischen Etymologie. 8°. 1911.	3.30
Junk, V.: Ein neues Bruchstück aus Rudolfs von Ems Weltchronik. 8°. 1906.	0.75
— Gralsage und Graldichtung des Mittelalters. 8°. 1911. (2. Auflage 1912.)	4.30
Kelle, J. v.: Untersuchungen über das speculum ecclesiae des Honorius und die libri deflorationum des Abtes Werner. 8°. 1902.	1.—
— Untersuchungen über das Offendiculum des Honorius, sein Verhältnis zu dem gleichfalls einem Honorius zugeschriebenen Eucharistion und Elucidarius sowie zu den deutschen Gedichten Gehugde und Pfaffenleben. 8°. 1904.	1.10
— Untersuchungen über des Honorius Inevitabile sine de praedestinatione et libero arbitrio dialogus. 8°. 1905.	0.90
— Untersuchungen über den nicht nachweisbaren Honorius Augustodunensis ecclesiae presbiter et scholasticus und die ihm zugeschriebenen Werke. 8°. 1905.	0.70
— — Dasselbe. Nachtrag. 8°. 1905.	0.50
— Chori saecularium — Cantica puellarum. 8°. 1909.	0.35
— Die Bestimmungen im Kanon 19 des Legationis edictum vom Jahre 789. 8°. 1910.	0.45
Lach, R.: Vorläufiger Bericht über die Aufnahme der Gesänge russischer Kriegsgefangener 1916. 8°. 1917.	2.30
— Dasselbe über die Aufnahmen des Jahres 1917. 8°. 1919.	2.30
— Sebastian Sillers Schöpfung in der Musik. 4°. 1916.	18.20
— W. A. Mozart als Theoretiker. 4°. 1919.	13.70
— Eine Tiroler Liederhandschrift aus dem 18. Jahrhundert. 8°. 1923.	3.—
— Zur Geschichte des musikalischen Zunftwesens. 8°. 1923.	1.—
Mayer, H.: Einfluß der vorchristlichen Kulte auf die Toponomastik Frankreichs. 8°. 1914.	3.60
Meyer-Lübke, W.: Die Betonung im Gallischen. 8°. 1901.	1.60
— Zur Kenntnis des Altlogudoresischen. 8°. 1902.	1.70
— Romanische Namenstudien. I. Die altportugiesischen Personennamen germanischen Ursprungs. 8°. 1905.	vgr.
— — II. Weitere Beiträge zur Kenntnis der altportugiesischen Namen. 8°. 1917.	2.20

Akademie der Wissenschaften in Wien

Philosophisch-historische Klasse

Sitzungsberichte, 201. Band, 4.—5. Abhandlung

Forschungen

zu den

deutschen Rechtsbüchern

Von

Dr. Anton Pfalz und Dr. Hans Voltelini

II. Der Verfasser der sächsischen Weltchronik

III. Der Sachsenspiegel und die Zeitgeschichte

Von

Dr. Hans Voltelini

wirkl. Mitglieder der Akademie der Wissenschaften in Wien

Vorgelegt in der Sitzung am 19. März 1924

1924

Hölder-Pichler-Tempsky A.-G.

Wien und Leipzig

Kommissions-Verleger der Akademie der Wissenschaften in Wien

Druck von Adolf Holzhausen in Wien.

II.

Der Verfasser der sächsischen Weltchronik

Die beiden folgenden Arbeiten reichen in ihren Anfängen und zum Teil auch in ihrer Ausführung um Jahre zurück. Der Verfasser glaubte, daß sie für die Kenntnis der bedeutendsten deutschen Rechtsquelle des Mittelalters nicht ganz bedeutungslos sein dürften. Deshalb wagt er es, sie der Öffentlichkeit vorzulegen. Eine dritte Arbeit über die stoffliche Anordnung von Sachsenspiegel-Landrecht hofft er in Bälde folgen zu lassen.

Karl von Amira hat in seinem Grundriß des germanischen Rechts¹ den gewiß überraschenden Satz ausgesprochen, daß die Periode der deutschen Rechtsbücher, soweit es auf die Kraft des Rechtslebens ankomme, eine Zeit des Verfalles darstelle. Gerade die Aufzeichnung der Rechtsbücher und der große von ihnen erzielte Erfolg liefern nach Amira den Beweis, daß das Recht aufgehört habe, Gemeingut der Dinggenossen zu sein. Das war aber doch nur eine Folge des starken Fortschrittes der kulturellen und wirtschaftlichen Lage der Deutschen, die nun eine derartige geworden war, daß sie nicht mehr durch einfache, allen geläufige Rechtssätze geregelt werden konnte, sondern ein feiner ausgebildetes und damit verwickelteres Recht nötig machte. Diese Rechtsliteratur ist bald ihrer Fassung und ihrem Inhalte nach keine rein deutsche mehr. Römische und kanonische Rechtsanschauungen und Rechtssätze dringen in sie ein und so leitet sie, wie Amira mit Recht betont, zur Rezeption des gemeinen Rechtes hinüber. Soll die Entstehung der Rechtsbücher und im besonderen der süddeutschen weiter als es bisher der Fall war, aufgedeckt und damit die Grundlage für eine kritische Betrachtung des Inhaltes dieser Rechtserzeugnisse geschaffen werden, wozu gegenwärtig höchstens Ansätze vorhanden sind, so ist

¹ 3. Aufl. 75.

gerade den Einschüben dieser Art besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

Mit der Textgestaltung des Sachsenspiegels, der bekanntlich die Grundlage auch der süddeutschen Rechtsbücher geworden ist, sich zu beschäftigen, lag für den künftigen Herausgeber des Schwabenspiegels kein Anlaß vor. Denn schon Ficker hat im allgemeinen nachgewiesen,¹ welche Fassung des sächsischen Rechtsbuches dem Spiegel deutscher Leute zugrunde liegt. Es wird sich im folgenden Gelegenheit ergeben, seine Beobachtungen zu ergänzen. Dem Texte des Sachsenspiegels hat Karl Zeumer seine Sorgfalt gewidmet und nach den neuesten Mitteilungen ist zu hoffen, daß die Früchte seiner Arbeit bald für die Herstellung einer kritischen Ausgabe des Rechtsbuches benutzt werden sollen.² So glaubte der Verfasser dieser Zeilen sich bei seinen Forschungen mit dem begnügen zu sollen, was sich für die Textgestaltung den Angaben Homeyers entnehmen läßt.

Für die Bearbeiter des Schwabenspiegels schien aber die Beantwortung einiger anderen Fragen nicht ohne Bedeutung. Wie stellt sich der Sachsenspiegel zur zeitgenössischen Literatur, vor allem der Rechtsliteratur? Ist er das Werk eines Gelehrten oder das eines Mannes aus dem Volke, der, mit einer gewissen Schulbildung ausgestattet, allerdings nicht ohne Benützung von Vorbildern und Vorlagen, doch im wesentlichen aus seiner eigenen Rechtserfahrung heraus zur Aufzeichnung des Rechtsbuches geschritten ist? Wie verhält sich das Rechtsbuch ferner zu den Zeitereignissen; läßt sich aus seiner Stellungnahme ein Schluß auf seine Entstehungszeit ziehen und endlich ist eine vernünftige Anordnung des Rechtsstoffes vorhanden, und wenn ja, welchen Vorbildern ist Eike dabei gefolgt? Vielleicht läßt sich dabei auch in der Frage nach den von Eike benützten Quellen ein Fortschritt über das bisher Bekannte gewinnen. Diese Fragen sind nicht zu beantworten, ohne den Zusammenhang Eikes mit der sächsischen Weltchronik einer neuerlichen Prüfung zu unterziehen und den literarischen Charakter der Weltchronik zu bestimmen. Daher

¹ Wiener Sitzungsberichte 23, 180 f.

² Ulrich Stutz, Bericht über die Monumenta Germaniae historica, Zeitschrift d. Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, germ. Abt. 43, 483 f.

wird der erste Beitrag sich mit diesen Fragen beschäftigen. Es folgt gleichzeitig der zweite, der die Stellung des Rechtsbuches zu den Zeitereignissen festzustellen und damit gewisse noch nicht genugsam beachtete Anhaltspunkte für die Entstehungszeit des Rechtsbuches gewinnen will. Beide Aufsätze sind schon lange in der Forschung abgeschlossen worden. Auch der dritte über die Anordnung des Sachsenspiegels wird im kommenden Winter abgeschlossen werden.

Die Persönlichkeit Eikes von Repgow hat wiederholt die Forschung beschäftigt.¹ Kein Wunder bei der Bedeutung seines Werkes, des Sachsenspiegels. Denn als Rechtsbuch hat der Sachsenspiegel die deutsche Rechtsentwicklung bis zur Abfassung des deutschen bürgerlichen Gesetzbuches beeinflusst, auch als Sprachdenkmal steht er neben der sächsischen Weltchronik obenan. Nicht gerade, daß er als das älteste deutsche Prosawerk gelten könnte, aber er ist eines der frühesten, jedenfalls das älteste deutsch geschriebene Rechtsdenkmal, und durch die Reinheit der Sprache und die Schärfe des Ausdruckes läßt er im Verein mit der sächsischen Weltchronik alle älteren Prosawerke weit hinter sich zurück und ist dafür richtunggebend gewesen. So läßt sich Eikes Werk immerhin einigermaßen der Bibelübersetzung seines größeren sächsischen Landsmannes vergleichen.

Die ältere Forschung hat sich begnügt, den Familienverhältnissen des Spieglers nachzugehen. So hat Friedrich Winter sein Geschlecht und sein urkundliches Vorkommen festzustellen gesucht.² Bald hat man die Lebensumstände des Spieglers auch für die Kritik seines Werkes zu verwenden gesucht. So vor allem Otto von Zallinger den vielbesprochenen Übertritt Eikes in den Stand der Ministerialen für

¹ Während andere Forscher in neuerer Zeit, wie Roethe, Abhandlungen der kgl. Gesellschaft der Wiss. in Göttingen 1897—1899, sich mit der sprachlichen Seite der Reimvorrede, Ferdinand Frensdorff sich in seinen wertvollen Beiträgen zur Geschichte und Erklärung der deutschen Rechtsbücher, Nachrichten der kgl. Gesellschaft der Wiss. zu Göttingen, phil.-hist. Kl. 1888, 387 f., 1894, 36 f., und 1921, 131 f., vorwiegend mit den Quellen des Rechtsbuches und der Reimvorrede beschäftigen.

² Forschungen zur deutschen Geschichte 14, 305 f.

die Frage der Schöffenbarfreien.¹ Philipp Heck seine Beziehungen zu den Städten und dem Stadtrecht für die Erklärung der Pileghaften.² Neuen Anstoß gewann die Forschung, als Karl Zeumer von neuem für Eike die Abfassung der sächsischen Weltchronik in Anspruch nahm,³ eine Ansicht, die seitdem Hermann Ballschmiede mit philologischen Gründen gestützt hat.⁴ Daraus ergaben sich verschiedene Folgerungen für Eikes Bildungs-gang und Lebensschicksale. Zeumer schrieb ihm eine gelehrte Bildung zu, die er sich in seiner Jugend in einer Kloster- oder Stiftsschule angeeignet habe; er brachte die Angaben des Sachsenspiegels 1. 25. § 2 und § 3, über den Verlust des Land- und Lehenrechtes durch den Mönch grauen Ordens mit Eikes Person in Verbindung, als ob der Spiegler hier sein eigenes Schicksal schildern wollte. Ebenso schloß er aus der als c. 76 in die Weltchronik eingeschobenen Predigt, daß Eike in vorgerückteren Jahren in den geistlichen Stand getreten sei. Aus anderen Stellen der Chronik schien sich zu ergeben, daß ihr Verfasser Rom aus eigener Anschauung gekannt haben müsse. Schon Zeumer hat in Eike einen Mann im Vollbesitze der Bildung seiner Zeit gesehen und vielfach ist man ihm darin gefolgt.⁵ Rosenstock hat dann die literarhistorische Stellung Eikes zu bestimmen gesucht und im bekannten Glossator Johannes z(e)m Ecke (Johannes Theutonicus) seinen Lehrer an der Domschule von Halberstadt zu erkennen geglaubt,⁶ worauf dann Karl Gottfried Hugelm ann die Einwirkungen des berühmten Kanonisten auf den Spiegler im einzelnen nachzuweisen gesucht hat.⁷ Andere Arbeiten beschäftigten sich mit der Stellung Eikes zu

¹ Die Schöffenbarfreien des Sachsenspiegels, Innsbruck 1887, 202 f.

² Der Sachsenspiegel und die Stände der Freien 39 f.; Pileghafte und Grafschaftsbauern 26 f.

³ Festschrift, Heinrich Brunner zum 70. Geburtstage dargebracht, 136 f.

⁴ Die sächsische Weltchronik, Doktordissertation, Berlin 1914, auch Niederdeutsches Jahrbuch 40, 81 f.

⁵ Z. B. Heck, a. a. O. 26 f.

⁶ Ostfalens Rechtsliteratur unter Friedrich II. 122 f., 125 f.

⁷ Zeitschr. d. Sav. kan. 7, 33 f.; widersprochen von Eduard Eichmann, Historisches Jahrbuch 38, 718 f.

Kirche und Papst.¹ Gegen den Vorwurf kirchenfeindlicher Stellung hat ihn Eduard Eichmann in einer eingehenden und wertvollen Abhandlung verteidigt.² Hans Fehr hat dann in geistvoller Weise die Staatsauffassung Eikes festzustellen gesucht. Er läßt Eike nicht nur von der kaiserlichen oder einer gemäßigten Auffassung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche zur kurialistischen überschwenken,³ sondern, indem er alle Zusätze zum Sachsenspiegel für das Charakterbild Eikes verwendet, aus einem Verfechter der königlichen Rechte sich zu einem Vertreter der fürstlichen Landeshoheit wandeln.⁴ Aber wenn eine wissenschaftliche Feststellung darüber noch fehlt und zum Teil unmöglich ist,⁵ welche Zusätze von Eike herrühren und welche nicht, so wird umgekehrt eine kritische geschichtliche Forschung auf die Benützung der Zusätze verzichten. So war das Bild Eikes zu einem schillernden und sein Lebenslauf zu einem weit bewegteren und romanhafteren geworden, als es in dem bekannten Romane von Julius Wolff der Fall ist. Mit nüchterner Kritik hat demgegenüber ein jüngerer Geschichtsforscher, Walter Möllenberg, das festzustellen gesucht, was die geschichtliche Überlieferung über Eikes Lebenslauf bietet,⁶ und Adolf Hofmeister hat Eike auch die sächsische Weltchronik wieder abgestritten.⁷

Die Reimvorrede zur Weltchronik nennt einen von Repgow. Er gibt den Fortsetzern des Werkes den Rat, die Wahrheit zu sagen:

logene sol uns wesen leit,
daz ist des von Repegouwe rat.⁸

¹ R. Salomon, Der Sachsenspiegel und das Wormser Konkordat. Zeitschrift d. Sav. germ. 31, 131 f. Eugen von Müller, Der Deutschenspiegel in seinem sprachlich stilistischen Verhältnis zum Sachsenspiegel und zum Schwabenspiegel. Deutschrechtliche Beiträge, herausg. von Konrad Beyerle II, 1, 164.

² Hist. Jahrb. 38, 718 f.

³ Zeitschr. d. Sav. germ. 38, 164 f.

⁴ A. a. O. 194 f.

⁵ A. a. O. 134.

⁶ Eike von Repgow, ein Versuch. Hist. Zeitschr. 117, 387 f.

⁷ Hist. Zeitschr. 115, 297 u. 118, 148 f. Ders.: Das Wormser Konkordat, Festschrift, Dietrich Schäfer zum 70. Geburtstage dargebracht, 113 f.

⁸ M. M., Deutsche Chroniken 2, I. 66, Vers 88 u. 89.

Ist dieser von Repgow als der Verfasser der Reimvorrede, ist er als Verfasser der Chronik anzusehen, und wenn ja, in welchem Verhältnisse steht er zum Verfasser des Sachsen-spiegels? Im Mittelalter wurde die zweite Frage dahin beantwortet, daß derselbe Mann beide Werke verfaßt habe.¹ Die moderne Forschung ging von einem andern Standpunkt aus. Friedrich Pfeiffer hat die Weltchronik Eike abgesprochen, weil sie von einem Geistlichen herrührt.² Dieser Ansicht hat der bekannte Germanist Franz Pfeiffer entschieden widersprochen und die Predigt, aus der sich der geistliche Stand des Verfassers der Chronik zu ergeben schien, für einen fremden Einschub erklärt.³ Ihm schlossen sich Daniels,⁴ Maßmann⁵ und Gustav Schoene⁶ an. Auch Ficker⁷ und Homeyer,⁸ die in älteren Arbeiten sich eher ablehnend verhalten hatten, erklärten sich für die Urheberschaft Eikes. Wattenbach dagegen hat sich schon in der ersten Auflage seiner Geschichte der deutschen Geschichtsquellen verneinend geäußert und er ist bei dieser Ansicht geblieben, indem er, dem Beispiele von Weiland folgend, Eike bloß als Urheber der Reimvorrede zur Weltchronik gelten ließ.⁹ In der Abhandlung: Über eine sächsische Kaiserchronik und ihre Ableitungen, hat dann Georg Waitz die Frage erörtert,¹⁰ da er in der Weltchronik Spuren der vermuteten Kaiserchronik anzutreffen glaubte. Er hält die Weltchronik für älter als den Sachsen-spiegel und setzt ihre Entstehung vor 1204, jedenfalls vor 1216, ja er ist geneigt, sie noch ins 12. Jahrhundert hinaufzu-

¹ Archiv für Kunde älterer deutscher Geschichtsquellen 7, 652 (nicht 625, wie Homeyer, Des Sachsen-spiegels erster Teil³ 11, zitiert).

² Untersuchungen über die Repgowsche Chronik, Breslau 1854, 14 f.

³ Germania 1, 382 u. 384.

⁴ De Saxonici speculi origine 8 f.

⁵ Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart 42, 653 f.

⁶ Die Repgowsche Chronik, Das Buch der Könige. Elberfeld 1859, 8, 12, 14.

⁷ Ablehnend: Sitzungsberichte der Wiener Akad. d. Wiss., phil.-hist. Kl. 23, 128; dagegen entschieden dafür: Über die Entstehungszeit des Sachsen-spiegels 73.

⁸ Homeyer, Des Sachsen-spiegels erster Teil², 4. Dagegen dafür 3. Aufl. 11.

⁹ 1. Aufl. 421; 6. Aufl. 2, 455.

¹⁰ Abhandlungen der kgl. Gesellschaft d. Wiss. zu Göttingen, Bd. 12, 13 f.

schieben.¹ Die Urheberschaft Eikes erscheint ihm möglich.² Erst Ludwig Weiland hat den Boden für eine kritische Beantwortung der Frage geschaffen, indem er in der Menge der Handschriften drei Fassungen des Werkes erkannte,³ zwei kürzere und eine sehr erweiterte. Alle drei war er geneigt, einem und demselben Verfasser zuzuschreiben, wobei er bloß die Möglichkeit gewisser späterer Einschübe offen ließ. Die Entstehung der ersten Fassung setzt Weiland nach 1230, die der zweiten nach 1235 und die der dritten um 1250 oder 1251.⁴ Jedenfalls sei keine Fassung jünger als der Zeitpunkt, in dem die Kunde von dem Tode Kaiser Friedrichs II. in Sachsen einlangte. Den Urheber sucht Weiland in Sachsen, und zwar gerade in der Heimat Eikes. Denn der Verfasser der Chronik zeige sich bei der Erzählung von einer Fehde des Markgrafen von Brandenburg mit den Bischöfen von Halberstadt und Magdeburg in den Verhältnissen der Grafschaft Billingshöhe wohlunterrichtet.⁵ Trotzdem glaubt er die Chronik Eike absprechen zu müssen, da ihr Verfasser sich in der Predigt als Geistlicher bezeichnet. Immerhin gibt er zu, daß diese Predigt, wie schon Ficker vermutet hatte, aus einer andern Quelle herübergenommen sein könnte und weist in dieser Beziehung auf Albert von Stade hin, der auch sonst in der Chronik stark ausgebeutet erscheint. Ihm, der nach vergeblichem Versuche, als Abt sein Kloster Stade zu reformieren, in den Minoritenorden geflüchtet war, schien der Geist der Predigt zu entsprechen.⁶ Auch den Gedanken stellt Weiland zur Erwägung, ob Eike selber nicht Geistlicher geworden sei und als solcher die Chronik verfaßt habe. Aber alles in allem glaubt er doch, daß die Gründe, welche der Urheberschaft Eikes entgegenstehen, die gewichtigeren seien.⁷

Entschiedener spricht Weiland dem Eike die Chronik in der Einleitung zur Ausgabe in den M. M. ab. Er leugnet, daß die Beziehungen zwischen dem Rechtsbuch und der Chronik denselben Verfasser vermuten lassen, ja er findet sogar

¹ A. a. O. 21 f.

² A. a. O. 23.

³ Forsch. z. d. G. 14, 459 f., Einl. zur Ausgabe in M. M., Deutsche Chroniken II, 1, 4 f., 33 f., 41 f.

⁴ Forsch. 14, 492 f., Einl. 48 f.

⁵ A. a. O. 501, 503.

⁶ A. a. O. 505.

⁷ A. a. O. 507.

Zeumers Chronik von der Thron- und dem Kaiserwahl und dem Kaiserthum des Hohenstauns. Hierüber nimmt er an, daß der Verfasser von dem Hohenstaunischen Kaiser Ant. 2. und dessen Familienverhältnissen sich sehr eingehend unterrichtet habe, und daß er mit großer Genauigkeit wie sie die Chronik faßt. Er zieht dann die Vermutung auf, es sei die Chronik eines Hohenstaunischen Kesslers, der sich aber nütze von einem seiner Hohenstaunischen Verwandten.¹

Im Anschluß an Zeumers Arbeit, die einen so großen Beifall gefunden, hat es sich in seiner Arbeit über die Reimvorreden des Sachsenspiegels gezeigt, daß er auch aus Gründen des Inhalts Elkes erkennt, die Reimvorrede zur Weltchronik abgegrenzen und seine Erwähnung in dieser Vorrede als eine Aufzählung der Sachsenspiegelvorrede angesehen.² Erst die Arbeit Zeumers: Die sächsische Weltchronik, ein Werk Eikes von Repgau hat einen Umschwung herbeigeführt. Zeumer erklärt es für undenkbar, daß zwei Mitglieder derselben Familie von Repgau fast gleichzeitig als Meister deutscher Prosa aufgetreten sein sollen. Er weist auf die geschichtlichen Kenntnisse des Verfassers des Sachsenspiegels, auf die rechtsgeschichtlichen Mitteilungen des Chronisten, auf Ähnlichkeiten in der Darstellung mancher Tatsachen hin und löst die Schwierigkeiten des Bildungsganges Eikes und der Predigt durch den im Eingang dieser Arbeit erwähnten Roman. Zeumers Arbeit enthält sehr viel Richtiges, doch auch manches, was den Widerspruch herausfordert. Ein überzeugender Beweis konnte nur durch nochmalige nüchterne Untersuchung der verschiedenen Fassungen und ihrer Sprache geliefert werden. Ihn hat Ballschmiede zu erbringen gesucht. Zunächst ergibt sich nach Ballschmiede zweifellos, daß die drei uns vorliegenden Fassungen der Chronik von drei verschiedenen Verfassern herrühren. Der Sprachgebrauch ist verschieden,³ desgleichen der Gegen-

¹ Einl. 55 f.

² Abhandlungen d. kgl. Gesellschaft d. Wiss. zu Göttingen, N. Folge, Bd. 2, Nr. 8, 68 f.

³ Festschrift, Heinrich Brunner dargebracht, 135 f.

⁴ Schlagend die Unterscheidung in der Übersetzung: *Bi sinen tiden* für *illius temporibus* und: *In desen tiden* für *illis temporibus* in A, während schon B nicht mehr auseinanderhält; a. a. O., S. 11 f.

stand der Aufmerksamkeit und die Absichten, und damit sind die hineingearbeiteten Quellen andere. Die Fassung A nur gibt das ursprüngliche Werk, es reicht bis 1225; B ist von einem Bremer Geistlichen mit Nachrichten, die zumeist das Hochstift Bremen betreffen, vermehrt: die Fassung C ist im Michaelskloster in Lüneburg im welfischen Sinne, vermutlich für den Herzog Otto I. zurechtgemacht worden. Soweit hat Ballschmiede Beifall auf allen Seiten gefunden. Auch der A-Text soll nach Ballschmiede nicht unverändert geblieben sein. Außer kleinen Einschüben hält er die Erzählungen über die Untaten Kaiser Heinrichs IV., c. 202, 203 und 240, und ebenso die Predigt für spätere Zutaten. Damit räumt er so manche Schwierigkeiten aus dem Wege, die Weiland gegen die Urheberschaft Eikes erhoben hatte, vor allem die Angabe, die auf den geistlichen Stand des Verfassers der Chronik hinzuweisen schien. Aus sprachlichen Gründen schließt Ballschmiede, daß Sachsenspiegel und Chronik das Werk eines und desselben Mannes seien. Diesen Behauptungen hat Hofmeister widersprochen. Er nennt es bare Willkür, dem Chronisten die Predigt abzusprechen, hält den Beweis für die gemeinsame Benutzung des Wernher von Ellmendorf in den beiderseitigen Reimvorreden für nicht erbracht und die sprachlichen Gründe nicht für ausreichend.¹ um einen und denselben Verfasser für den Sachsenspiegel und die Weltchronik anzunehmen. Auch bezweifelt er, daß sich in Vers 89 der Reimvorrede der Chronik der Verfasser nenne, glaubt vielmehr, daß hier eine Verweisung auf die Reimvorrede des Sachsenspiegels vorliege. Sicherlich wird man Ballschmiede nicht in allem Beifall zollen. Seine Darstellung von dem Schicksale der Urschrift der Chronik, des Stammbuches, wie er sie nennt, ist zu romanhaft, um wahrscheinlich zu sein. Seien wir so aufrichtig, zu sagen, daß wir darüber nichts Näheres wissen. Auch die Annahme, daß die Erzählungen über Heinrichs IV. Übeltaten eingeschoben seien, ist nicht erwiesen. Sie beziehen sich natürlich nicht auf Heinrich V., wie Weiland anzunehmen scheint und auch Ballschmiede meint, sondern auf Heinrich IV., dessen

¹ Festschrift, Dietrich Schäfer dargebracht, 113 n. 3, wiederholt *Histor. Zeitschr.* 3, F. 19, 207 n. 22, 148 f.

Tod und das Schicksal seines Leichnams vorher erzählt werden. Abschließend wird der Kaiser als der Üble bezeichnet. Gewiß, der Verfasser der Weltchronik steht auf kaiserlicher Seite. Aber auf Heinrich IV. ist er nicht gut zu sprechen. Da bricht die Abneigung des Sachsen gegen den Feind seines Stammes hervor.¹ Er sagt von ihm: ‚Er lebte, wie er wollte, und so geschah ihm, was er nicht wollte‘;² der Kaiser war nach seiner Meinung zum Teile schuld an dem Hasse, den ihm die Fürsten entgegenbrachten.³ Die Erzählung von dem Anschlag gegen die eheliche Treue der Kaiserin, bei dem der Kaiser schmähsch verprügelt abziehen muß, steht schon bei Bruno, *De bello Saxonico* c. 7.⁴ Sie und andere Geschichtchen mochten in Sachsen lebendig geblieben sein. Der Chronist nahm sie in sein Werk auf, da sie nach seiner Anschauung zum Charakterbilde des Kaisers gehörten, der ihm deshalb als der ‚üble‘ erschien, und sein Unglück erklärten. Deshalb auch hat er sie dort eingeschoben, wo er zusammenfassend sein Urteil über den Kaiser gab. Die Fassung C hat diese Anordnung als unpassend gefühlt und die Erzählungen mit anderen vermehrt vor die Schilderung der Katastrophe gestellt. Das hinderte den Verfasser der Weltchronik nicht, das Verdienst Heinrichs im Kampfe um die Rechte des Reiches und im besonderen um die Investitur der Bistümer anzuerkennen,⁵ mit seiner Vorlage die Schändung der Gebeine des jungen Kaisersohnes durch die Sachsen nach der Eroberung der Harzburg zu verdammen⁶ und die Empörungen der Söhne gegen den

¹ So auch Eichmann, *Hist. Jahrb.* 38, 720 u. 4.

² c. 177.

³ c. 178.

⁴ *Scriptores Rer. Germ.* 2 5 f. Anderes mag auf eine verlorene sächsische Darstellung zurückgehen, vgl. Max Manitius, *Über eine sächsische Geschichtstradition aus der Zeit Heinrichs IV.*; *Histor. Untersuchungen*, Ernst Förstemann gewidmet, 71 f.

⁵ c. 240: He ne wolde doch nie vortien des sattes an den biscopdomen noch nenes richtes an dem rike.

⁶ c. 178: dat was van biderven luden en schentlik wrake an eneme doden kinde. Man vergleiche damit die herzlose Darstellung Bruons c. 33 von der Zerstörung des Münsters in der Harzburg und der Erbrechung der Gräber des Bruders und Sohnes Heinrichs IV.: ossaque eorum velut quaslibet inmunditias dispergunt.

Kaiser zu verurteilen.¹ Und so bedauert er denn auch die Bannung des Kaisers, die das Reich nie mehr verwinden konnte,² und noch entschiedener wendet er sich gegen Heinrich V., der das vierte Gebot übertreten und Söhnen ein böses Beispiel gegeben habe,³ obwohl er erzählt, daß der Papst Heinrich vom Eide gelöst habe, den er dem Vater geschworen hatte. Die sprachlichen Gründe, die Ballschmiede als Beweis für den Einschub dieser Kapitel anführt, scheinen in der Tat nicht auszureichen.

Anders steht es mit der Predigt. Schon Franz Pfeiffer und Ficker halten sie für die Übersetzung einer fremden Arbeit.⁴ Ficker bemerkt mit Recht, es dürfte in einem Werke, in welches so vielfach Stellen älterer Quellen wörtlich übernommen sind, in welchem zudem Stellen eher auf einen Laien deuten dürften, auf solche Anhaltspunkte nicht zu viel Gewicht zu legen sein. Daß hier in der Tat ein fremder Einschub vorliegt, ergibt wohl schon der Zusammenhang. Das c. 75 endigt mit der Erwähnung Konstantins: ‚Do he do cristen wart, do wart gehoget over al de werlt de cristenlike name‘. Mit der Bemerkung, daß von Christi Geburt bis Konstantins Regierungsantritt 311 Jahre verflossen waren, setzt die Predigt ein. Sie endet mit einem Segenswunsche und dem Worte: Amen. Und doch wird zu Beginn von c. 77 nochmals die Erhebung Konstantins im Jahre 311 gemeldet. Ganz natürlich schließt sich der Beginn von c. 77 an den Schluß von c. 75 an. Die Stellung des Verfassers der Chronik zur Kirche soll später untersucht werden. Ballschmiede sieht in der Predigt einen fremden Einschub,⁵ doch sprechen der Gebrauch von Vers-

¹ c. 195 u. 205. König Konrad hat seinen Schwur ‚boslike‘ gehalten. Auch der Gegenkönig Hermann war dem Chronisten in c. 184 nach seiner Vorlage vor seiner Empörung: en werd man, sider wart he ummere (nach anderen Handschriften: ungename, ungeneme, unwert).

² c. 240.

³ Auch der Bischof Otto von Freising findet das Vorgehen Heinrichs V. gegen das vierte Gebot.

⁴ Franz Pfeiffer, Germ. 1, 381; Ficker, Entstehungszeit des Sachsen-spiegels 73. Maßmann hat nach einer anderen unwahrscheinlichen Erklärung gesucht, Bibl. 42, 665, 675 f. Schoene hielt die Stelle für eingeschoben, Die Regowische Chronik 15.

⁵ 27.

zeilen, der sich auch sonst in der Chronik findet, und die Art, wie lateinische Stellen der Heiligen Schrift verdeutscht werden, dagegen; denn auch diese ist dieselbe wie in der Chronik. So wird man annehmen können, daß der Chronist eine fremde Arbeit übersetzt und in sein Werk aufgenommen habe. Denn daß es sich um eine fremde Arbeit handelt, ergibt der völlig verschiedene Stil. Gewiß, eine Predigt wird sich immer von einer Chronik in Stil und Fassung unterscheiden. Aber wenn der Chronist, wie wir sehen werden, mit seinen politischen und religiösen Ansichten zurückhält, so spricht die Predigt offen. Die Predigt ist mit Anführungen aus der Heiligen Schrift gefüllt, der Chronik fehlen sie, sehr im Gegensatz zu den meisten Werken geistlicher Urheber, fast ganz. Daß die Predigt das Werk eines Sachsen ist, ergibt schon die Erwähnung der Laten.

Die übrigen Einreden Hofmeisters gegen die Ausführungen Ballschmiedes scheinen nicht stichhältig. Die Benützung des Lehrgedichtes Wernhers von Ellmendorf, die für die Reimvorrede des Sachsenspiegels Roethe erwiesen hat,¹ ergibt sich aus den von Ballschmiede angeführten Stellen, besonders aus Vers 65 f. Wernhers im Vergleich mit V. 62 f. der Chronik, auch für die Reimvorrede der Weltchronik.

Schon Friedrich Pfeiffer² hat zwei Fälle namhaft gemacht, in denen sich mittelalterliche Dichter damit nennen, daß sie eine Äußerung als ihren Rat bezeichnen. Franz Pfeiffer hat darauf verwiesen, daß die Reden im Nibelungenliede häufig mit der Formel schließen: ‚dies ist des . . . Rat‘, womit der Sprecher sich zu seiner Rede bekennt.³ Noch andere Fälle hat Ballschmiede beigebracht.⁴ So sind die Worte der Reimvorrede der Weltchronik: ‚das ist des von Repegowe rat‘ auf den Urheber zu beziehen und ist die von Hofmeister wieder aufgenommene Meinung Homeyers, die dieser selber später aufgegeben hat, abzulehnen, darin einen Verweis auf die Reimvorrede des Sachsenspiegels zu sehen.

¹ Abhandlungen der kgl. Gesellschaft der Wiss. zu Göttingen. Neue Folge 2, 8, 29 f.

² Untersuchungen 15.

³ Germania 1, 383.

⁴ 54 f.

Und was endlich die von Ballschmiede beigebrachte Wortvergleichung betrifft, so sind gewiß nicht alle von ihm herangezogenen Ausdrücke beweisend. *ankomen, antwerden, bedwingen, beginnen* usw., *erwe, handveste* und so viele andere Worte sind so allgemein gebraucht, daß sie nichts beweisen können. Manches aber ist doch schlagend, z. B. das Fehlen von ‚achter‘ statt ‚hinder‘ in den ursprünglichen Teilen des Sachsenspiegels und der Chronik oder das Vorkommen von ‚stedegen‘, der übereinstimmende Gebrauch von ‚halven‘ statt ‚von wegen‘ in Chronik und Sachsenspiegel und andere seltener Ausdrücke in beiden Denkmälern. Der Vorgang Ballschmiedes ist kein anderer als die dem Urkundenforscher längst bekannte Vergleichung des Diktats zur Feststellung der Verfasser der Urkunden und der von ihm vorgelegte Wortschatz ist sicherlich genügend, die Einheit des Verfassers für beide Werke festzustellen, soweit sich überhaupt in solchen Dingen Gewißheit schaffen läßt.

Suchen wir uns ein Bild über den Verfasser zu schaffen, soweit dies nach der Chronik möglich ist. Die Heimat des Verfassers der Chronik hat man mit Recht in Sachsen gesucht. Die Gründe, die Weiland für die Altmark und die Mark Brandenburg anführt,¹ sind nicht stichhältig, da sie Teilen des Werkes entnommen sind, die nicht mehr der ursprünglichen Fassung A angehören. So hindert nichts, die Abfassung der Chronik nach Sachsen zu versetzen. Auch weist die Anführung der Ortsnamen, wie Ballschmiede gezeigt hat, in die Grafschaft Serimunt.² Auf die Nennung des Grafen Hoyer von Falkenstein, der bekanntlich Eike nahestand, in der Chronik hat schon Zeumer hingewiesen.³ Ist der Verfasser der Chronik Eike, so begreift sich die Erwähnung der Einnahme von Quedlinburg um so mehr, als sein Gönner dort als Vogt die Hochgerichtsbarkeit ausübte.⁴ Vielleicht war Eike bei dieser Waffentat beteiligt.

¹ Forsch. 14, 503, Einl. zu M. M. D. Chr. 2, 50 f. ² Ballschmiede 43.

³ Festschrift für Heinrich Brunner 161: Chronik c. 364: Darna gewan greve Hoyer van Valkenstein und sine helpere Quidelingeburek und braken de veste daran.

⁴ Heck Philipp, Der Sachsenspiegel und die Stände der Freien 43; ders.: Pflughafte und Grafschaftsbauern in Ostfalen 25 f.

Ist der Verfasser ein Geistlicher oder ein Laie gewesen? Die Beantwortung dieser Frage wird davon abhängen, ob man die oben erwähnte Predigt als ein Werk des Chronisten ansieht oder nicht. Wer die Predigt dem Verfasser abspricht, der hat freie Hand. Oben sind die Gründe gewürdigt, die dafür sprechen. Was läßt sich sonst der Chronik entnehmen? Ballschmiede hat auf eine Stelle verwiesen, aus der sich eine durchaus unkirchliche Gesinnung zu ergeben schien.¹ Aber Ballschmiedes Deutung ist falsch. Der Chronist schildert in c. 74 die Christenverfolgung der Kaiser Dioklezian und Maximian. Der Beginn ist nach Frutolf. Dann setzt eine Stelle ein, für die der Herausgeber eine Quelle nicht hat nachweisen können.² Sicherlich wird man eine Vorlage annehmen dürfen. Schon der Ausdruck *de alden herren, de man billike ehren solde*, verrät die Übersetzung. Denn es steckt darin sicherlich das Wort *presbiteri* hier in dem wörtlichen Sinne übersetzt. Am Ende sagt der Chronist: *„Viele leugneten, daß sie Christen seien. Manche töteten sich selber aus Furcht vor der Pein lieber, als Gott zu verleugnen.“* Und er fügt hinzu: *„Welchen Lohn sie von Gott haben, weiß Gott allein. Ich hielte es für besser, wenn sie die Götzen angebetet hätten.“* Schon Weiland, ja vor ihm den Schreibern einiger Handschriften ist die Stelle aufgefallen und sie haben sie zu verbessern gesucht, indem sie anstatt von *dat sie de afgodde angebedet hadden* gelesen haben *dan* usw. oder, wie Weiland meint, *dan dat*. Ballschmiede versteht die Sache so, als ob der Chronist das Anbeten der Götzen für löblicher als das Martyrium angesehen hätte, eine Ansicht, die im Munde eines gläubigen Christenmenschen des Mittelalters unmöglich ist und als große Ketzerei zu betrachten wäre, auch mit der von Ballschmiede betonten Charakterstärke des Chronisten nicht in Einklang zu bringen wäre. Aber was dieser dahingestellt sein läßt, ist die Frage, ob die Flucht vor dem Martyrium durch Selbstmord dem Abfalle vorzuziehen sei. Der Selbstmord gilt nach christlicher Anschauung als Todsünde, die, weil nicht mehr durch Reue zu tilgen, unfehl-

¹ 18. An ihn schließt sich an Möllenberg, Hist. Zeitschr. 117, 394.

² Weiland vermutet 113 n. 3 der Ausgabe Lactantius De morte persecutorum c. 21, 23, 31.

bar die Verdammnis nach sich zieht. Daher hat die Kirche schon frühzeitig dem Selbstmörder das kirchliche Begräbnis und das kirchliche Gebet entzogen.¹ Auch das weltliche Recht betrachtet den Selbstmord als Verbrechen, doch soll nach einem Zusatz zu S. Ld. 2, 31, § 1, den Verwandten die Erbschaft des Selbstmörders verbleiben. Streutig und viel erörtert war die Frage, ob es erlaubt sei, sich zu töten, um einem größeren Übel zu entgehen.² Darin aber war man einig, daß Selbstmord nicht gestattet sei, um körperlicher Pein, um dem Martyrium auszuweichen, und es wurden im Anschluß an Kirchenväterstellen Fälle erörtert, die den vom Chronisten ins Auge gefaßten entsprachen. Dem Chronisten selber mußte zudem ein solches Verhalten als ein Akt der Feigheit erscheinen. Innocenz III. hat den Streit dahin entschieden, daß Selbstmord gerechtfertigt ist, wenn er das einzige Mittel bleibt, dem Zwang der Sünde zu entgehen.³ Das war nach der Ansicht des Chronisten offenbar bei jenen nicht der Fall, die Selbstmord begangen haben, um dem Martyrium zu entgehen, und daher läßt er ihr Schicksal dahingestellt. So ist der Sinn dieser Stelle ein anderer, als Ballschmiede meint, und sie ist für die Beantwortung unserer Frage ohne Bedeutung.

Auch den Umstand wird man nicht mit Ballschmiede für den Laienstand des Verfassers anführen dürfen, daß er eine nach Kaisern geordnete Chronik verfaßt hat. Denn wie sollte er sie auch anders anordnen? Schon Eusebius, in seiner Fortsetzung durch Hieronymus, die Grundlage und das Vor-

¹ Schon erwähnt c. 11, X de sepult. 3, 28 (Innocenz III. 1190). Dante versetzt die Selbstmörder in den siebenten Kreis der Hölle unter diejenigen, die gegen die Natur handeln (*Inferno* canto 13); er läßt ihre Seelen in fahlen Bäumen wohnen, den Aufenthalt der Harpien, die die Bäume zerzausen; dort trifft er den Petrus de Vinea. Auch nach der Auferstehung werden ihre Körper nicht mehr mit den Seelen vereinigt, sondern neben den Büschen aufgehängt: *Chè non è giusto aver ciò ch' uom si toglie*.

² Z. B. Magister Rufinus, *Summa decretorum*, ed. Singer 25 zu c. 1, *Distinct IX*.

³ Auch Dante macht den Cato von Utica zum Wächter des Purgatoriums, da er für die Freiheit sein Leben hingegeben hat, den einzigen Heiden, den er nicht in die Hölle verbannt (*Purgat.* c. 1, Vers 70 f.).

bild aller mittelalterlichen Weltgeschichten. hat diese Reihung beliebt. Und ihr sind die mittelalterlichen Weltchronisten gefolgt. Es blieb auch keine andere übrig. Denn selbst für diejenigen Schriftsteller, die wie Otto von Freising der augustini- schen Anschauung folgend, den Kampf der zwei Reiche, des Reiches Gottes und des Reiches des Teufels, zum Gegenstand ihrer Darstellung machten, blieb keine andere Wahl. Denn das Reich Gottes, das man in den Gerechten des Volkes Israel und in der Kirche gegeben sah, trat im Altertum ja keines- wegs die Weltbegebenheiten beherrschend auf und selbst im Mittelalter haben die Päpste erst seit Gregor VII. macht- bestimmend in die europäische Geschichte eingegriffen und gar erst mit Innocenz III. haben sie das Übergewicht über das Kaisertum erlangt. Eine so kraftvolle Persönlichkeit wie Kaiser Friedrich I. ließ in Deutschland wenigstens den Ge- danken einer päpstlichen Weltherrschaft nicht aufkommen, mochte immerhin Alexander III. über den Kaiser obsiegt haben. Anders wurde es im 13. Jahrhundert seit dem Ende Fried- richs II. Und doch hat auch Martin von Troppau eine An- ordnung der Weltgeschichte nach Päpsten allein nicht unter- nommen, sondern ihrer Reihe die der Kaiser an die Seite ge- stellt. Wenn Frutolf, Siegebert von Gembloux, Otto von Freising und so viele andere, obwohl Geistliche, den Stoff der Weltgeschichte nach Kaiserregierungen ordneten, trotzdem Otto von Freising z. B. ausdrücklich erklärt, „seit der Bekeh- rung Konstantins die Geschichte der Kirche dargestellt zu haben“,¹ konnte auch ein Kleriker in der sächsischen Welt- chronik ihrem Vorbilde folgen. Und dies um so mehr, als die Reihenfolge der Weltreiche bekanntlich schon durch die Vision im Buche Daniel gegeben war und das römische Reich als das

¹ Chronik, Prolog zu Buch V: *At deinceps quia omnis non solum popu- lus, set et principes exceptis paucis, katholiei fuere videor mihi non de duobus civitatibus, sed pene de una tantum, quam ecclesiam dico, hystoriam texuisse. Ebenso Prolog zu Buch VII, SSRRG.² 309. Vgl. Has- hagen, Otto von Freising als Geschichtspilosoph und Kirchenpolitiker, Leipziger Studien, aus dem Gebiete der Geschichte VI, 2, 59. Josef Schmidlin, Die geschichtsphilosophische und kirchenpolitische Welt- anschauung Ottos von Freising, Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte IV, 2 u. 3, 99 f., unterschätzt die Darstellung des weltlichen Staates bei Otto.*

letzte der Weltreiche bis zum Ende der Tage bleiben sollte. Man wird daher aus der Abfassung einer Chronik, die nach Kaisern geordnet ist, keinen Schluß auf den Stand des Verfassers ziehen dürfen.

Gehen wir auf Einzelheiten ein, so scheint manche Stelle für einen geistlichen Urheber zu sprechen. Aus seinen Quellen hat der Verfasser nicht nur in gedrängter Weise viele Nachrichten aus der Kirchengeschichte entnommen, z. B. über die hervorragendsten Märtyrer und Heiligen, Päpste und Kirchenväter, über Auffindung von Reliquien,¹ über Konzilien und Ketzereien, sondern auch solche, die die Einrichtung der Kirche und des Kultus betrafen. So erwähnt er c. 50, daß Papst Alexander I. die Weihe von Wasser und Salz, daß Papst Telephorus die drei Messen in der Weihnacht und den Gesang des Gloria in der Messe angeordnet und die Fasten vor Ostern bestätigt. c. 51, daß Papst Hyginus zuerst Priester geweiht, c. 55, daß Papst Viktor die Feier des Osterfestes auf den Sonntag nach dem Ostervollmond angesetzt, c. 65, daß Papst Dyonisius Rom in Pfarrsprengel geteilt habe, c. 71, daß Papst Felix zuerst die Messe auf den Gebeinen der Märtyrer lesen ließ. In c. 84 meldet er, daß auf dem Konzil von Nicäa das Credo verfaßt und verboten wurde, daß am Sonntag gefastet werde. In c. 90 berichtet er, daß Papst Damasus den Gesang der Psalmen zur Metten und Vesper angeordnet hätte, in c. 105, daß Papst Zosimus die Weihe der Osterkerze, in c. 115, daß Gregor der Große den Gesang des Kyrie eleison, Alleluia und Pater noster bei der Messe eingeführt habe usw. Das alles verrät sicher ein gewisses religiöses Interesse beim Verfasser, das allerdings auf einen Geistlichen hindeuten könnte, doch muß der Verfasser dieses Interesse auch bei seinen Lesern vorausgesetzt haben. Diese sind, wie wir sehen werden, nicht Kleriker gewesen, sondern Laien: Ritter und wohl auch fromme Frauen. Gerade für diese Kreise mochte es erwünscht sein, etwas über die Herkunft dieser Kultuseinrichtungen und über die bekanntesten Heiligen zu erfahren, was einem Kleriker zu erzählen unnötig scheinen mochte. So

¹ Z. B. Auffindung des Hauptes Johann des Täufers c. 107, die Auffindung des heiligen Rockes c. 115, die Geschichte vom heiligen Kreuze usw.

hat denn ein geistlicher Schriftsteller, der Bischof Otto von Freising, der seine gelehrte Chronik zunächst auf Betreiben eines Geistlichen aufgezeichnet und dann dem Kaiser Friedrich I. und dem Kanzler Reinold gewidmet¹ und neben andere Quellen denselben Frutolf ausgeschrieben hat, die meisten dieser Angaben nicht aufgenommen. Dafür zeigt Otto ein ganz anderes Verständnis für dogmatische Fragen und hat denn auch die Kirchengeschichte des Eusebius-Rufinus dafür ausgiebig herangezogen. Man vergleiche z. B. die Angaben über den Osterstreit bei Otto 3, c. 27, mit der Nachricht des Weltchronisten, c. 55. War Interesse an solchen Nachrichten bei Laien vorhanden, so ist es wohl möglich, daß auch der Verfasser ein Laie war. Diesen Mitteilungen religiösen Inhalts stehen besonders bei der Schilderung des Altertums solche gegenüber, die sich auf technische und kulturelle Erfindungen beziehen. So wird c. 3 erzählt, daß von Lamechs Söhnen der eine den Bau von gedeckten Hütten, der andere das Saitenspiel und das Schmiedehandwerk, die Tochter aber die Weberei erfunden habe. Adam erdachte die Buchstaben, Enoch schrieb zuerst Bücher. Numa Pompilius lehrte die Römer zählen und die vier Jahreszeiten beachten c. 15. Tullius Hostilius kleidete sich als erster mit Pelzwerk, das seitdem von Königen getragen wird. In Numantia hat man während der Belagerung durch die Römer zuerst Bier gebraut c. 22. Kaiser Aurelianus lehrte die Römer Schweinefleisch essen usw. Es braucht nicht erwähnt zu werden, daß Otto von Freising über diese Dinge nichts berichtet, außer daß er beim König Tullius anmerkt, er habe zuerst purpurne Kleider getragen. Das sind Nachrichten, die wieder mehr auf einen Laien hindeuten, gewiß aber auch nicht entscheidend sein können. Wir werden sehen, daß sie sich aus der Arbeitsweise des Verfassers und dem Kreise erklären, für den seine Arbeit bestimmt ist.

Eine scharf ausgeprägte politische Haltung kann man, wie schon mehrfach beobachtet worden ist,² dem Verfasser der sächsischen Weltchronik nicht zu-

¹ Hofmeister, Einl. XII zur Ausgabe 2 in *Scriptores rerum Germanicarum*.

² Ballchmiede 18, Eichmann, *Hist. Jahrb.* 38, 720.

schreiben. Wie sehr unterscheidet er sich darin von seinem Zeitgenossen Walther von der Vogelweide. Wenn er, wie schon oben bemerkt, die Einsetzung der Gegenkönige gegen Heinrich IV. mißbilligt, die Empörung Heinrichs V. bedauert, weil sie das Reich nimmer überwunden hat,¹ und wenn er über den Zwiespalt zwischen Papst und Kaiser seufzt, der, wie er meint, dauern wird, bis Gott ihn endet, so sind dies die einzigen Zeichen einer wärmeren Anteilnahme. Nur dadurch, daß er Philipp von Schwaben als römischen König zählt, Otto IV. aber erst vom Tode Philipps² an, zeigt er die Stellung, die er in dem Streite der beiden Gegenkönige eingenommen hat. Otto erkennt er bis zu seinem Tode als Kaiser an, von da an gilt ihm Friedrich II. als König „ane werren.“³ Es fehlt ihm sonst nicht an vaterländischer Gesinnung. So wenn er von Karl dem Großen rühmt, daß er das Frankenreich mehr erhöht habe als ein anderer König.⁴ Aber das Herz geht ihm doch erst auf, wenn er zu den Großtaten der sächsischen Könige kommt. Mit Stolz meldet er den Sieg Heinrichs I. über die Magyaren, so daß die Ungarn nicht mehr nach Deutschland kamen, solange Heinrich I. lebte.⁵ Noch mehr preist er Otto I. Er hielt das Reich in Gottesfurcht und gewann dadurch große Ehren.⁶ Rühmend wird der Schlacht auf dem Lechfelde gedacht,⁷ durch die Otto Deutschland von der Ungarn Gewalt befreit hat, wie es einst sein Vater getan hatte,⁸ und er endet die Darstellung der Lebensgeschichte Ottos mit den Worten: *„Dit is de grote keiser Otto van Sassen, des ersten koning Heinriches sone, de hogete mer dat rike, dan jehen Dudisch keiser dede. He losde dat land van der Ungere gewalt, he gewan deme rike Behem, und Langbarden, Burgunden unde Lothringen“* und vergißt auch nicht die Eröffnung des Silberbaues im Harz. Desgleichen rühmt er Kaiser Lothar III. Er habe das Reich erhöht und zu seinen Zeiten war guter Friede.⁹ Das sind Zeugnisse eines starken Stammesbewußtseins,

¹ Auch der Bischof Otto von Freising beklagt die Spaltung des Reiches, Chron. 7, c. 9.

² Anders Eichmann, Zeitschr. d. Sav. kan. 1, 177.

³ c. 132.

⁴ c. 142, 151.

⁵ c. 153.

⁶ c. 135.

⁷ c. 159.

⁸ c. 273.

das ja auch des Verfassers Haltung gegenüber Heinrich IV. beeinflußt hat. Daher wiederholt der Chronist mit Stolz die alte Sage von der Abstammung der Sachsen von den Kriegern Alexanders des Großen.¹ Kaiser anderer Herkunft, selbst die ihm zeitlich nahestehenden gewaltigen Staufer Friedrich I. und Heinrich VI., werden von ihm nicht in dieser Weise ausgezeichnet.

Wie verhält sich nun der Chronist zur Kirche und den Fragen, die sich mit der Stellung der Kirche zum Staate verknüpfen? Den Päpsten gegenüber beobachtet er die größte Zurückhaltung. Nur ganz allgemein deutet er an, daß manche tadelnswert seien.² Die Verweltlichten unter ihnen sieht er nicht für rechtmäßige an, wie Sergius III., den er irrtümlich für den Veranstalter des Totengerichtes über den Papst Formosus hält,³ und Gerbert Silvester II., den er mit seiner Vorlage, einer weitverbreiteten Fabel folgend, der Zauberei beschuldigt. Der Chronist stand dem politischen Getriebe viel zu fern, um einen tieferen Einblick in die päpstliche Politik und ihre nicht immer einwandfreien Mittel und Ziele zu gewinnen. Ging doch die Meinung der kirchlichen Kreise dahin, den Päpsten auch moralische Unfehlbarkeit auf Grund des bekannten Herrenspruches zuzuerkennen. So will es Otto von Freising nicht glauben, daß der von Kaiser Otto I. abgesetzte Johannes XII. ein anstößiges Leben geführt habe⁴ und lehnt es ab, ein Urteil darüber auszusprechen, ob seine Absetzung gerecht war oder nicht. Wie anders bei Männern, die im politi-

¹ c. 13.

² c. 131.

³ c. 144 nach der Vorlage.

⁴ Chronik 6, c. 23: *Inveni tamen in quibusdam chronicis, sed teutonicorum, prefatum Iohannem reprehensibiliter vixisse et frequenter super hoc ab episcopis aliisque subditis suis conventum fuisse. Cui rei fidem accomodare durum videtur, quia Romana ecclesia hoc speciale privilegium sacerdotibus suis asseribere solet, quod meritis Petri supra firmam petram fundati nulla eos inferiorum porta vel tempestatum turbo ad excruciantem ruinam involvat.* Anders urteilt man noch zu Beginn des 11. Jahrhunderts, vgl. Hauck, Kirchengesch. 3⁴, 519 n. 2. Über Ottos Haltung auch Hashagen, Leipziger Studien VI, 2, 77, 83; Schmidlin, Stud. u. Darst. 4, 2 u. 3, 128. Wenn Otto eine Entscheidung ablehnt, „*praesentis non est operis*“, Chr. 6, c. 23, so nicht, wie Schmidlin meint, wegen der Eile der Erzählung, sondern weil er keine Entscheidung geben will.

schen Kampfe standen. Mit welchem Hohne geißelt Walther von der Vogelweide die päpstliche Politik, wenn er den Papst sich rühmen läßt: ¹

„Ich han zwén Alman under eine krône bräht,
Daz siez rîche sîlen stoeren unde wâsten.
Je darunder fûllen wir die kasten.

.....

Ir pfaffen ezzet hûener und trînket wîn,
Unde lât die tiutschen ... vasten.“

und unerschrocken wirft er der Kurie Simonie vor.² Neunzig Jahre nachher hat Dante drei Päpste in die Hölle versetzt und darunter Anastasius II. als Ketzer! So wandeln sich die Anschauungen im Laufe der Zeiten.

Dagegen scheut sich der Chronist nicht, das Benehmen von Bischöfen der schärfsten Kritik zu unterziehen. So tadelt er Kaiser Heinrich V. und die ihn bekriegenden Bischöfe, weil sie das Land ärger verwüstet hätten als die Heiden.³ Und von demselben Erzbischof Albrecht von Mainz erzählt er, daß einem frommen Priester geoffenbart worden sei, daß Albrecht nach seinem Tode von den Teufeln in die Hölle gestürzt worden sei, weil er Witwen und Waisen unbarmherzig verbrannt hatte.⁴ Auch die Verfolgung der Juden durch die Kreuzfahrer Peters von Amiens erfährt den aus der Vorlage entnommenen Tadel.⁵ Und wenn der Chronist dann erzählt, wie die ersten Kreuzfahrer eine Gans mit sich führten, als wäre sie der heilige Geist, und geglaubt hätten, daß Karl der Große auferstanden sei und ihnen voranziehe, und daß sie unter sich das Land verteilten, ehe sie es gewonnen hatten, so findet er das dumm und betrachtet ihren Untergang als ein Urteil Gottes, der Weizen vom Spreu gesondert habe.

¹ Die Gedichte Walthers von der Vogelweide, herausg. von Hermann Paul 75, V. 51 f. Ganz ähnlich beurteilt Burchard von Ursperg die päpstliche Politik, Script. Rer. Germ. 82.

² A. a. O. 94, V. 118 f.

³ c. 245. Diese Erzählung will Ballschmiede für einen Einschub erklären, aber ohne Grund.

⁴ c. 273.

⁵ c. 191.

Und nun die Anschauungen des Chronisten über den Reichtum und die Herrschaft der Geistlichen. Oben ist die Predigt als ein fremder Bestandteil vermutet worden, aber die Gedanken des Verfassers sind ähnliche gewesen. Hat der Verfasser der Chronik, wie es wahrscheinlich ist, die Predigt in sein Werk selber aufgenommen, so ergibt sich schon daraus zur Genüge seine Gesinnung. Später spricht er diese unverhohlen aus. Nach seiner Vorlage erzählt er von der Wahl des Konstantin zum Papste, des Nachfolgers Pauls.¹ Der war, sagt er, dem Römischen Stuhle zu großem Falle. Und er fährt fort: *„Van sente Petere want an disen paves waren mer dan negentich paveze, de waren alle uterkorene lude; se helden up de werlt vor gode mit ere gude, mit erer lere. Sider wurden se ettelike wandelbare, dat gescha darvan, alse men sprikt: Alse dem manne wasset sin gut, so wasset oc eme sin mut.“*² Er hält also den Reichtum der Kirche für verderblich, aber er spricht seine Meinung zurückhaltend wie gewöhnlich und in ruhigster Weise aus. Ebenso vergißt er auch nicht zu bemerken, daß mit Erzbischof Brun von Köln, dem Bruder Kaiser Ottos I., zuerst die Bischöfe weltliche Rechte erhielten und daß dies manchem unbillig erschien,³ wie es denn in der Tat der Fall war.⁴ Da der Chronist schwerlich davon Kunde hatte, kann sich seine Äußerung nur im allgemeinen auf die Verleihung weltlicher Rechte an Bischöfe beziehen. Er verteidigt denn auch Bruno, von dem er in seiner Vorlage fand, daß er die Normannen bekehrt und das Stift St. Pantaleon gegründet hat.

Die Frage nach dem weltlichen Besitz der Kirche ist seit dem Investiturstreit viel erörtert worden. In streng kirchlichen Kreisen war man bekanntlich nicht abgeneigt, den Verzicht der Kirche auf die Regalien als wünschenswert zu betrachten, da diese die Abhängigkeit der Bistümer und Abteien von der staatlichen Gewalt begründeten. So kam es zum Vertrag von Sutri von 1111, in dem Papst Pascal II. die Herausgabe der Regalien an Kaiser und Reich zugestand.⁵

¹ c. 131.

² Die Stelle verwendet Möllenberg, Hist. Zeitschr. 117, 394, gegen das geistliche Studium Eikes.

³ c. 156.

⁴ Vgl. Hauck, Kirchengesch. 34, 33.

⁵ MMCC. 1, 85, 89.

Doch nur die Regalien galten als anstößig und sollten zurückgegeben werden, also nach der Zusage des päpstlichen Vertreters in Sutri: Städte, Herzogtümer, Markgrafschaften, Grafschaften, Münzen, Zölle, Märkte, Vogteien, Gerichte und königliche Höfe und die zugehörige Ritterschaft und Burgen. Dagegen sollten den Kirchen alle Schenkungen und aller Grundbesitz, die vom Reiche nicht herrührten,¹ und natürlich auch die Zehnten verbleiben, die man nach göttlichem Rechte als geschuldet ansah. Die Kirche sollte demnach im Besitze reicher Einkünfte und Güter verbleiben. Der Vertrag von Sutri ist bekanntlich nicht ausgeführt worden und das Wormser Konkordat hat die Regalien den Kirchen belassen. Aber wie dieser Vertrag nicht dauernde Geltung hatte, sondern nur als persönliches Zugeständnis für Heinrich V. gedacht war,² so nahmen die Eiferer auch fernerhin an den Regalien Anstoß, weil ihretwegen dem König Ansprüche gegen die Geistlichen erwuchsen. Manchen von ihnen, wie zeitweise Gerhoh von Reichersberg, erschien nach wie vor der Verzicht auf die Regalien als wünschenswert.³ Es gab Männer, die noch weiter gingen. Schon zu Beginn des Investiturstreites war in Mailand die Bewegung der Patarener entstanden. Ihr Gründer, der Diakon Arialdo, verlangte die Armut der Kleriker.⁴ Im Laufe der Zeit ist diese Forderung zurückgestellt worden. Arnold von Brescia nahm sie wieder auf. Das Beispiel Christi und seiner Jünger, die arm gewesen waren, sollte für die Geistlichkeit maßgebend sein.⁵ Nur den Zehnten, als in der

¹ A. a. O. 89.

² Hofmeister, Das Wormser Konkordat, Festschrift, Dietrich Schäfer dargebracht.

³ Gerhoh, De investigatione Antichristi 1, c. 27, MM. Libelli de lite 3, 338; vgl. Ribbeck, Forsch. d. G. 25, 64 f. In anderen Schriften urteilt er anders: Grisar, Zeitschr. f. kath. Theol. 9, 539 f.; Hauck, Kirchengeschichte² 4, 128; Schmidlin, Stud. u. Darst. 4, 2 u. 3, 144; ders.: Archiv f. kathol. Kirchenrecht 84, 43 f., 151 f.

⁴ Hauck 3⁴, 693 f. Über ähnliche Gedanken des beginnenden 12. Jahrhunderts Hausrath Adolf, Weltverbesserer des Mittelalters 2, 3 f.

⁵ Giesebrecht, Arnold von Brescia, Sitz.-Ber. der Münchener Akad. d. Wiss., phil.-hist. Kl., 1873, 128 f.; Gesch. d. deutschen Kaiserzeit 4, 319 f.; Bernhardi, Jahrbücher d. deutschen Gesch. Konrad III. 732 f.; Hausrath a. a. O. 22 f., 58 f., 79; Hauck 4², 201 f.

Heiligen Schrift begründet, und freiwillige Gaben wollte Arnold dem Klerus zugestehen. Der Brescianer hat zeitweise auch in Zürich gelehrt und unter den Alemannen Anhänger gefunden.¹ Groß muß der Eindruck gewesen sein, den dieser Mann auch auf seine Gegner gemacht hat. Otto von Freising verwirft als Zisterzienser und Bischof seine Lehren als ketzerisch. Hatte er doch selber als Reichsfürst Regalien. Aber die von Arnold angeführten Schriftstellen haben solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er sich bei den Ausführungen der Gegner Arnolds nicht beruhigen kann.² Nur der Gedanke tröstet ihn, daß heilige Männer, deren er einige aufzählt, weltlichen Besitz und Hoheitsrechte für ihre Kirchen nicht verschmäht haben, und als entscheidend sieht er die Zustimmung der römischen Kirche an, der für ihn untrüglichen Autorität. Aber er bekennt, daß wenn der jetzige Zustand der Kirche auch glücklicher ist, die Zeit ihrer Armut besser war, so daß er es unentschieden lassen will, ob Gott die Erhöhung der Kirche in der Jetztzeit mehr gefalle als ihre Niedrigkeit vorher.

Arnold ist vom Papst Eugen III. verdammt worden und hat, von Kaiser Friedrich I. dem Papst Hadrian IV. ausgeliefert, auf dem Scheiterhaufen geendet. Seine Lehren wurden von Valdes aufgegriffen und lebten zunächst in der Sekte der Waldenser weiter, bis Franciscus das Ideal der Armut auch auf dem Boden der Kirche zu verwirklichen suchte. Die Waldenser fanden in Deutschland Verbreitung. Aber auch unabhängig von ihnen werden Stimmen gegen die Ausübung weltlicher Gewalt durch die Kirche laut, besonders der römischen Kurie gegenüber im Anschluß an die Konstantini-

¹ Ein Wezel ist ihm nach Rom gefolgt; ein Brief desselben bei Jaffé, *Bibliotheca Rerum Germanicarum* 1, Nr. 404; vgl. Giesebrecht a. a. O. 133; auch Hausrath a. a. O. 66.

² *Chronica*, Prolog zu Buch IV, SSRR. Germ. 180 f. Über Arnold selbst äußert sich Otto absprechend *Gesta Friderici II*, c. 28; SSRR. Germ. ³ ed. Hofmeister 35, 106; vgl. Hausrath a. a. O. 27; Hashagen, *Leipziger Stud.* VI, 2, 90 f. Schmidlin, *Stud. u. Darst.* 4, 2 u. 3, 137, 152 f., und *Kirchenpolitische Ideen des 12. Jahrh.*, *Archiv f. kathol. Kirchenrecht* 84, 54 f. erkennt die zurückhaltende Stellung Ottos, wie seine Auffassung Ottos als eines extremen Vertreters der gregorianischen Ideen durchaus verfehlt ist.

sche Schenkung. So wenn Walther von der Vogelweide ausruft: ¹

Küne Constantîn der gap sô vil
als ich ez iu bescheiden wil
dem stuol ze Rôme, sper kriuz und krône.
Zehant der engel lûte schrê
,ouwê, ouwê, zem dritten wê!
ê stuont diu kristenheit mit zûhten schône:
Der ist ein gift nu gevallen,
ir honec ist worden zeiner gallen.
daz wirt der werlt hernâch vil leit.⁴

Diese Äußerung berührt sich doch enge mit der des sächsischen Weltchronisten. Aber Walther geht weiter. Er wünscht, daß die Geistlichen ihr Gut an die Armen austeilen mögen, eingedenk dessen, daß auch sie einst Bettler gewesen sind, ehevor ihnen Kaiser Konstantin zuerst Reichtum gegeben hat. Hätte der Kaiser gewußt, so fährt er fort, welches Übel daraus kommen werde, dann hätte er die Schenkung unterlassen, denn vorher waren die Geistlichen keusch und rein.² Das sind Gedanken, die auch in der in die sächsische Weltchronik eingeschobenen Predigt wiederkehren. Auch sie weist auf das Vorbild Christi und der Apostel hin, preist deren Nachfolger in der jungen Kirche und wendet sich gegen das weltliche Treiben der Kleriker in späterer Zeit und ihr Streben nach weltlichem Ruhm und Macht. Weiland hat vermutet, daß die Predigt von einem Bettelmönche herrühre und er hat auf Albert von Stade hingewiesen,³ der in den Minoritenorden eingetreten ist, und Ballschmiede teilt diese Ansicht.⁴ Aber franziskanische Gedanken finden sich nicht in ihr. Wohl ist von der Demut und Sanftmut Christi und seinem Gehorsam gegen das Gebot der weltlichen Obrigkeit die Rede und wird

¹ Gedichte, herausg. von Hermann Paul⁴ 101, n. 69, V. 46 f. Ob Walther eine im Volke umlaufende Sage wiederholte oder Urheber der später öfter wiederholten Legende vom Engelschrei wurde (vgl. Joh. Jos. Ign. von Döllinger, Die Papstfabeln des Mittelalters², 13) mag dahingestellt bleiben.

² A. n. O. 137, Nr. 79, V. 65 f.

³ Forsch. 14, 503; MM. D. Chr. 2, 55.

⁴ 27.

es getadelt, wenn die Kirchen aus dem Schweiß der Witwen und Waisen ein zahlreiches Heer von Rittern erhalten,¹ nicht aber wird die Armut Christi betont und als die heilige Braut den Brüdern empfohlen. Denkbar wäre es immerhin, daß in Sachsen in ein bald nach 1225 entstandenes Werk die Predigt eines Minderbruders aufgenommen worden wäre, da die ersten Minoriten im Herbst 1221 nach Süd- und Westdeutschland kamen² und schon 1223 Konvente in Magdeburg, Halberstadt und Hildesheim und bald auch in anderen Orten Sachsens entstanden. Die Chronik selbst erwähnt erst in den Fassungen B und C das Auftreten und den Tod des Meisters Konrad von Marburg³ und berichtet zum Jahre 1237 die Heiligsprechung des Franz und Dominikus. Dabei sind ihr die näheren Lebensverhältnisse der beiden nicht bekannt, sie setzt sie nur in die Zeiten Friedrichs II. So läßt sich denn aus der politischen und religiösen Haltung des Verfassers ein Schluß auf seinen Stand nicht ziehen, da in kirchlichen Kreisen ähnliche Ansichten laut werden.⁴

Vielleicht ergibt sich Näheres aus des Verfassers kritischer Haltung Heiligenlegenden gegenüber, wie Ballschmiede gemeint hat.⁵ Im großen und ganzen ist es mit der kritischen Anlage des Chronisten allerdings, wie wir noch später sehen werden, nicht weit her. So bezweifelt er, daß die elftausend Jungfrauen mit dem Papst Cyriakus unter Kaiser Commodus das Martyrium erlitten haben, wie dies einer frommen Frau geoffenbart worden sei,⁶ aber nur weil er sie mit den Pölder Annalen in Attilas Zeiten versetzt.⁷

¹ Das ist wohl der Sinn der verderbten Stelle.

² Hausrath, Weltverbesserer 3, 189 f.; Hauck, Kirchengesch. 4, 377.

³ c. 377.

⁴ Vgl. Eichmann, Hist. Jahrb. 38, 718 f. In dem interessanten, zu Köln um 1205 entstandenen *Dialogus Clerici et Laici contra Persecutores Ecclesiarum*, in der die Exkommunikation des Erzbischofs Adolf verteidigt wird, vertritt auch der Kleriker die Ansicht, daß die *iusticia secularis primo loco ad regem pertinet*. SSRR. Germ., *Chronica regia Coloniensis* 316.

⁵ 17. ⁶ c. 53.

⁷ Ballschmiede hat mit Recht auf den Widerspruch der C-Redaktion, c. 305, aufmerksam gemacht, in der diese angeblichen Offenbarungen verteidigt werden.

Interessanter ist der Zweifel des Verfassers an der Schenkung Roms durch Kaiser Konstantin an den päpstlichen Stuhl.¹ Sein Grund ist, daß die Stadt tatsächlich nicht unter die Herrschaft der Päpste kam, sondern noch bis in die Zeiten Pippins in des Reiches Gewalt blieb.

Doch das Mittelalter ist nicht völlig aller Kritik bar gewesen. Ein geistlicher Schriftsteller, der Bischof Otto von Freising, hat z. B. die Erzählung der Passio Thiemonis verworfen, wonach der Erzbischof Thimo von Salzburg den Märtyrertod durch die Sarazenen erlitten habe, weil er sich weigerte, ein Götterbild auszubessern, und zwar mit der Begründung, daß die Mohammedaner keine Götterbilder verehren, sondern an einen Gott glauben und an den heiligen Büchern festhalten.² So hat er dann auch die Sylvester-Legende mit der Erzählung von des Kaisers Heilung vom Aussatz, seiner Bekehrung und Taufe im Lateran verworfen, da sie den Angaben seiner Quellen, des Eusebius-Rufinus und der *Historia tripartita*, widersprach,³ und er ermangelt nun nicht, auch Zweifel an der Echtheit des *Constitutum Constantini* zu äußern.⁴ Der Grund ist derselbe, den die sächsische Weltchronik anführt, daß Konstantin das Römerreich geteilt und Rom mit dem Westreich im Besitz des Theodosius und vieler katholischer Kaiser gestanden habe. Wenn Otto die Wahrheit unentschieden lassen will, so ist das auch hier gewiß nur der Ausfluß der vorsichtigen Zurückhaltung, deren sich der ehemalige Zisterzienser und Oheim Friedrichs I. in seinem dem Kaiser gewidmeten Werke befleißt. Es dürfte bei dem ähnlichen Verhalten und dem Zusammenstimmen des Grundes kaum zweifelhaft sein, daß der sächsische Chronist von Otto oder dessen Quelle irgendwie, jedenfalls durch vermittelnde Zwischenglieder, angeregt ist. Denn die Ansicht,

¹ c. 78; vgl. auch Möllenberg, *Hist. Zeitschr.* 117, 394.

² *Chron.* 7, c. 7, SSRR. Germ. 2, 317. Vgl. über diese und ähnliche Stellen Ottos auch Gundlach, *Heldenlieder der deutschen Kaiserzeit* 3, 271.

³ A. a. O. 4, c. 1, 185.

⁴ A. a. O. 4, c. 3, 187. Vgl. Schönegger, *Die Bedeutung des Constitutum Constantini im früheren Mittelalter*, *Zeitschr. f. kathol. Theol.* 42, 587 f.; über ältere Zweifel in der *Historia Farfensis* MMSS. 13, 571 Döllinger, *Papstfabeln* 94.

daß die Konstantinische Schenkung eine Fälschung sei, ist im hohen Mittelalter doch nur vereinzelt ausgesprochen worden, so oft auch in den kirchenpolitischen Streitschriften des Investiturstreites und der Folgezeit davon die Rede ist. Weder Walther von der Vogelweide spricht einen Zweifel aus, noch Dante in seiner gewaltigen Anrede an Papst Nikolaus III.:¹

Ahi Constantin, di quanto mal fu matre
Non la tua conversion, ma quella dote
Che da te prese il primo ricco patre.

Und in der Monarchia betont er nur, daß die Schenkung ungültig sei, da Konstantin die Rechte des Reiches nicht veräußern durfte.² Selbst Marsilius von Padua hat im Defensor pacis nicht die Echtheit, nur die Geltung des Constitutum Constantini bezweifelt.³ Längst war es dem Abendlande bekannt, denn Pseudoisidor hat es seiner Dekretalensammlung einverleibt. Von da ist es in andere Canonessammlungen übergegangen und zuletzt als Paläa ins Decretum Gratiani.⁴ Wenigstens seit Leo IX. und Gregor VII. spielt es eine hervorragende Rolle im Rüstzeug der päpstlichen Politik.⁵ Noch zu Beginn des 13. Jahrhunderts hatte Papst Innocenz III. in seiner Predigt zum Sylvesterfeste die Sylvesterlegende und die Schenkung Konstantins als echte Quellen den Gläubigen vorgeführt.⁶ Nur ein Mann war es, der die Echtheit bestritt, Arnold von Brescia. Sein alemannischer Schüler Wezel spricht von einer Lüge und häretischen Fabel, die jetzt in Rom schon von Tagelöhnern und alten Weibern verspottet werde.⁷ Auch hier

¹ Inferno 19, V. 115 f.

² lib. 3, c. 10. Über die Meinung der Postglossatoren, die sich in ähnlichem Gedankengange bewegen, vgl. Gierke, Das deutsche Genossenschaftsrecht 3, 621, n. 283.

³ 1, c. 19, Abdruck des 1. Buches durch Cartellieri 76.

⁴ Zeumer, Festgabe für Rudolf von Gneist 41 f.; Schönegger a. a. O. 352 f.

⁵ Anderer Meinung Schönegger a. a. O. 557 f. Doch ist für die Bedeutung des C. C. in der Politik Gregors VII. entscheidend der Eid des Gegenkönigs Hermann, MMCC. 1, 392.

⁶ Migne, Patrologia latina 217, 481 f.

⁷ Jaffé, Bibliotheca 1, Nr. 404; vgl. Giesebrecht, Münchener Sitzungsberichte 1873, phil.-hist. Kl. 144; Hausrath a. a. O. 2, 123; Simonsfeld, Jahrbücher des deutschen Reiches unter Friedrich I. 1, 131; Döllinger a. a. O. 95; Schönegger a. a. O. 556.

zeigt sich Otto von Freising durch Arnolds Lehren beeinflusst¹ und von ihm muß ein Faden zum sächsischen Weltchronisten führen. Für dessen Standesfrage allerdings sind seine Zweifel nicht entscheidend.

Wie steht es mit der Bildung unseres Chronisten? Verfügt er in der Tat über eine Gelehrsamkeit, wie sie zu seiner Zeit nur ein Kleriker besitzen konnte? Weiland hat dies angenommen. Die Belesenheit, die sich in seinem Werke offenbare, sei für einen Laien damaliger Zeit fast undenkbar.² Auch Zeumer spricht von der gründlichen gelehrten Bildung des Verfassers.³ Er sieht in der Chronik ein Geschichtswerk von selbständiger Bedeutung, wie es nicht viele im Mittelalter gebe. Der Verfasser strebe nach einer eigenen Auffassung der Ereignisse, er bemühe sich, Rechenschaft zu geben von der Bedeutung der Personen und Vorgänge, er überblicke vergleichend größere Zeiträume und suche die Beziehungen der Vergangenheit zur Gegenwart hervor.⁴ Ist dieses Lob berechtigt? Schon Möllenberg hat das Lob der Gelehrsamkeit zurückgewiesen.⁵ Und in der Tat, wenn nur die A-Fassung das Werk des Weltchronisten ist, so fällt die große Menge der Legenden aus dem Kreise der von ihm benützten Literatur hinweg. So bleiben im wesentlichen Frutolf-Ekkehards Chronik und die Pölder Annalen als Hauptquellen des Chronisten. Dazu einzelne Stellen aus der *Historia scolastica* des Petrus Comestor, aus Orosius, aus Eusebius-Rufinus, den Schriften Gregors des Großen, der *Historia Romana* des Paulus Diaconus, der Bibel.⁶ Wieviel davon aus zweiter Hand stammt, mag dahingestellt bleiben. Von römischen Klassikern wird nur Lucan angeführt, der aber nirgends benützt erscheint, so daß ihn der Verfasser sicherlich, wie auch schon Weiland vermutet hat,⁷ nur dem Namen nach kennt. Gelehrsamkeit gibt

¹ Unrichtig Schmidlin, Stud. u. Darst. 4, 2 u. 3, 124 f. Wäre diese Schenkung wirklich der Eckstein von Ottos Anschauungen, so hätte er jeden Zweifel verwerfen müssen. Dafür indessen das ausweichende: *Que omnia diffinire presentis negotii non est*, Chron. 4, c. 3.

² MM. deutsch. Chron. 2, Einl. 49.

³ Festschrift, Heinrich Brunner dargebracht, 169.

⁴ A. n. O. 171.

⁵ Hist. Zeitschr. 117, 393.

⁶ Vgl. Weiland, Einl. 22 f.

⁷ A. n. O. 23 f.

sich bei mittelalterlichen Geschichtsschreibern in aus der Heiligen Schrift und antiken Schriftstellern erborgten Wendungen kund. Die klassischen fehlen bei unserem Schriftsteller gänzlich. Er war daher kein Mann von auch nur einiger klassischer Bildung. Nichts scheint entscheidender für des Verfassers Standesfrage, als sein Verhältnis zur Bibel. Gewiß, er hat sie benützt. Er bringt die Schöpfungsgeschichte, erzählt von den Patriarchen und den Schicksalen des Volkes Israels, hier schon zumeist nach seinen Vorlagen, er kennt die Geschichte der Esther, einige Erzählungen des Buches Daniel und der Bücher der Makkabäer. Aber diese Kenntnis ist keine tiefe. Biblische Erzählungen, Auszüge, im besten Falle Perikopen, aber nicht die Bibel selber sind ihm nach dem Zeugnis der Chronik bekannt. Nicht ein einziges Malerscheint, wenn von der Predigt abgesehen wird, ein Bibelspruch. Bei einem geistlichen Verfasser kaum denkbar, denn fast unwillkürlich mußten solche Sprüche einem solchen in die Feder kommen. Wenigstens ein Teil der Psalmen war ja als Brevier seine tägliche Lektüre. Dazu noch Lektionen aus dem Hohen Lied, dem Buche der Weisheit, den Klage Liedern des Jeremias, den Evangelien, Apostelbriefen usw. Wir finden Bibelsprüche denn auch fast bei allen geistlichen Urhebern. Von gelehrten Männern wie Adam von Bremen oder Otto von Freising ganz abgesehen, sei nur an einige wenige erinnert, die sich mit gleichzeitigen oder jüngstvergangenen Ereignissen beschäftigen, wie Rahevin's *Gesta Friderici*¹ oder Burchard von Ursperg² oder Otto von san Blasien.³ Es wäre begreiflich, wenn in einem knappen, trockenen Annalenwerk solche Anführungen fehlen würden;⁴ daß in der sächsischen Weltchronik sich keine finden, scheint ein untrügliches Zeichen davon, daß dem Verfasser eine nähere Kenntnis der Bibel

¹ 3, 15 a, 35, 46: 4, c. 5, 14, 26, 48 usw.

² SSRR. Germ. 2, herausg. von Oswald Holder-Egger und Bernhard von Simson, 39, 41, 79, 80 usw.

³ SSRR. Germ., herausg. von Holmeister, 3, 25, 41, 51, 52 usw.

⁴ Doch vgl. *Chronica regia Coloniensis contin.* I. SSRR. Germ., herausg. von Waitz, 165, 167: *Cont.* III. 223, 226, 239 usw.

fehlte und damit, daß er kein Geistlicher, sondern ein Laie war.¹

Dagegen wird man ihm einige Kenntnis der französischen Sprache zuerkennen müssen. Nicht nur kommen romanische Worte vor, wie ‚*malat*‘ für krank,² das Wort *Kaiser* heißt, wie er sagt, ‚*to Walsche lamperor, to Dudeschen gebiedere*‘. Das klingt eher an die französische Fassung des Wortes als an die italienische an. Und von Justinian erzählt er, daß er die *lois* aus allen Büchern in einem einzigen gesammelt habe.³ Diese Kenntnis der französischen Sprache deutet auf ritterliche Herkunft, denn in ritterlichen Kreisen ist sie als die der Modesprache der Zeit verbreitet. Es ist bekannt, wie die höfischen Dichter französischen Vorbildern folgten, wie sie in ihre Sprache eine Menge von französischen Fremdwörtern aufgenommen haben, ja wie z. B. Wolfram von Eschenbach ganze Satzteile und Wendungen wortwörtlich in französischer Sprache aus seinen Vorlagen in sein Werk herübergenommen hat.

Daß der Verfasser die lateinische Sprache beherrschte, ist klar. Hat er doch nach lateinischen Vorlagen gearbeitet. Wie weit seine Kenntnisse reichten, läßt sich nicht sagen. Namhafte Mißverständnisse sind ihm nicht begegnet. Denn die Erklärung des römischen Diktators als desjenigen, der *das reht dichtete*, ergab sich ihm nach der mittelalterlichen Bedeutung von *dictare*, d. i. einen Aufsatz anfertigen, eine Deutung, die allerdings in dem vorliegenden Falle zu einem argen Verstoß führte.

Und nun zum Werke selber. Welchen Zweck verfolgte der Verfasser, was für Leser hatte er vor Augen und welches Geistes Kind war er? Der Verfasser hat kein gelehrtes Werk zu schreiben beabsichtigt. Nicht an Gelehrte wendet er sich, kaum an Geistliche, sondern an Laien, an ritterliche Kreise im besonderen, Männer und Frauen, und er schreibt zu deren Belehrung und Unterhaltung.

¹ Über das Bibelstudium im Mittelalter Specht, Gesch. d. Unterrichtswesens 65 f.

² c. 77 vom Kaiser Konstantin.

³ c. 112.

Daß das Werk kein gelehrtes war, dafür spricht schon die Sprache. Die Sprache der Gelehrten ist das Latein. Sie war es noch durch Jahrhunderte nicht bloß in Deutschland, sondern im ganzen Abendland. Dante wurde es hundert Jahre später zum Vorwurf gemacht, daß er die *Divina comedia* in der Volkssprache gedichtet hat. Seine gelehrten Werke, die *Monarchia* und die Schrift *De vulgari eloquio* sind lateinisch geschrieben. In ausführlicher Weise rechtfertigt er den Gebrauch der Volkssprache für sein philosophisches Werk, das *Convito*.¹ Nicht anders diesseits der Alpen. Was in Frankreich an Schriftwerken in der romanischen Volkssprache vorliegt, wie das *Karlsepos*, die Bearbeitungen antiker und keltischer Sagen, christliche Legenden, das *Tierepos*, Minnelieder und Erbauungsliteratur, ist durchaus für Laien bestimmt und zum guten Teil von Laien gedichtet.² Dasselbe gilt von den deutschen Schriftwerken. Die Übersetzungen Notkers des Deutschen dienten Unterrichtszwecken, die Paraphrase des Hohen Liedes von Williram von Ebersberg ist Kaiser Heinrich IV. gewidmet, alle die biblischen Erzählungen, Legenden und Erbauungsgeschichten in deutscher Sprache wenden sich an Laien. Auf dem Boden der Geschichtsschreibung stehen das *Annolied* und die *Kaiserchronik* am Beginn der deutschen Darstellungen. Besonders die zweite hat das Muster für die Reimchroniken der Folgezeit abgegeben. Durchaus volkstümliche Werke, fürs Volk geschrieben und für Laienkreise berechnet. Wer denkt nicht beim Beginn des *Annoliedes* an den Anfang des *Nibelungenliedes*?³ Allem Volke sollten der heiligmäßige Lebenswandel und die Wunder des Helden kundgemacht, der in Wahrheit nichts weniger als untadelhafte, gewalttätige und hochfahrende Mann, der von seinen kölnischen Untertanen

¹ lib. 1, c. 5 f.

² Morf Heinrich, *Romanische Literaturen, Kultur der Gegenwart I*, XI 1, 145 f.

³

Wir horten ie dikke singen
 von alten dingen:
 wî snelle helide vachten,
 wî si veste burge brächen,
 wî sich liebin winiscefte schieden,
 wî rîche kunige al zegiengen.

MM. Deutsche Chron. 1, II, Einl. 115.

nach Gebühr vertrieben worden war, verteidigt und der Wert seiner im Kloster Siegburg ruhenden Gebeine betont werden.¹ Die Kaiserchronik wendet sich ausdrücklich an alle Welt.² Sie will vielverbreiteten Lügen gegenüber der Wahrheit die Gasse brechen. Und doch ist sie nichts anderes als ein Roman. Als Geschichtswerk steht sie bis über die Zeit Karls des Großen hinaus mit dem Rolandslied des Pfaffen Konrad oder dem Alexander des Pfaffen Lambrecht ungefähr auf einer Stufe. Dafür ist sie eine Fundgrube von Sagen und Legenden, die sich um die römische Geschichte geflochten haben.³ Den Zweck dieser deutschen Darstellungen und den Leserkreis, an den sie sich wenden, gibt mit eindeutigen Worten die allerdings jüngere Verdeutschung der Kölner Chronik an:

Went nu des Latines grânt
 Der lude vil ist gar unkânt,
 So hebben mich gebeden heren —
 Wilt ir wezen, wye dye weren —
 Daz ich dythz zo Dude uâlde scriven,
 Yn dye zychez dar mede vordryven —
 Van Hamerstein yn Landeschrone:
 Van doygden syth sy beyde scone,
 Gerhard syth sy beyde genant,
 Vere syth sy wal bekant —
 Och daz rydder ynde vrowen
 Darynne mögen scöwen
 Zâcht yn ere an gâden heren
 Yn och selben dye darinne leren,
 Vlyen undoget, dye sy dar vynden,
 Yn das leren eren kynden.⁴

¹ Max Roediger, MM. Deutsche Chron. 1, II, Einl. 111.

² ir verneme swer der welle. MM. Deutsche Chron. 1, I, 79, V. 26. Der Herausgeber hält diesen Vers allerdings für Zusatz. Über die Kaiserchronik vgl. Wattenbach, Deutsche Geschichtsquellen 2^a, 260.

³ Über die Kaiserchronik Wattenbach, Geschichtsquellen 6², 260; Gundlach, Heldenlieder der deutschen Kaiserzeit 3, 70 f.

⁴ SS. RR. Germ. Chronica Regia Coloniensis, ed. Waitz 301; über dieser Kölner Kaiserchronik Cardauns, Chroniken der deutschen Städte, Köln 1, Einl. LXXIV; 3, 962.

Da viele Leute des Lateins unkundig sind, haben den Bearbeiter die Herren von Hammerstein und Landskron gebeten, die Chronik ins Deutsche zu übertragen, damit Ritter und Frauen darin einen Zeitvertreib finden und selber an dem Beispiel tüchtiger Männer Zucht und Ehre erlernen und Laster meiden und dies ihren Kindern lehren mögen. Zugleich erinnern diese Verse unwillkürlich an die Reimvorrede des Sachsenspiegels. Wie dort Gerhard von Hammerstein und Gerhard von Landskron die Verdeutschung veranlassen, so hier der Graf Hoyer von Falkenstein. Und der Beweggrund ist sicher der gleiche, mag er auch in der Vorrede des Sachsenspiegels nicht ausgesprochen sein.

Auch die sächsische Weltchronik wendet sich an alle: *Nu vernemit algemeine*¹ beginnt die Vorrede. Aber anders als die Kaiserchronik mit ihren phantastischen Schilderungen sucht der sächsische Weltchronist das gleiche Ziel zu erreichen. Denn auch er warnt vor Lüge. Seinem nüchternen Sinne lagen die Fabeleien der Kaiserchronik nicht, die er wohl auch nur zum geringsten Teil gekannt hat.² Knapp und trocken fließt seine Erzählung hin. Ihm ist es Ernst mit der Wahrheit. Er hält sich nur an Quellen, die ihm glaubwürdig scheinen, und erspart seinen Lesern nicht Zweifel, wo sich ihm solche erheben. Das hindert natürlich nicht, daß er als echter Sohn seiner Zeit Wundergeschichten und Legenden leichtgläubig nachschreibt. Die Fassung der Chronik erinnert im allgemeinen an das Werk Ottos von Freising, so sehr die beiden sonst auseinandergehen. Beide Schriftsteller haben Annalenwerke, auf weite Strecken sogar im wesentlichen dasselbe Jahrbuch des Frutolf-Ekkehard in die Form einer nach Kaisern geordneten Chronik gebracht. Ottos Werk ist ein tief philosophisch-theologisches. Das Elend seiner Zeiten, das Schisma zwischen den Päpsten Innocenz II. und Anaklet II., die Zerrüttung des Reiches unter Konrad III., der üble Ausgang des zweiten Kreuzzuges, den Otto selber mitgemacht hatte, bedrückten schwer seine Seele. Es erhebt sich ihm die Frage: Warum ist das Übel auf der Welt und bleiben die From-

¹ Deutsche Chron. 2, I, 65. V. 1.

² Z. B. c. 16.

men nicht verschont von ihm? Die Lösung findet Otto in dem Gedanken, mit dem einst Augustinus das Christentum gegen den Vorwurf der Anhänger des Heidentums, daß der Abfall von den Göttern die Ursache der Leiden der Völkerwanderung gewesen sei, verteidigt hatte. Mit Augustin findet er, daß es allezeit mehr Übles als Gutes in der Welt gegeben habe, und mit Augustin stellt sich ihm die Menschengeschichte als ein Kampf zwischen dem Reich Gottes und dem des Satans dar, aus dem das Übel in der Welt entsteht. Daran knüpft Otto den weiteren Gedanken, daß seit der Bekehrung des römischen Erdkreises die Welt den Acker Gottes darstellt, in dem das Unkraut neben dem Weizen wächst, bis der Herr am jüngsten Tage, den Otto in naher Zukunft erwartet, den Weizen vom Spreu sondern und das Reich Gottes aufrichten wird.¹

Nichts dergleichen beim sächsischen Weltchronisten. Er sucht seine Leser zu belehren, wohl auch zu unterhalten, nirgends aber zu erbauen. Von der eingeschobenen Predigt abgesehen, keine salbungsvollen moralischen Betrachtungen, kein Hinweis auf die Vergänglichkeit des Irdischen. So zeigt die Chronik ein durchaus laikales Gepräge. Denn wenn der Verfasser den Aufstand Heinrichs V. gegen seinen Vater als eine Verletzung des vierten Gebotes brandmarkt,² so ist dies schon von rein menschlichem Standpunkte begreiflich. Überall aber will er belehren. Schon Zeumer hat bemerkt, wie häufig er die Beziehungen der Vergangenheit zur Gegenwart hervorsucht.³ Er kann sich nicht genügen, die Verhältnisse der Gegenwart in ihrem Ursprung in der Vergangenheit aufzudecken. Oben sind seine Verweisungen über die Herkunft liturgischer Einrichtungen und technischer Erfindungen hervorgehoben worden. Auch sonst finden sich Erklärungen verwandter Art genug. Die Olympischen Spiele heißen vom Berge Olymp,⁴ Numa Pompilius setzt die Ritter ein,⁵ Tarquinius Superbus erfindet Kerker und Fesseln.⁶ Die Goten heißen jetzt Burgunder.⁷ Manes begründet die Sekte der Manichäer, die noch in Spanien verbreitet ist.⁸ Die römi-

¹ Vgl. Schmidlin, Stud. u. Darst. 4, 2 u. 3, 66 f.

² c. 205.

³ Festschrift Brunner 171.

⁴ c. 9.

⁵ c. 15.

⁶ c. 17.

⁷ c. 64, 97.

⁸ c. 71. Verwechslung mit den südfranzösischen Waldensern.

Da viele Leute des Lateins unkundig
 Bearbeiter die Herren von Hammerstein be-
 beten, die Chronik ins Deutsche zu übert-
 und Frauen darin einen Zeitvertreib finden.
 Beispiel tüchtiger Männer Zucht und Ehre
 meiden und dies ihren Kindern lehren.
 innern diese Verse unwillkürlich an die
 Sachsenspiegels. Wie dort Gerhard von
 hard von Landskron die Verdeutschung
 der Graf Hoyer von Falkenstein. Un-
 sicher der gleiche, mag er auch in der
 spiegels nicht ausgesprochen sein.

Auch die sächsische Weltchronik
*Nu vernem it algemeine*¹ beginnt die
 die Kaiserchronik mit ihren ph-
 sucht der sächsische Weltchronist.
 Denn auch er warnt vor Lüge. So
 die Fabeleien der Kaiserchronik
 zum geringsten Teil gekannt
 seine Erzählung hin. Ihm i
 Er hält sich nur an Quellen
 und erspart seinen Lesern
 erheben. Das hindert natür-
 seiner Zeit Wundergesch-
 nachschreibt. Die Fas-
 allgemeinen an das W-
 sehr die beiden sonst
 haben Annalenwerke, ...
 dasselbe Jahrbuch de-
 nach Kaisern geord-
 ein tief philosophisch-
 das Schisma zwisch-
 klet II., die Zerrütt-
 Ausgang des zwei-
 hatte, bedrückten
 Frage: Warum ist

¹ Deutsche Chronik.

² Z. B. c. 16.

er verzichtet darauf, es bei seinen Anekdoten dagegen, für minder Gegenstand starker Anziehungskraft, auszuwählen. Man lese nur c. 18 und 20 die Geschichte der römischen Republik, wo die Geschichte des zweiten punischen Krieges die einzige bleibt, was der Chronist mitteilt, die Eroberung des zweiten und dritten punischen Krieges, wie groß das Heer Hannibals war, wieviel Römer von Cannä fielen, wie Hannibal drei Scheffel Getreide nach Karthago sendet, wird mitgeteilt, wie Hannibal über die Alpen aber nicht; oder c. 22 die Geschichte von Numantia oder c. 24 die Kriege des Pompejus oder die Geschichte der römischen Kaiser. Der Chronist begnügt, die Abstammung der Kaiser anzugeben, außer Nachrichten über Christenverfolgungen und Anekdoten, wie c. 49 über Trajans Äußerung. An Anekdoten fehlt es ebenfalls nicht. So werden c. 23 Wahrheiten über den Bürgerkrieges mitgeteilt, so die Vorzeichen der Kaiser, c. 20, so c. 107 die des Falles von Aquileia. Der Chronist erzählt wunderbare Geschichten zur Genüge erzählt, wie die Auffindung von Fischen, auf deren Rücken sich eine Jahreszahl findet, c. 109 die Geschichte von einem Fische in Afrika, die sprechen können, obwohl ihnen die Zunge abgeschnitten worden ist. In c. 140 wird von einem Fische in Thüringen erzählt, c. 141 von Hunden, die verstanden, nachdem sie das Fleisch von an einer Seuche verstorbenen Vieh gefressen hatten. Und so ist die ganze Darstellung in anekdotischer Weise pragmatizirt. Man lese z. B. die Geschichte von den römischen Bürgerkriegen c. 23 f. oder c. 112 die Schilderung der Regierung des Kaisers Justinian oder c. 113 die des Justin oder c. 114 des Tiberius, der belohnt wird, weil er das Kreuz ehrt, oder in c. 115 die Geschichte von König Guntram, dessen Seele während des Schlafes in Gestalt eines Wurmes spazieren geht, und wie Kaiser Mauritius auf sein Gebet hin durch die Empörung des Phokas noch auf dieser Welt gezüchtigt wird, oder c. 116 die Geschichte von Gregor dem Großen, dem, wenn er schrie, eine Taube an seinem Ohr saß, oder c. 117 die Geschichte von Heraklius und dem heiligen Kreuze. Die Eroberungszüge der Araber, die der Chronist

schen Senatoren waren *ratman*. Die Kaiserwahl kommt daher, weil die Konsuln von den Senatoren gewählt wurden.¹ Das Wort Kaiser kommt von Cäsar;² Augustus heißt ein Mehrer des Reiches.³ Italien ist die heutige Lombardei,⁴ Pannonien das heutige Ungarn; Dalmatien Griechenland und Meranien,⁵ die Simonie stammt von Simon Magus⁶ usw.

Seinen Zweck sucht er zu erreichen, indem er die annalistisch angelegten Vorlagen, den Frutolf-Ekkehard, die Stader und Pölder Annalen in eine Chronik zusammenzieht. Von Jahreszahlen bietet er fast nur die des Regierungsantrittes der Kaiser. Ganz ähnlich ist, wie oben erwähnt, auch Otto von Freising vorgegangen, der allerdings viel mehr Quellen heranzieht. Aber in dem Grade der Glätte der Verarbeitung und in der Auswahl des Gebotenen scheiden sich die Geister. Otto ist ein Meister der Darstellung, der sächsische Weltchronist hat seinen Stoff nicht ganz gebändigt. Von seinen Vorlagen bleibt er soweit abhängig, daß er die Geschichte des Perserreiches, Alexanders des Großen und die Karls des Großen zweimal erzählt,⁷ nur weil seine Quelle Frutolf aus ähnlichem Unvermögen sich wiederholte und eine kurze Lebensbeschreibung Karls der annalistischen Darstellung voransandte. Noch weit mehr fällt der Unterschied im Stoffe in die Augen. Der Bischof von Freising ist nicht nur Theologe und Philosoph, er ist zugleich Staatsmann. Stammt er doch aus einer der edelsten Fürstenfamilien des Reiches und hat als Stiefbruder König Konrads III. und Oheim Kaiser Friedrichs I. wiederholt aktiv in die Reichspolitik eingegriffen. In seiner Chronik wählt er überall die wahrhaft bedeutenden Ereignisse aus und weiß in großen Linien die geschichtliche Entwicklung zur Anschauung zu bringen. Der Anekdote gewährt er nur dort Raum, wo sie zur Zeichnung der Eigenart der Persönlichkeiten dient. Anders der Weltchronist. Ihm fehlt dieses politische und geschicht-

¹ Die gewöhnliche Ansicht ging dahin, daß das Volk oder Heer oder der Senat den Kaiser wählte; Stengel, Den Kaiser macht das Heer 30 f.

² c. 27. ³ c. 30. ⁴ c. 21.

⁵ c. 30; Meranien wird auch c. 73 und 97 genannt. In c. 150 ist aber nicht, wie der Herausgeber meint, Meranien, sondern Mähren gemeint.

⁶ c. 39. ⁷ c. 12, 13 u. 19, und 132 u. 133.

liche Verständnis oder er verzichtet darauf, es bei seinen Lesern zu wecken. Die Anekdote dagegen, für minder Gebildete stets ein Gegenstand starker Anziehungskraft, herrscht durchaus vor. Man lese nur c. 18 und 20 die Geschichte der römischen Republik, wo die Geschichte des Curtius Rufus das einzige bleibt, was der Chronist mitteilt, oder c. 21 die Schilderung des zweiten und dritten punischen Krieges. Wie stark das Heer Hannibals war, wieviel Römer in der Schlacht von Cannä fielen, wie Hannibal drei Scheffel voll goldener Ringe nach Karthago sendet, wird mitgeteilt, der Übergang Hannibals über die Alpen aber nicht; oder c. 22 die Belagerung von Numantia oder c. 24 die Kriege des Pompeius des Großen, oder die Geschichte der römischen Kaiser, wo er sich meist begnügt, die Abstammung der Kaiser anzuführen. Daneben außer Nachrichten über Christenverfolgungen einige Anekdoten, wie c. 49 über Trajans Äußerung. An Wahrzeichen fehlt es ebenfalls nicht. So werden c. 23 Wahrzeichen des Bürgerkrieges mitgeteilt, so die Vorzeichen der Geburt Christi c. 20, so c. 107 die des Falles von Aquileia. Ebenso werden wunderbare Geschichten zur Genüge erzählt, wie c. 108 die Auffindung von Fischen, auf deren Rücken sich die Inschrift einer Jahrzahl findet. c. 109 die Geschichte von Bischöfen in Afrika, die sprechen können, obwohl ihnen die Zunge ausgeschnitten worden ist. In c. 140 wird von einem Wunder in Thüringen erzählt, c. 141 von Hunden, die verschwanden, nachdem sie das Fleisch von an einer Seuche verendetem Vieh gefressen hatten. Und so ist die ganze Darstellung in anekdotischer Weise pragmatisiert. Man lese z. B. die Erzählung von den römischen Bürgerkriegen c. 23 f. oder c. 112 die Schilderung der Regierung des Kaisers Justinian oder c. 113 die des Justin oder c. 114 des Tiberius, der belohnt wird, weil er das Kreuz ehrt, oder in c. 115 die Geschichte von König Guntram, dessen Seele während des Schlafes in Gestalt eines Wurmes spazieren geht, und wie Kaiser Mauritius auf sein Gebet hin durch die Empörung des Phokas noch auf dieser Welt gezüchtigt wird, oder c. 116 die Geschichte von Gregor dem Großen, dem, wenn er schrieb, eine Taube an seinem Ohr saß, oder c. 117 die Geschichte von Heraklius und dem heiligen Kreuze. Die Eroberungszüge der Araber, die der Chronist

mit den Sarazenen zusammenwirft, werden c. 118 auf Rache wegen einer zugefügten Beleidigung zurückgeführt. Ihnen geht eine Weissagung voran, auf Grund deren der Kaiser alle Juden taufen läßt. Daß der Ansturm der Araber von Mohammed ausgeht, ist dem Chronisten verborgen geblieben. Von dessen Lehre weiß er nur, daß man im Paradies essen und trinken und der Liebe pflegen werde. Auch unser Chronist hält den Papst Leo III. für den Bruder Karls des Großen c. 134; die Römer haben ihn geblendet, Gott läßt ihn wieder sehend werden. Karls Krönung wird ausführlich erzählt c. 135. Der Papst und die Römer erwiesen ihm die Ehrenbezeugungen, die vorher den Bildern der römischen Kaiser zuteil wurden (Kniefall). Von den Kämpfen Kaiser Ludwigs des Frommen mit seinen Söhnen weiß der Chronist nichts. Dafür meldet er c. 140 von allerhand Reliquien- und Wundergeschichten, wie von dem Mädchen, das zwei und ein halbes Jahr sich nur vom Abendmahle nährt. Aus Kaiser Ludwigs II. Zeiten erzählt er von Heuschrecken, Blutregen und Hungersnot. Kaiser Arnulf hat die Magyaren als Bundesgenossen gegen die Mährer ins Reich geladen, c. 144. Es folgt dann c. 145 die Erzählung vom Verrat des Erzbischofs Hatto von Mainz an dem Grafen Adalbert von Bamberg. Von Heinrich I. wird c. 148 erzählt, warum er die Königskrönung ablehnte, wie er die heilige Lanze gewann und das Gelübde ablegte, die Simonie abzutun. Es folgt seine Zusammenkunft mit dem König Karl von Frankreich zu Bonn, das Wunder des heiligen Blutes in Reichenau am Bodensee, dann c. 150 der Ungarn Einfall in Sachsen und c. 151 der Beginn des Krieges wegen Verweigerung des Tributs und Verhöhnung des Feindes durch Ablieferung eines Köters, dann die Ansprache Heinrichs vor der Schlacht, das Nebel- und Regenwunder, alles anekdotisch ausgeschmückt. Zuletzt wird in c. 152 der Zuname Heinrichs als des Finklers in der bekannten Weise erklärt und die Geschichte eines Mannes erzählt, dem offenbar von einem Dämon, dem wilden Jäger oder der Frau Holle, die Hand abgehauen wird, die ihm nach Jahresfrist im Schlafe wieder anwächst. Und so geht es weiter. Noch der Streit zwischen Papst Gregor VII. und Kaiser Heinrich IV. wird auf einen Knabenzwist zurückgeführt, in dem der junge Kaisersohn seinen Spielgenossen

Hildebrand, den Sohn eines Zimmermannes, arg verbläut hatte. Dem zukünftigen Papste wird in früher Jugend seine spätere Erhebung geweissagt und dem Kaiser Heinrich III. im Traume geoffenbart, daß Hildebrand seinen Sohn vom Throne stoßen werde. Deshalb läßt ihn der Kaiser ein Jahr lang gefangen halten. Von Heinrichs IV. Regierungsantritt an wird die Darstellung nüchterner, wohl weil Frutolf-Ekkehard, bis dahin die Hauptquelle des Chronisten, versiegt und durch die Pölder Annalen abgelöst wird. Aber es fehlt auch im folgenden nicht an Wahrzeichen¹ und Anekdoten, auch abgesehen von den Erzählungen über Heinrichs IV. Übeltaten.

Diese Anekdoten sind lebendig erzählt und haben die Chronik für ihre Leser sicherlich zu einer unterhaltenden Lektüre gemacht. Wen hat nun der Chronist als Leser vor Augen? Leute, die nicht der lateinischen Sprache mächtig sind. Wie in gelehrten Werken, z. B. den Schriften des Liudprand von Cremona² oder der Chronik Ottos von Freising,³ griechische Wendungen jedesmal übersetzt wurden, weil die griechische Sprache zwar Liudprand, nicht aber der überwiegenden Zahl der Abendländer, auch nicht Otto geläufig war, der die Stellen mit der Übersetzung aus fremden Schriften herübergenommen hat, so in der sächsischen Weltchronik die lateinischen nicht nur in der eingeschalteten Predigt, auch an anderen Stellen, mit nur einer einzigen Ausnahme.⁴ Selbst so bekannte Worte wie *Gloria in excelsis* werden ins Deutsche übersetzt,⁵ auch technische Ausdrücke wie *dictator*⁶ und *maior domus*,⁷ und der *praefectus praetorio* wird zum Burggrafen. Da ist es nun auffallend, wenn der Verfasser in c. 112 von den *lois* redet, die Justinian hat sammeln lassen. Auch hier eine

¹ Z. B. c. 240, 246, 273.

² Z. B. Antapodosis 4, c. 7; Legatio c. 4, 40, 53, 54 (SS. RR. Germ., ed. Dümmler²).

³ Z. B. Cronik 3, c. 12; 8, c. 1, c. 17.

⁴ In einer verderbten Stelle über Kaiser Caracalla c. 57.

⁵ c. 31; ebenso c. 15 *maius dat grote*, c. 54, 92, 171. Die Ableitung von *miles* aus *mille* fehlt in der A-Fassung.

⁶ Siehe oben 33.

⁷ c. 95 *den groteren des huses*.

Übersetzung der *leges* der Vorlage, aber ins Französische, nicht ins Deutsche. Es fehlte eben der deutschen Sprache ein Ausdruck, der sich mit dem Lateinischen gedeckt hätte. Das Wort *Gesetz* ist jünger, die deutschen *satzung*, *ê* oder *gebot*, die der Sachsenspiegel in seiner prosaischen Vorrede gebraucht, passen nicht, denn sie bedeuten nicht Gesetz, sondern Recht. Gesetze sind in Deutschland, seitdem die Capitularien der fränkischen Kaiser verschollen waren, erst durch die Landfrieden wieder bekannt geworden. So mochte der französische Ausdruck den Lesern der Weltchronik geläufiger sein als ein deutscher. Somit ergibt sich, daß diese Leser der lateinischen Sprache unkundig, der französischen aber mächtig waren, daß sie als Laien ritterlichen Standes gedacht waren. An sie ist wohl auch die Bemerkung gerichtet, daß über Dietrich von Bern *manche logentale* erzählt werden, denn er ist ja der vielbesungene Held der deutschen Volksepik gewesen.¹

Wenn man aber aus der bloßen Kenntnis des Lateins auf einen geistlichen Urheber der Weltchronik schließen wollte, so genügt schon der Hinweis auf den Sachsenspiegel, um das Gegenteil als möglich erscheinen zu lassen. Die *ritterliche Bildung* umfaßte allerdings die Kenntnis des Lateins, ja selbst des Lesens und Schreibens nicht. Bekanntlich sagt Wolfram von Eschenbach, daß er keinen Buchstaben kenne.² Und wenn Walther von der Vogelweide von der Bohne meint: *set libera nos a malo amen*,³ so hat schon der Herausgeber Hermann Paul bemerkt, daß daraus auf Kenntnis des Lateins noch nicht zu schließen ist, da es sich um einen Satz aus dem Pater noster handelt, das gewiß so mancher auswendig wußte, ohne im übrigen der lateinischen Sprache kundig zu sein. Paul stellt es als möglich hin, daß Walther nicht einmal lesen und schreiben gelernt habe.⁴ Diese Kenntnisse sind überhaupt mehr

¹ Auch Otto von Freising und vor ihm schon Frutolf nahmen auf diese Dichtungen Bezug, Frutolf MM. SS. 6, 129; Otto, Chron. 5, c. 3, ed. Hofmeister², 232; dazu Auctarium Admontense a. a. O. 467.

² Parzival, herausg. von Albert Leitzmann, Altdeutsche Textbibliothek II, 115, V. 27; desgleichen Ulrich von Lichtenstein, vgl. Karl Weinhold, Die deutschen Frauen im Mittelalter 93.

³ Die Gedichte herausg. von Hermann Paul⁴, 70 a, S. 108.

⁴ Anders Schönbach, Wiener Sitzungsberichte, phil.-hist. Kl. 147, 76, der Einfluß Ovids auf Walthers Dichtung annimmt.

bei Frauen und in den hohen Kreisen der Gesellschaft zu suchen als bei den Männern niedereren ritterlichen Standes. Bücher lesende Frauen werden mehrfach erwähnt.¹ Auch von manchen Herrschern ist bekannt, daß sie der lateinischen Sprache kundig waren. So hat schon Otto I., allerdings erst nach seiner Thronbesteigung, lesen gelernt. Otto II. hat gelehrten Unterricht empfangen. Otto III. und Heinrich II. waren sehr gebildet.² Heinrich III. wird durch einen Mönch Alme- rich von Bar unterrichtet.³ Heinrich IV. kann den Psalter lesen und sein Gebetbuch ist durch häufigen Gebrauch abgenützt. Mit einem Geistlichen liest er sogar antike Schriftsteller.⁴ Aber es wird ihm wohl zu viel zugemutet sein, wenn Bernhard Schmeidler annimmt, daß der Kaiser selber in seinem Namen ausgegangene Briefe verfaßt und dabei von einem Gedanken aus des Boethius *De consolatione philosophiae* beeinflußt worden sei.⁵ Monarchen haben jederzeit nur ausnahmsweise Briefe selbst geschrieben und Heinrich hat sich gewiß damit begnügt, den Entwurf eines ihm nahestehenden schreib- und rededkundigen Geistlichen zu billigen. Auch von Heinrich V. dürfen wir annehmen, daß er bei seiner Vorsorge für geschichtliche Darstellungen Latein gekannt hat.⁶ Friedrich I. hat, wie Rahewin berichtet, Latein besser verstanden als sprechen können,⁷ seinen Kindern aber ließ er eine gelehrte Bildung zukommen.⁸ Besonders wird der jüngste Sohn Philipp gerühmt, der allerdings in seiner Jugend zum Geistlichen bestimmt war.⁹

¹ Specht, Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland 234; Weinhold a. a. O. 91; Wattenbach, Deutsche Gesch. 2^o, 246. Daher gehören auch *saltere und alle büke, die to godes denste hoert* (Sachsenspiegel, Id. 1, 23, § 3) zur Frauen-Gerade und ein Zusatz bestimmt diese näher mit *die vrowen pleyet to lesene*.

² Specht a. a. O. 237, 238.

³ Wattenbach, Deutsche Geschichtsquellen 2^o, 2.

⁴ Wattenbach a. a. O. 2^o, 3.

⁵ Heinrichs IV. Absetzung 1105/06, Zeitschr. d. Sav., Rechtsg., kan. 12, 217 f. Auf Schmeidlers Ausführungen hier weiter einzugehen, liegt kein Anlaß vor.

⁶ Gundlach, Deutsche Heldenlieder 2, 17.

⁷ 4, c. 86, SS. RR. Germ., ed. Waitz 2, 275.

⁸ Otto Sanblas., Chronica, c. 21, SS. RR. Germ., ed. Hofmeister 30.

⁹ Eduard Winkelmann, Jahrbücher des deutschen Reiches, Philipp von Schwaben und Otto von Braunschweig 1, 470, n. 1; Arnold Lubecens,

Nicht so günstig lagen die Dinge selbst in den Kreisen des hohen und noch mehr des niederen dienstmännischen Adels. Oft angeführt sind die Klagen Wipos über die Geringschätzung, die von dieser Seite höherer Bildung entgegengebracht wurde. Selbst Bischöfe, die aus dem hohen Adel hervorgegangen sind, konnten nicht lesen, wie Bischof Heinrich von Lüttich, ein Sprosse der geldrischen Grafenfamilie.¹ Andere, wie der junge Bertold von Andechs, der Schwager des Königs Andreas II. von Ungarn, haben allerdings Latein erlernt.² Bei seiner Prüfung durch den Erzbischof Eberhard von Salzburg ergab sich, daß er einen lateinischen Text zu lesen und zu übersetzen verstand und auch über die Grammatik Auskunft zu erteilen wußte. Nur in der Heiligen Schrift und im kanonischen Rechte versagte er gänzlich. Aber auch Laien treffen wir mit Lateinkenntnissen. Diesen Bertold hatte ein Ritter unterrichtet. Und der in Köln nach 1205 geschriebene *Dialogus Clerici et laici contra persecutores ecclesiae* führt einen Laien vor, der *gramaticam et eloquium lingue Latine* kennt.³ Daß dies nicht bloß schriftstellerische Freiheit ist, ergibt sich aus der Bestimmung der Schrift, die adeligen und bürgerlichen Anhänger des exkommunizierten Erzbischofs Adolf von Köln von der Rechtmäßigkeit des päpstlichen Vorgehens zu überzeugen. Dieser Zweck wäre verfehlt worden, wenn die Schrift der Sprache wegen jenen unzugänglich blieb. Einige Jahrzehnte später hat der Ritter Rudolf von Ems seine bis in die Zeit der Könige von Juda und Israel reichende Weltchronik geschrieben, die sich im wesentlichen nur als eine gereimte Übersetzung der Bibelvulgata ergibt,⁴ und wieder einige Jahrzehnte später in der Ostmark der Wiener Bürger Jans der Enikel eine Weltchronik und eine Landesgeschichte, das Fürstenbuch, verfaßt, in denen neben der Kaiserchronik auch

Chronica Slavorum 7, c. 12, MM. SS. 21, 244: literatus erat. Et cum in ecclesia inter alios lectiones vel responsoria recitaret usw.

¹ MM. SS. 12, 403. Cruel, Deutsche Predigt 264.

² Innocenz III. an König Andreas II., 1207 Apr. 5, Migne Patrologia Latina 215, n. 39.

³ Chronica regia Coloniensis, SS. RR. Germ. 316.

⁴ Deutsche Texte des Mittelalters, herausg. von der preuß. Akademie der Wissenschaften, herausg. von Ehrismann 20.

lateinische Quellen benutzt sind.¹ Aber im Laufe des 13. Jahrhunderts hat die Schulbildung allerdings größere Verbreitung gefunden und waren in verschiedenen deutschen Städten Schulen entstanden.²

Zeumer hat die Vermutung ausgesprochen, daß der Verfasser der sächsischen Weltchronik seine Bildung in einer Dom- oder Klosterschule gefunden habe. Er denkt dabei an eine Zisterze; Eike habe in S. Ld. 1, 25, § 2, sein eigenes Schicksal geschildert; er sei als Kind in einer Zisterze zum Mönch geschoren worden, habe aber binnen seinen Jahren das Kloster wieder verlassen.³ Rosenstock dagegen meint, daß Eike seine Ausbildung unter der Leitung des Johannes Theutonicus (zem Ecke) in der Domschule von Halberstadt erfahren haben müsse.⁴ Die Meinung Zeumers ist jedoch entschieden abzulehnen. Bei genauerem Zusehen ergibt es sich, daß der Hinweis in S. Ld. 1, 25, § 3, *als grauer monecke recht stat*, nicht, wie Zeumer glaubte, sich auf Ld. 1, 25, § 2, sondern auf § 3 bezieht. In § 3 aber heißt es, daß ein Mönch sein Land- und Lehenrecht nicht verliert, wenn er binnen eines Jahres das Kloster wieder verläßt. Wenn hier auf das Recht der grauen Mönche verwiesen wird, so hat in der Tat schon die Regel des heil. Benedikt, deren strenge Beobachtung die Carta caritatis den Zisterziensern zur Pflicht gemacht hatte, die einjährige Probezeit gekannt, nach der erst die Gelübde abgelegt werden können,⁵ und die Consuetudines der Zisterzienser aus dem 12. Jahrhundert schärfen ausdrücklich die Beobachtung des annus probationis ein.⁶ Dieses Probejahr, während dessen der Novize das Kloster wieder verlassen kann, hat Eike in Ld. 1, 25, § 3, im Auge und bezeichnet es als dem Recht der grauen Brüder entsprechend. Anders ist es mit den Minderjährigen, die aus dem

¹ Philipp Strauch, MM. Deutsche Chron. 3, II, Einl. LXIII f.

² Specht, Gesch. d. Unterr. 246; so auch in Wien 1237, Böhmer-Ficker 2237, Schwind-Dopsch, Ausgewählte Urkunden z. Verfassungsgesch. d. deutsch-österreichischen Erblande, Nr. 35.

³ Festschrift für Heinrich Brunner 138 f.

⁴ Ostfalens Rechtsl. 122.

⁵ Regula sancti Benedicti, ed. Woelfflin 56, c. LVIII.

⁶ Guignard Ph., Les Monuments primitives de la règle Cistercienne Analecta Divionensia 1, X, 219.

Kloster treten. Benedikt zwar hat die Darbringung von Kindern an die Klöster durch die Eltern gebilligt¹ und sie ist lange geübt worden. Aber die Einrichtung empfahl sich dort nicht, wo man auf die strenge Durchführung der Ordensregel drang, denn an eine solche war jugendlichen Personen gegenüber nicht zu denken. So brachten die Jugendlichen Unruhe und Unordnung in das Kloster. Mit der Zeit nahm man auch Anstoß daran, daß die Eltern durch ihren Willensakt die unmündigen Kinder für die Lebensdauer in so einschneidender Weise binden sollten. So haben strengere Richtungen die Einrichtung der Oblaten verworfen, wie schon das Reformkloster Hirschau und wohl auch die der Hirschauer Regel folgenden Gründungen,² desgleichen die neuen, im 11. und 12. Jahrhundert aus dem Benediktinerorden herausgewachsenen Ordensgemeinschaften. Die Karthäuser Regel hat die Aufnahme von Jugendlichen ausdrücklich verboten.³ Die für die Verfassung des Zisterzienserordens maßgebende *Carta caritatis* tut dies zwar nicht, aber in den noch im 12. Jahrhundert entstandenen *Consuetudines* ist für geopferte Kinder kein Raum und die Kinderoblation wird mit Stillschweigen übergangen. Es muß vielmehr der gegenteilige Brauch früh bei den Zisterziensern Rechtens geworden sein, denn die Generalkapitel des Ordens von 1157 an werden nicht müde, das Verbot der Aufnahme von Jugendlichen unter 18 Jahren oder solchen, die dreimaliger Nahrung bedürfen, zu wiederholen, und die Äbte, die dawiderhandeln, mit Strafen zu belegen.⁴ Dem Abte von

¹ Regula c. LIX.

² Seidl, Die Gottverlobung von Kindern in Mönchs- und Nonneustiften, München 1872, 81.

³ Seidl a. a. O. 91.

⁴ Martène et Durand, *Thesaurus anecdotorum* 4, 1248 von 1157, c. 28: *Potest pater abbas eicere novitium, ut inordinate receptum invenerit. Non enim debet novitius recipi minus quam decem et octo annos habens, nec talis, quem ter in die comedere opus sit.* Von 1184, c. 2, S. 1256: *Qui nimis adolescentes receperunt, ita ut oporteat eos ter in die comedere, sex diebus sint in levi culpa, uno eorum in pane et aqua.* S. 1271 von 1191, c. 19, erhält der Abt von Superado, der einen zweijährigen Knaben aufgenommen hatte, Strafe. S. 1285 von 1195, c. 47: Ein Abt, der *pueros infra annos 15 in probatione recepit*, soll drei Tage in levi culpa sein. *De eisdem vero pueris retinendis vel ejiciendis arbitrio domini Cistercii relinquitur, qui utique salva pace sua, hoc quod per se potuit emendare, non deberat capitulo reservare.* S. 1289 von 1196,

Cîteaux bleibt es vorbehalten, darüber zu entscheiden, ob ein gegen das Verbot aufgenommener Novize im Kloster bleiben darf. Wenn das Verbot auch öfter wie die vom Generalkapitel beschlossenen Erneuerungen und Strafandrohungen beweisen, übertreten worden ist, so konnte Eike oder sein Gewährsmann doch unmöglich das gegenteilige Vorgehen als der grauen Brüder Recht bezeichnen, davon abgesehen, daß die Ordensregel gar nicht in der Lage war, etwas über die weltlichen Folgen des Austrittes zu bestimmen. Schon dadurch ist es ausgeschlossen, daß der Verweis auf das Recht der grauen Brüder sich auf S. Ld. 1, 25, § 2, bezieht. Es fand auch nicht eine Aufnahme von Knaben in die Klosterschule statt. Die Zisterzienser haben überhaupt in ihren Anfängen die Wissenschaft nicht gepflegt, sondern von den Brüdern körperliche Arbeit gefordert, wie schon die Benediktinerregel Feld- oder Handarbeit, daneben allerdings auch die Lesung von frommen Schriften vorgeschrieben hatte.¹ Die *Consuetudines* der Zisterzienser melden nichts von einer Klosterschule, sie kennen keinen Unterricht der Novizen, sie nehmen Rücksicht auf solche, die nicht zu lesen verstehen.² Ja im Generalkapitel von 1201 wurde die Aufnahme von Knaben zum Zwecke des Unterrichtes an die besondere Erlaubnis des Generalkapitels geknüpft.³ Somit ergibt sich aus S. Ld. 1, 25, § 3, nur, daß

c. 24: Abbas, qui novitium infra 18 annos constitutum receperit, omni sexta feria probationis eius sit in pane et aqua. Ebenso prior vel cellerarius vel alii, quorum consilio hoc factum fuerit. S. 1295 von 1201, c. 1: Quoniam in confusionem et contentum ordinis et disciplinae de non recipiendis pueris infra 18 annos constitutis terminos quos posuerunt patres nostri quosdam abbates audivimus excessisse, acrior debet accedere correctio; folgt dieselbe Strafe wie 1196, c. 26, S. 1304 von 1206, c. 19 usw.

¹ c. 42, ed. Woelfflin, S. 44, und c. 48, S. 48, wo die Tagesordnung der Mönche geregelt wird.

² c. C II: Der Novize legat professionem, si legere scit, sin autem magister suus pro eo legat.

³ Martène et Durand 4, 1205, c. 1: Similiter et illi tales sustineant (Absetzung), qui tales infantulos ad discendum litteras in abbatiis aut in grangiis recipiunt, nisi super hoc a generali capitulo pro grandi utilitate et inevitabile dispensetur. Über das Verhalten der Zisterzienser zur Wissenschaft vgl. Stutz Ulrich, Die Zisterzienser wider Gratians Dekret, Zeitschr. d. Sav., Rechtsg., kan. 9, 76 f.

Eike Kenntnis von der Zisterzienserregel gehabt hat, die er durch einen befreundeten Mönch ebenso gut erlangen konnte, als durch Lesung der Ordensregel und Gewohnheiten. Warum gerade der graue Orden und nicht der schwarze genannt ist, da doch die Benediktiner in der Nähe von Eikes Heimat, z. B. im Kloster Bergen bei Magdeburg, angesiedelt waren, wird sich wohl nur aus persönlichen Beziehungen erklären.

Die Annahme, daß Eike seine Jugend in der Schule eines Domstiftes verbracht habe, ist an sich nicht unmöglich, ja sie wäre wahrscheinlich, wenn die sächsische Weltchronik ein gelehrtes Werk wäre, oder es sich bewahrheiten sollte, daß Eike tiefergehende Kenntnisse des kanonischen Rechtes gehabt hat. Darauf soll später zurückgekommen werden. Die bloße Kenntnis des Latein würde da kaum zu dieser Annahme nötigen. Diese konnte er sich auch von einem Weltgeistlichen, vielleicht auch einem Laien angeeignet haben. Der Erzieher des Bertold von Andechs war doch ein Ritter. Ein Gelehrter, wie Zeumer angenommen hat, ist der Verfasser der sächsischen Weltchronik nicht gewesen. Allerdings die für die Abfassung seines Werkes nötigen literarischen Hilfsmittel konnte er nur in einer Stifts- oder Klosterbibliothek finden. Mit einer solchen muß er in Verbindung gestanden haben so wie später Jans der Enikel mit dem Wiener Schottenstifte. Hier mag er auch manches gefunden haben, was für seine anderen Arbeiten brauchbar war, und Winke und Anregungen von befreundeten Mönchen oder Domherren erhalten haben.

Hat der Verfasser weite Reisen gemacht, war er vor allem in Rom? Zeumer und schon vor ihm Weiland¹ sind Stellen der Chronik aufgefallen, in denen er darauf hinweist, daß man namhaft gemachte Dinge noch heute in Rom sehen könne, und Zeumer hat daran die Vermutung geknüpft, Eike sei nach seinem Eintritt in den geistlichen Stand, etwa in Angelegenheiten des Stiftes, dem er nun angehörte, nach Rom gekommen.² Mehrere Stellen, in denen stadtrömische Dinge erwähnt werden, gehören aber den späteren Fassungen der Chronik an und kommen für den Verfasser der A-Rezension nicht in Betracht. Darunter auch die sehr merkwürdige Be-

¹ MM. Deutsche Chron. 2, Einl. 50.

² Festschrift für Brunner 169.

schreibung der Engelsburg in c. 119 in einer Erzählung, die im übrigen aus der Kaiserchronik stammt und deren Herkunft bisher nicht nachgewiesen werden konnte. Ebenso in c. 33 das Schweiß Tuch der Veronica, das einer Pilatus- oder Veronica-Legende entstammen mag, ferner in c. 46 nach der Kaiserchronik die Erwähnung einer ehernen Säule, in der Titus die Namen von Verrätern eingraben läßt, und der Bau des Theaters *dat nu het Coliseum*, ebenso c. 49 die Beschreibung der Trajanssäule oder c. 83 die St. Michaelskappelle auf der Engelsburg. Aber es bleiben doch noch Stellen, die für eine Kenntnis Roms angeführt werden können. Romulus und Remus bauen eine Burg, wo jetzt das *palas dat geheten is maius, dat grote* steht, offenbar die Ruinen der Kaiserpaläste auf dem Palatin. Cäsar wurde begraben *also men noch to Rome scowen magh uppe dem steine, den man het de natlen*, d. i. ein Obelisk. Domizian baut nach c. 47 den Tempel der *nuis ecclesia rotunda*, nochmals erwähnt in c. 116 als Kirche *ad Sanctam Mariam rotundam*, Kaiser Aurelian c. 69 die Stadtmauer, die man noch sehen kann, Kaiser Diokletian die Thermen. Schon Weiland hat darauf hingewiesen,¹ daß der Verfasser des von Kaiser Severus in England erbauten Walles in c. 55 in ähnlicher Weise als noch heute zu sehen gedenkt, obwohl man kaum annehmen kann, daß er dort gewesen ist,² während die Kenntnis des Eigilsteines in Mainz, den der Verfasser für das Grab des Kaisers Aurelius Alexander hält, natürlich nicht auffällig sein könnte. Aber die Erwähnung römischer Altertümer in der A- und in der C-Fassung und auch in der doch wohl kaum vom Verfasser der Chronik herrührenden Predigt c. 76, in der die Katakomben als noch heute zu sehen angeführt werden, gibt dem Gedanken Raum, daß irgendeine Beschreibung der Merkwürdigkeiten (Mirabilien) Roms benützt sei, und dies um so mehr, als bei der angeblichen ehernen Säule des Titus c. 46 offenbar ein Mißverständnis, vermutlich eine Verwechslung mit der Trajanssäule oder einer der Säulen des Forums vorliegt, hier also trotz der Versicherung eigene

¹ A. a. O.

² Die Erwähnung der Champs Elysées in Arles fällt weg, weil erst der C-Fassung angehörig.

Wahrnehmung nicht vorhanden ist. Oder der Chronist hat gedankenlos seine Quellen nachgeschrieben. Aber selbst wenn die Stellen wörtlich zu nehmen wären, würde die Annahme Zeumers nichts Zwingendes an sich haben. Denn die Nachrichten könnten ebenso gut auf einen mit dem Verfasser befreundeten Geistlichen zurückgehen und auch ein Ritterlicher konnte bei Anlaß eines Römer- oder anderen Kriegszuges, etwa der Kreuzfahrt des Kaisers Friedrich II. oder sonst im Gefolge eines Fürsten, nach Rom gekommen sein, auch wenn er kein fahrender Sänger war wie Walther von der Vogelweide, der, wie er singt, der Lande viele gesehen hat, von der Seine bis zur Mur und vom Po bis zur Trave¹ und zuletzt noch die heiligen Stätten in Palästina besucht hat.²

Oft schon hat man wegen der Beziehungen, in die man den Verfasser der Weltchronik zu Eike von Repgow gebracht hat, der Rechtskenntnis des Chronisten Aufmerksamkeit geschenkt und zuletzt hat Zeumer die Stellen der Chronik gesammelt, in denen Rechtliches berührt wird.³ Wenn die C-Fassung, wie Ballschmiede gezeigt hat, nicht ein Werk des ersten Verfassers ist, fallen manche der von Zeumer angeführten Stellen, darunter auch der Auszug aus dem Wormser Konkordat in c. 229 und der von demselben belobte Auszug aus der Urkunde Kaiser Friedrichs II. für Herzog Otto von Braunschweig, fort, dafür aber auch ein Widerspruch, den Weiland⁴ zwischen c. 360 und dem Sachsenspiegel aufgedeckt hat. Dagegen bleibt die Stelle über die Folgen der Ächtung Heinrichs des Löwen c. 329 mit ihrer wörtlichen Übereinstimmung mit dem Sachsenspiegel. Trotz des Wegfalles der Stellen der C-Fassung wird man mit Recht das Urteil Zeumers billigen können, daß der Verfasser der Chronik für juristische Dinge Verständnis und Interesse zeigt. Zu Zeumers Zusammenstellung⁵ sei hier noch einiges nachgetragen. Auch davon stammt das meiste aus den Vorlagen, aber die Auswahl deutet auf das Interesse des Verfassers. Nach c. 15 setzt Romulus einen Rat

¹ Gedichte, herausg. von Paul, Nr. 75, S. 124.

² A. a. O. Nr. 83.

³ Festschrift f. Brunner 157.

⁴ MM. d. Chr. 2, Einl. 54.

⁵ A. a. O. 158 f.

von Hundert und tausend Ritter ein. Davon erhielten die Ritter ihren Titel (*miles*). Numa Pompilius setzte den Römern das Recht. c. 17 Tullus Hostilius erhebt zuerst den Zins (*census*) vom Reiche, er mehrte die Senatoren und feierte zuerst den *scal* genannten Triumph, den sich der Verfasser offenbar als Geschrei denkt. Beim Triumph sitzt der König oder Kaiser auf goldenem Wagen und voran schreiten die gefangenen *herren* in goldenen Ketten. Tarquinius der Stolz erfand Kerker und Ketten. Aus der Wahl der römischen Consuln wird in c. 18 die Kaiserwahl abgeleitet. Dem Septimius Severus wird c. 52 als erstem die Wahl von Mitkaisern zugeschrieben, aber der *vanden herren was irkoren*, der sei der erste unter den mehreren Kaisern gewesen und hieß eigentlich Kaiser. In c. 39 wird der Ausdruck Simonie vom Tun des Simon Magus abgeleitet. Auf c. 40 hat schon Zeumer hingewiesen. Zu beachten ist hier auch die Wendung, Kaiser Nero habe die Christen in die Acht getan (*to achte*). In c. 54 wird der *Prefectus praetorio* zum *Burggrafen*. Kaiser Konstantin verlich (*stedegete*) nach c. 78 den Geistlichen den geistlichen Gerichtsstand, was der Verfasser, wie schon Weiland beachtet hat, dem Decretum Grazians entnahm. In c. 131 berichtet er, wie Pippin nach dem Rate des Papstes die Hausmeierwürde mit der königlichen vereinigte, in c. 133, daß das Kaisertum in Konstantinopel seit Leo dem Isaurier immer mehr erblich wurde. In c. 132 zählt er die sächsischen Bistümer auf und berichtet, wie Karl nach dem Krieg mit den Hunnen (Avaren) das Land bis zur ungarischen Pforte zu Deutschland schlug, *dat het nu Osterreich*. Karl der Große unterwand sich nach c. 134 des römischen Reiches. Die Griechen trennten sich kirchlich von Rom, wie die Römer politisch von den Griechen. Es folgt c. 135 die Beschreibung der Kaiserkrönung Karls des Großen; der Verfasser weiß wohl, daß dem Kaiser die Anbetung (*Proskynesis*) geleistet wurde wie den Bildern der byzantinischen Kaiser, wenn sie nach Rom gebracht wurden. In c. 142 findet er, daß das Reich *kranc* war wegen der Teilungen unter den Söhnen und Enkeln Ludwigs des Deutschen, so daß es den Ungarn Zins zahlen mußte. Die Krankheit währte bis auf Heinrich I., der sich der Ungarn erwehrte. Nach seiner Vorlage erzählt der Chronist in c. 150 die Verordnungen König Heinrichs I. über den Bau der

Städte in Sachsen. Aus eigenem fikt er bei, wie der König gelobt, daß der Älteste ins Feld ziehen solle, und wie das Heergerate damals Brauch wurde. Heinrich wird nach c. 151 nach dem Ungarnsieg von den Fürsten und deutschen Herren als Kaiser und Augustus ausgerufen, eine Stelle, die eine merkwürdige, in den letzten Jahrzehnten mehrfach besprochene Mitteilung der Vorlage wiederholt. Otto I. wird in Aachen zum König geweiht c. 153. Indem hier und so oft einer Königs- oder Kaiserkrönung fernerhin gedacht wird, die Weihe und nicht die Krönung betont wird, erinnert die Stelle an Sachsen-*spiegel* Ld. 3. 52. § 1. Otto I. verkündet einen großen Frieden in seinem ganzen Reiche c. 159. Ebendort wird des Tributs gedacht, den Otto I. den Italienern auferlegte. In c. 170 wird nach der Vorlage die Unterwerfung Ungarns durch Kaiser Heinrich III. erzählt. In c. 187 berichtet der Verfasser über das Vermächtnis der Großgräfin Mathilde an den heiligen Petrus. *Umme dat selve lant stridet noch de keisere unde de prese: it is oc vrocen Mechtilden lant geheten.* Der Vorlage folgend macht ebendort der Erzbischof von Mainz in dem Gespräche zu Berkach für König Heinrich IV. die Exceptio spoliū geltend. In c. 194 wird eines Landfriedens Kaiser Heinrichs IV. gedacht: gemeint ist der Friede von Mainz vom Jahre 1103.¹ Schon oben wurde erwähnt, wie der Verfasser c. 240 betont, daß Kaiser Heinrich IV. an der Investitur der Bistümer festhielt und volles Verständnis für diesen Gegenstand des Streites zwischen Papst und Kaiser verrät. Daher verfolgt er auch die Verhandlungen zwischen Heinrich V. und Pascal II. in Trois und Rom c. 241, 242, 243 und bringt in c. 251 eine allerdings wenig erschöpfende Angabe über den Inhalt des Wormser Konkordats. Ja er verfolgt die Investitur weiter und berichtet c. 271, wie Kaiser Lothar sie zurückgewinnen wollte gegen die Verschreibung Kaiser Heinrichs V. In c. 272 erwähnt er, wie der König von Dänemark sich auf dem Reichstag zu Halberstadt dem Kaiser Lothar unterwerfen mußte und von ihm seine Königskrone zu Lehen empfing. Eigentümlich ist in c. 273 und 290 der Ausdruck das *rike* für die Reichsinsignien, wobei dem Chronisten die Bedeutung dieser Insignien für den neuen König

¹ MM. CC. 1. 74.

bekannt ist. In c. 291 ist die Rede davon, daß Markgraf Albrecht von Brandenburg ein Botding an einem jetzt unbestimmbaren Orte einsetzen wollte, was die Kaiserin-Witwe Richenza vereitelte. Von Kaiser Friedrich I. erzählt er c. 322, irrig allerdings,¹ daß ihn der Papst Alexander III. bannte, weil er seine Ehefrau verstieß und eine andere nahm. Der Kaiser aber bestreitet nach c. 327, daß ihn der Papst bannen könne, und leugnet, daß er im Banne sei. Ebenso erzählt der Chronist c. 323, wie der Kaiser Österreich von Bayern trennt und zu einem freien, d. i. reichsunmittelbaren Herzogtum erhebt. Bei den Erörterungen der letzten Jahrzehnte über den Prozeß Heinrichs des Löwen ist auch die Darstellung der sächsischen Weltchronik Gegenstand eingehender Untersuchung gewesen. Wie der Chronist in c. 325 als Ursache der kaiserlichen Ungnade den vergeblichen Fußfall des Kaisers vor dem Herzog angibt und dabei noch der hochfahrenden Bemerkung des herzoglichen Truchsessens gedenkt, die Krone, die Herzog Heinrich zu Füßen gefallen sei, werde noch einmal auf sein Haupt kommen, berichtet er c. 329, gedrängt zwar, aber das Wesentliche hervorhebend, wie der Herzog von den Fürsten verklagt und vom Markgrafen Dietrich wegen seines hochverräterischen Bündnisses mit den Wenden kämpflich angesprochen wird, wie ihm der Kaiser Tage setzt, ihn, weil er ausbleibt, mit der Acht belegt und dem Herzog, da er Jahr und Tag in der Acht bleibt, Eigen und Lehen abgesprochen werden, wie sich (c. 331) zuletzt der Herzog unterwirft, alle Ansprüche auf seine Besitzungen außer auf Braunschweig und Lüneburg aufgibt und gelobt, drei Jahre lang das Reich zu verlassen. Ebendort wird berichtet, wie der Kaiser dem Herzog Berthold das Herzogtum Sachsen gewältigte, das er ihm früher verliehen hatte. In c. 336 wird das Gerichtsverfahren gegen Heinrich den Jüngeren von Braunschweig geschildert und erwähnt, daß die Deutschen eine Heerfahrt gegen Braunschweig gelobten. Vom Erzbischof Wichmann von Magdeburg berichtet der Chronist, daß er als erster zweimal im Jahre Pfennige zu Magdeburg schlagen ließ und das Recht der Dienstmannen dahin änderte, daß sie aus

¹ Vgl. über die Ehescheidung Friedrichs I. von Adela von Vohburg Simonsfeld, Jahrbücher d. d. Reiches unter Friedrich I., 167.

einer Ehe mit einer Freien nicht mehr freie Töchter gewinnen konnten. Nach c. 339 wußte er, daß Heinrich VI. die Erblichkeit der Kaiserkrone anstrebte und zuletzt wegen des Widerspruches der Sachsen die deutschen Fürsten ihres dahingehenden Gelöbnisses entband. Weiter berichtet er in c. 340 von der Doppelwahl Philipps von Schwaben und Ottos von Braunschweig, ohne aber in die Rechtslage einzugehen. Ebenso erzählt er c. 342 kurz die Bannung Philipps durch Innocenz III. und die Verleihung der Königswürde an Ottokar I. von Böhmen, in c. 347 die Königswahl Ottos IV. nach der Ermordung Philipps und seine Kaiserweihe durch den Papst, ebenso wie Otto das Land der Gräfin Mathilde an sich nimmt und deshalb vom Papste gebannt wird.

Diese Fülle von Mitteilungen rechtlichen Inhalts ist für den Verfasser ohne Zweifel bezeichnender als die einzelne von ihm gebrauchte Wendung und ihr Zusammen treffen mit der Sprachweise des Sachsen spiegels, auf die Zeumer Gewicht legt. Denn nicht immer ist diese ausschlaggebend. Von Kaiser- oder Königsweihe z. B. sprechen nicht nur die Fassung C, sondern auch die Fortsetzungen der Chronik, die unmöglich dem Verfasser der A-Fassung angehören können. So weiß die sächsische Fortsetzung c. 4¹ von der Königsweihe Rudolfs von Habsburg. Erst später wird neben der Weihe die Krönung erwähnt, wie bei der Kaiserkrönung Heinrichs VII. in der ersten bayrischen Fortsetzung c. 23² oder der Königskrönung Ludwigs des Bayern c. 27.³ Doch noch die zweite bayrische Fortsetzung spricht von der Weihe allein bei der Kaiserkrönung Ludwigs des Bayern c. 3.⁴ ja noch im 15. Jahrhundert ist von der Kaiserweihe die Rede.⁵ Das hängt mit dem Sprachgebrauch auch der lateinischen Quellen zusammen, die mit Vorliebe von der *unctio* und *consecratio* sprechen.⁶ was sich aus der Bedeutung der

¹ MM. Deutsch. Chr. 2, 286.

² A. a. O. 333.

³ A. a. O. 335.

⁴ A. a. O. 338.

⁵ Vierte bayrische Fortsetzung c. 12, A. a. O. 360, und c. 18 und 19, A. a. O. 363.

⁶ Nur einige Beispiele: Bruno, De bello Saxonico, SS. RR. Germ. c. 91, 92, 131; Friedrich I. an Papst Eugen 1152 März. MM. CC. 1, 137: nos per sacratissimas manus des Erzbischofs Arnold et venerabilium

Salbung als eines sakramentalen Aktes, ja nach älterer Anschauung eines Sakramentes ergab.¹ Ebensowenig wäre auf den Sprachgebrauch des Sachsenspiegels zu geben, wonach die geistlichen Kurfürsten als Bischöfe bezeichnet werden.² Denn auch dieser findet sich in anderen Quellen, wie in der thüringischen Fortsetzung der Weltchronik. Derartige Wendungen entsprachen gewiß dem Volksgebrauch und sind vom Verfasser des Sachsenspiegels nicht erfunden worden. Andere mögen aus dem Rechtsbuch ins Volk gedungen sein.

Wenn der Verfasser der Chronik Eike von Repgow ist, so wird die Frage von besonderer Wichtigkeit sein, ob er Kenntnisse des römischen und kanonischen Rechtes verrät, ob also an eine juristische Vorbildung des-

episcoporum manus oleo sanctificationis regaliter unxerunt et in solio regni cum benedictione solempni collocaverunt. Ebenso nach 1, 138, wo nur nebenbei von der impositio diadematis die Rede ist. Noch Dante nennt in epistola VII Heinrich VII. in regem sacratu, Opere minori Firenze Barbera 1893, 3, 470. Chronica regia Coloniensis, SS. RR. Germ. 37: Heinricus IV. . . unctus est in regem; 39 zu 1089 Chunradus . . . ungitur in regem; 63 zu 1125 König Lothar III. una cum domina Richenza coniuge sua consecratur; 81 zu 1144 Hie (Heinrich) postea unctus est in regem; 87 zu 1149 König Konrad läßt seinen Sohn Heinrich ungi fecit in regem; 89 zu 1152 Friedrich I. unctus est in regem; 94 (1157) Kaiser Friedrich I. erklärt regalem consecrationem Coloniensi episcopo . . . attribuiamus; 120 zu 1169 Heinrich VI. unctus est in regem; 164 zu 1198 Otto IV. consecratur in Aachen; 169 zu 1109 Otto IV. erklärt, daß er legitime in regem consecratus est; 174 zu 1204 Philipp in regem consecratur; 193 zu 1215 Friedrich II. in regem consecratus est. Contin. III 201 zu 1203 der König von Böhmen consecrante eundem in regem der päpstliche Legat usw. Otto von Sanct Blasien, Chronica SS. RR. Germ. 71, c. 45, Heinrich VI. designiert seinen Sohn, damit er vom Erzbischof von Köln in regem inungeretur; 74 c. 46 Otto IV. in regem unctus est. Otto Frising. Gesta Friderici 2. c. 32, Friedrich I. cum benedictione debita imperii coronam accepit. Jans Enikel, Fürstenbuch V. 1615, MM. Deutsch. Chron. 3, II, 629 Königin Margarethe wart gewiht ze Rome. Nibelungenlied Avent. 5, Strophe 595, Gunther, Brünhilde und Siegfried ziehen ins Münster, wo Krone und Kleider bereit sind: *Dâ wurde si gewiht* usw.

¹ Kern, Gottesgnadentum und Widerstandsrecht 73, 299 f.; Hugelmann, Zeitschr. d. Sav., kan. 9, 2 f.; Kern, Rex et Sacerdos in bildlicher Darstellung, Festschrift für Dietrich Schäfer.

² Landr. 3, 52, § 1; 3, 57, § 2; Lehenr. 4, § 2; MM. Deutsch. Chron. 2, 293, 300, 305 usw.

selben zu denken ist? An je einer Stelle nur werden die Quellen des kanonischen und römischen Rechtes herangezogen, aber die Art, wie dies geschieht, dürfte genügen, um die Frage zu beantworten. Wegen der Konstantinischen Schenkung verweist der Verfasser den wißbegierigen Leser in c. 78 auf die *Decreta*. Gemeint ist, wie schon der Herausgeber Weiland bemerkt hat, das *Decretum Gratiani* Dist. 96, c. 14, das in dieser *Palca* das *Constitutum* um den erzählenden Teil verkürzt wiedergibt. Beachtenswert ist die Bezeichnung der Quelle als in *decretis*. Denn als *decreta*, und nicht, wie später als *decretum*, ist in der Tat im 12. Jahrhundert die Sammlung Gratians bezeichnet worden, wenn nicht der volle Titel *Concordia discordantium canonum* gebraucht wurde.¹ Doch kann dem Verfasser der Hinweis auf das Dekret durch einen Dritten zugekommen sein. Jedenfalls hat er es, obwohl es ihm eine Menge geschichtlicher Nachrichten geboten hätte, nicht weiter benützt. Eine tiefere Kenntnis dieser Quelle hat ihm offenbar gefehlt.

Später dann, in c. 356, berichtet er von der *Beschränkung des Ehehindernisses der Verwandtschaft* durch das *Lateranense IV*. Dabei verfällt er in einen merkwürdigen Irrtum über die Tragweite der Neuerung. Indem er offenbar von der deutschen Sippenzählung ausgeht, wie sie im *Sachsenspiegel* vorgetragen wird, erzählt er: *Der werden verleget twe sibbe, dat man in der viften wol bruden mot, als men êr dede in der seveden*. Da der siebente Grad seiner Zählung dem achten kanonischen entsprach, so war es richtig, daß das Hindernis den fünften und sechsten Grad sächsischer Zählung nicht mehr umfaßte. Der Chronist aber übersah, daß der fünfte Grad kanonischer Zählung schon dem vierten sächsischer entsprach, und so kam er zum Schluß, daß der Papst zwei Grade freigegeben habe und nicht wie in Wahrheit drei. Ganz in denselben Fehler verfällt der Verfasser des Zusatzes zu *Ssp. Ld. 1, 3, § 3*, den man nach dem Vorgange *Fickers* mit aller Wahrscheinlichkeit Eike zuschreibt. Auch er bemerkt nicht, daß der fünfte Grad kanonischer Zählung nicht mit dem fünften nach sächsischer über-

¹ Thamer, *Summa Rolandi*, Einl. XXV; Schulte, *Geschichte der Quellen und Literatur des canonischen Rechtes* 1, 48.

einstimmt. Der Verfasser des Deutschenspiegels schreibt in Ld. 6 den Ssp. aus. Erst der Verfasser des Schwabenspiegels lehnt mit großer Entschiedenheit die sächsische, zurückbleibende Zählung als die Meinung ungelehrter Leute ab und versteht damit auch die Reform des Lateranense IV. in ihrem rechten Sinn. Es ist kaum anzunehmen, daß jemand, der ernstliche Studien im kanonischen Rechte gemacht hatte, daß ein Schüler des Johannes z. m. Ecke über eine so einfache und grundlegende Sache wie die Zählung der Verwandtschaftsgrade nicht unterrichtet gewesen sein sollte. Zugleich aber liegt in dem Eifer, den der Verfasser des Schsp. in der Bekämpfung der irrigen Meinung entwickelt,¹ der sicherste Gegenbeweis gegen die Annahme Rockingers,² daß der Verfasser des Dsp. und Schsp. dieselbe Person gewesen sei. Jeder, der es ehrlich mit der Wahrheit meint, wird eine Ansicht, von deren Irrigkeit er sich überzeugt, zurücknehmen, aber er wird bei diesem Anlasse keine scharfen Angriffe gegen seine ältere Meinung zum Besten geben, sich z. B. einen ungelehrten Mann nennen.

Vom römischen Recht hat der Verfasser der Chronik gleichfalls nur sehr geringe Kenntnisse. Er weiß, daß Kaiser Justinian wegen seiner gesetzgeberischen Tätigkeit von *des rehtes herren*, d. i. von den Juristen (*domini doctores*) am höchsten geschätzt wird. Wenn er aber erzählt, daß seine Sammlung der *lois* Instituta heiße, so zeigt dies doch, daß er die römischen Rechtsquellen nur sehr von ferne kannte. Er mag einzelne populäre Darstellungen der fremden Rechte, wie sie damals schon im Umlauf waren, in der Hand gehabt oder Winke von befreundeter Seite erhalten haben, einen systematischen Rechtsunterricht hat er nicht genossen.

¹ *Daz widerstritent ungelerte liute, und müz ez doch war sin vor den rehten maistern und swer och sippe zal anders raiten wil wan a's hie stet der ist verirret* (Lass. Id. A 3).

² Die handschriftliche Grundlage der Ausgabe des kaiserlichen Land- und Lehenrechtes, Abhandl. d. bayr. Akad. d. Wissenschaften, philos., philol. und hist. Kl. XXVI, 5, 55 f. n.

Fassen wir zusammen, so ergibt sich als Bild des Verfassers der Weltchronik ein sächsischer Edelmann, des Lateins kundig, von aufgewecktem Sinn, von stark polemischer Ader,¹ von regem Interesse für kirchliche, aber auch technische Vorkommnisse, ebenso für Tatsachen von rechtlicher Bedeutung, von gut kaiserlichem und noch mehr von sächsischem Stammesgefühl ohne tiefergehende theologische und kanonistische Bildung, daher wohl ein Laie, der für des Lateins unkundige Laien, Frauen und Ritter geschrieben hat.

So spricht nichts gegen, sehr viel, wie z. B. gerade auch die Eike von Repgow auszeichnende, stark polemische Färbung, für die Annahme, daß Eike der Verfasser der Weltchronik gewesen sei. Doch darf man nicht mit Zeumer daraus schließen, daß Eike ein Gelehrter gewesen sei und eine tiefere gelehrte Bildung besessen habe.

¹ Vgl. z. B. seine gröblichen Äußerungen gegen *dumme lude* in c. 162, die nicht seiner Ansicht sind.

III.

Der Sachsenspiegel und die Zeitgeschichte.

Stets wird sich die Zeitgeschichte im Rechte spiegeln. Denn das Recht muß sich den wechselnden menschlichen Verhältnissen anbequemen. Neue Ereignisse werden oft eine Änderung auch des Rechtes nach sich ziehen. Ist das schon beim Gesetz der Fall, das eine einzelne oder eine Mehrheit menschlicher Beziehungen regeln will, so nicht minder beim Gewohnheitsrecht. Das Gesetz wird vielleicht auf seine Veranlassung hinweisen; wer Gewohnheitsrecht aufzeichnet, wird weniger in die Lage kommen, den Anlaß der Rechtsbildung aufzudecken. Aber ganz kann er davon nicht absehen. Vor allem aber wird er jene Rechtssätze aufzeichnen und betonen, die ihm unter den bestehenden Zeitverhältnissen besonders bedeutungsvoll scheinen oder seine Aufmerksamkeit im größeren Maße gefesselt haben. Dann werden sich in der mitgeteilten Ausprägung der Rechtssätze, besonders wenn sie im raschen Wandel begriffen sind, die Zeitereignisse abfärben. Das Spiegelbild zu deuten ist eine schwierige und nicht immer mit Sicherheit zu lösende Aufgabe. Und doch muß sie unternommen werden, sollen die Rechtssätze in ihrer wahren und vollen Bedeutung erkannt werden.

Das gilt auch für die sogenannten Rechtsbücher des Mittelalters. Die Rechtsbücher wollen, wie bekannt, das in einem bestimmten örtlichen oder gesellschaftlichen Kreise geltende Recht darstellen; daß sie nicht vom Gesetzgeber ausgehen, sondern von nichtamtlicher Seite, unterscheidet sie von den Gesetzbüchern. Die wenigsten Erzeugnisse dieser Art tragen eine Angabe ihrer Entstehungszeit. Daher hat man aus ihrer Stellung zu den Zeitereignissen, aus deren Berücksichtigung oder Nichtberücksichtigung Schlüsse auf diese gezogen.

Das ist auch für den Sachsenspiegel geschehen. Als erster hat dies Hermann Conring getan und im großen und

ganzen ist die Forschung seither nicht viel über ihn hinausgekommen. In seinem Buche *De origine iuris Germanici*¹ versetzt er den Ssp. in die ersten drei Jahrzehnte des 13. Jahrhunderts. Die im Ssp. berücksichtigte Verleihung der Königswürde an Ottokar I. von Böhmen (1198), die im Text der *Vulgata* des Rechtsbuches erwähnte Einschränkung des Ehehindernisses der Verwandtschaft durch das IV. Laterankonzil (1215) und das Fehlen des im Jahre 1235 zum Herzogtum erhobenen Braunschweig unter den sächsischen Fahnlehen gaben den Anhalt. Conring folgte der Begründer der deutschen Rechtsgeschichte Karl Friedrich Eichhorn,² nur daß er, der Glosse entsprechend, nicht über das Jahr 1218 herabgehen wollte, weil er den Grund der Nichterwähnung Braunschweigs darin sucht, daß es Otto IV. als Kaiser in seiner Hand gehabt hat. So müßte das Rechtsbuch vor dem Tode des Kaisers entstanden sein. Aber dabei ist übersehen, daß Braunschweig-Lüneburg Allod gewesen und erst 1235 Lehen geworden ist.³ Auch den Ansatz von 1215 bezweifelt Eichhorn, da die Stelle sich nach der Quedlinburger Handschrift als Einschub darstellt. Für ein höheres Alter des Rechtsbuches wollte sich Ernst Theodor Gaupp erklären. Er findet, daß die Ssp. Ld. 1, 3, § 3. Schlußsatz, vorausgehenden Sätze vor 1215 verfaßt sein müßten, und ist überhaupt geneigt, den Ssp. in die ersten Jahre des 13. oder die letzten des 12. Jahrhunderts zu setzen.⁴

In der Mitte des vergangenen Jahrhunderts hat Julius Ficker in seiner berühmten Schrift: *Über die Entstehungszeit des Sachsenspiegels und die Ableitung des Schwabenspie-*

¹ 3. Ausgabe, Helmstädt 1665, S. 182.

² Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte³ 2, 231 f.

³ MM. Const. 2, 197. Danach ist Lüneburg Eigen des Otto von Lüneburg; Braunschweig gehörte zur Hälfte dem Herzog von Bayern, zur Hälfte dem Markgrafen von Baden als Aussteuer ihrer Ehefrauen, der Töchter des Pfalzgrafen Heinrich V., des Bruders Ottos IV. Beide Hälften kaufte Kaiser Friedrich II. und verlieh sie als Lehen dem neuen Herzog Otto von Braunschweig. Vorher muß es Eigen des Pfalzgrafen gewesen sein.

⁴ Germanistische Abhandlungen 69 n. 1, 84, dagegen mehr zweifelnd 85. Über die Ansichten von Weiske und Schaumann bei Otto Stobbe, *Gesch. d. deutschen Rechtsquellen* 1, 308.

gels aus dem deutschen Spiegel, Innsbruck 1859,¹ als Abfassungszeit des Sachsenspiegels in einer kritisch wahrhaft mustergültigen Weise die Jahre 1224—1232 bestimmt, aber zugleich anerkannt, daß manche Sätze des Rechtsbuches auf frühere Zeit deuten und älteren Aufzeichnungen entnommen sein dürften. Das Jahr 1224 gewann er bekanntlich aus der dem Rechtsbuch bekannten Strafe des Feuertodes für Ketzerei, eine Strafe, die in diesem Jahre Kaiser Friedrich II. in einer Verordnung an den Erzbischof von Magdeburg als kaiserlichen Legaten in der Lombardei und Grafen der Romagna verhängt hat. Andere Gründe veranlaßten Ficker, den Ssp. um 1230, jedenfalls vor 1232 zu setzen.

Der Ansatz Fickers fand fast allgemeine Billigung und die von Ficker bekämpften, gänzlich verfehlten Ansichten von Alexander von Daniels sind der verdienten Vergessenheit verfallen. Insbesondere schlossen sich der Herausgeber des Ssp., Karl Georg Heymer,² und der fleißige Bearbeiter der Geschichte der deutschen Rechtsquellen, Otto Stobbe,³ der Ansicht Fickers an. Lange blieb diese die herrschende und kehrte in den gangbaren Lehrbüchern der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte wieder. Auch Heinrich Zoepfl, der Verfasser des bedeutendsten Erzeugnisses aus dieser Reihe, entschied sich unabhängig von Ficker für das dritte oder vierte Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts.⁴ Noch in den letzten Jahren haben Heinrich Brunner und Ernst Heimann das dritte Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts als wahrscheinliche Zeit der Abfassung des Ssp., jedenfalls aber die Jahre zwischen 1220 und 1235 angenommen,⁵ Hans Fehr läßt das Rechtsbuch um 1230 entstanden sein⁶ und Eugen Rosenstock weist jeden Zweifel an dem Ansätze Fickers 1224—1235 mit Schärfe zurück.⁷

¹ S. 13 b, wie schon vorher in den Sitz-Ber. der phil.-hist. Kl. der Wiener Akad. 23, 276, wo als Endpunkt 1235 angenommen wird.

² Des Sachsenspiegels erster Teil oder das sächsische Landrecht ³ 10.

³ 1, 310 f.

⁴ Deutsche Rechtsgeschichte 1 ⁴, 142 f.

⁵ Grundzüge der deutschen Rechtsgeschichte ⁷ 109.

⁶ Deutsche Rechtsgeschichte (Grundrisse der Rechtswissenschaft 10) 181.

⁷ Ostfalens Rechtsliteratur 115.

Demgegenüber hat Ferdinand Frensdorff¹ nachgewiesen, daß das Jahr 1224 nicht in Betracht kommen könne. Die Verordnung Friedrichs II. wegen des Feuertodes war nur für die Lombardei bestimmt, hat übrigens für Italien nichts Neues gebracht, wie das Schicksal des Arnold von Brescia zeigt, wenn auch hier nach wie vor die Ächtung die regelmäßige Strafe der Ketzerei gewesen ist, denn die Verordnung Friedrichs II. hat sich nicht allgemein durchgesetzt. Man darf auch nicht glauben, daß sie durch den Erzbischof von Magdeburg nach Deutschland gebracht worden sei. Es findet sich auf deutschem Boden keine Abschrift davon, vielmehr ist sie nur in Italien handschriftlich überliefert.² Der Feuertod ist in diesem Zusammenhange schon längst in Deutschland gewohnheitsmäßig zur Anwendung gebracht worden³ und Eike hat sich lediglich an diese Gewohnheit gehalten. Ficker ist in einer jüngeren Arbeit derselben Frage nachgegangen. Er hat die Ansichten von Frensdorff bestätigt und noch weiter begründet und namentlich auch seine ältere Folgerung für die Entstehungszeit des Sachsenspiegels zurückgenommen.⁴ Aber es war das Los dieser nicht minder bedeutenden Arbeit, zu meist übersehen zu werden.

Nur Richard Schröder hat diesen Ergebnissen Rechnung getragen.⁵ Er setzt das Rechtsbuch zwischen 1215 und 1235. Das Jahr 1215 gewinnt er daraus, daß Eike in der gereimten Vorrede seines Werkes den Grafen Hoyer von Falkenstein als *herr* anspricht. Da nun Eike um 1215 nach den

¹ Das Alter niederdeutscher Rechtsdenkmäler, Hansische Geschichtsblätter 1876, 106 f., und Nachrichten der k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen 1894, 60.

² Vgl. die Bemerkungen zu MM. Const. 2, 100, S. 126.

³ Der Nachweis in den Arbeiten von Frensdorff und in der in n. 4 genannten Abhandlung Fickers. Vgl. auch Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands 4, 853 f. Dasselbe war in Frankreich der Fall; vgl. Chronica regia Coloniensis, SS. RR. Germ. 122 zu 1172.

⁴ Die gesetzliche Einführung der Todesstrafe für Ketzerei, Mitt. d. Inst. österr. Gesch. 1, 179 f.

⁵ Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte, fortgeführt von Eberhardt Freiherrn von Künßberg⁶, 721. An Schröder schließt sich Claudius von Schwerin an, Einführung in das Studium der germanischen Rechtsgeschichte 84 f.

Forschungen Zallingers Dienstmann geworden ist, so sei zu vermuten, daß er als Ministeriale des Grafen Hoyer diesen als seinen Dienstherrn bezeichnet habe. Aber die Vorrede gehört nicht zu den ältesten Bestandteilen der Ssp. Denn ihr ging die lateinische Fassung des Rechtsbuches voraus.¹ Und Eike nennt ihn nicht seinen Herrn, er gibt ihm nur den Titel, der Angehörigen hochedler Geschlechter gebührt und allgemein von Adeligen gebräuchlich war. Es sei nur verwiesen auf die Verse Walthers:

*Mir hât her Gêrhart Atze
ein pferd erschossen z Isenache.²*

oder auf Wolfram:

*Her Hartman von Ouwe,³
her Walther,⁴ her Heinrich von Veldecke.⁵*

So kann dieser Titel nichts entscheiden. Ja, wenn nach Zallingers Annahme der Stand der Schöffenbarfreien eine Erfindung Eikes sein soll, um seinen Eintritt in die Unfreiheit der Dienstmannen zu verdecken, würde durch die Annahme früherer Entstehung des Rechtsbuches Eike der Vorwurf der Verfälschung oder wenigstens der Färbung des Rechtes zum eigenen Besten erspart bleiben.

Einen anderen Anhaltspunkt machte E d u a r d E i c h m a n n geltend.⁶ In seinen Forschungen über die Beziehungen von Kirchenbann und Acht stieß er auf den Satz Eikes in Ssp. Ld. 3, 63, § 2: *ban scadet der sele unde ne nîmt doch niemanne den lif, noch ne krenket niemanne an lantrechte noch an lenrechte, dar ne volge des koninges achte nu.* Es sollte

¹ Zeumer hat in seinem Aufsatz: Über den verlorenen lateinischen Urtext des Sachsenspiegels, Festschrift für Otto Gierke 455 f. gegen Philippi, Mitt. Inst. österr. Gesch. 30, 401 f. die ältere Ansicht wieder zu Ehren gebracht.

² Herausg. von Paul 72, V. 1 f., S. 112.

³ Herausg. von Leitzmann, Altdeutsche Textbibliothek 1, 3, 154, V. 24.

⁴ A. a. O. 6, 297, V. 24. Dabei waren Hartmann und Walther und Heinrich von Veldecke nicht einmal Hochedle.

⁵ A. a. O. 6, 292, V. 18.

⁶ Acht und Bann im Reichsrecht des Mittelalters, Görres-Gesellschaft, Sekst. für Rechts- und Sozialwissenschaft 6, 81, 132.

demnach die kirchliche Exkommunikation keine weltlichen Folgen haben, wenn nicht des Königs Ächtung nachfolgt. Der Satz ist, wie Eichmann dartut, einer kanonistischen Schrift entnommen und schon vom Magister Rolandus geprägt worden. Nach Lehenrecht 12, § 2 dagegen darf ein Gebannter gleich einem Ächter weder Kläger noch Vorsprecher sein. Eichmann hat gemeint, die Stelle im Landrecht müsse vor 1220, das Lehenrecht aber nach 1220 verfaßt sein. Denn in der *Confoederatio cum principibus ecclesiasticis* hatte Friedrich II. angeordnet, daß Exkommunizierte nicht Kläger sein, ein Urteil fällen und Zeugenschaft ablegen sollen und das schon von dem Augenblick an, wo dem Kaiser die Exkommunikation kund wird.¹ Das ältere Recht hatte wie Ssp. Ld. 3, 63, § 2 dieselbe Wirkung erst an die auf die Exkommunikation folgende Acht geknüpft.² Doch ist die *Confoederatio* ein Freibrief für die geistlichen Fürsten gewesen und ist als solcher den einzelnen geistlichen Fürsten, wie die Überlieferung beweist, zugestellt worden. Es mag ja länger gewährt haben, bis die Sätze des Freibriefes allgemein bekannt und beobachtet worden sind. Der Verfasser dieser Zeilen hat an anderer Stelle darauf hingewiesen, wie selbst die päpstlichen Gesetzbücher nur langsam Verbreitung und Beobachtung gefunden haben.³ So wäre es immerhin denkbar, daß das Ld. erst nach 1220 entstanden ist.⁴ Sicher aber wird man mit Eichmann im Ln. 12, § 2. Einfluß der *Confoederatio* annehmen und das Ln. nach 1220 setzen müssen. Eichmann schließt sich auch Karl Gottfried Hugelmann an.⁵ Eichmann hat dann später wegen der Äußerung des Ssp. über die Fälle, in denen der Kaiser exkommuniziert

¹ MM. Const. 2, 73, c. 6.

² *Chronicon S. Michaelis Luneburgensis* MM. SS. 23, 396 vom Frieden von Venedig 1177. *Constit. contra incendiarios* MM. Const. 1, 318, c. 7; Philipp 1203 MM. Const. 2, 8, c. 9.

³ *Acta Tirolensia* 2, 296, wo eine Ehe 1236 Mai 17 vom Bischof von Trient wegen Verwandtschaft im vierten und fünften Grade für ungültig erklärt wird, obwohl nach dem Gesetzbuch Gregors IX. von 1234 solche Ehen als gültig anzusehen waren.

⁴ So auch Karl Gottfried Hugelmann die Wahl Konrads IV. zu Wien im Jahre 1237, 74 n. 1.

⁵ A. u. O.

werden kann (Ld. 3, 57, § 1)), seine Entstehung in die Jahre 1211 bis 1220 versetzt.¹

Ein weiterer Anhaltspunkt würde sich ergeben, wenn, wie Eugen Rosenstock²) vermutet und Hugelmann im Einzelnen auszuführen sich bemüht hat,³ Eike ein Schüler des Kanonisten Johannes Zem Eke (Teutonicus) gewesen wäre und im Sachsenspiegel sich der Einfluß der Lehrmeinungen des Johannes nachweisen ließe. Wir sind über den Lebenslauf des Verfassers der *Glossa ordinaria* zum Gratianischen Dekret nur für die späteren Jahre seines Lebens genauer unterrichtet. Wir kennen seine Herkunft und die Zeit seiner Geburt nicht. Aus dem Namen können wir erschließen, daß er bürgerlicher oder häuerlicher Herkunft war. Jedenfalls ist er einer der ersten deutschen Jünglinge gewesen, die in Frankreich oder Italien eine hohe Schule bezogen haben. Er teilte darin wohl das Schicksal des Erzbischofs Ludolf von Magdeburg und seines Nachfolgers Albert. Wie Ludolf, obwohl Bauer von Geburt, die Domschule von Halberstadt besucht und dann zwanzig Jahre an der Universität Paris als Genosse des berühmten Erzbischofs Thomas Becket von Canterbury zugebracht hat und wie nachher Ludolfs Nachfolger als Erzbischof Albert in Paris und Bologna studiert hatte,⁴ um dann in der Heimat eine Domherrnpründe zu erlangen und zuletzt den erzbischöflichen Stuhl zu besteigen, so wird sich auch die Laufbahn des Johannes Zem Eke gestalten haben. Ob er ein Sachse war, möchte bei der Seltenheit des Namens Johannes in diesen Gegenden füglich zu bezweifeln sein. Denn die Verehrung des Täufers Johannes und damit auch die Zuwendung des später so geläufigen Vornamens Hans war damals in weiten Strecken Deutschlands gerade im Beginnen. Wir wissen auch nicht, wessen Schüler Johannes im kanonischen Rechte gewesen ist. Denn er nennt nur gelegentlich den Romanisten Azo als seinen Lehrer.⁵ Das éine ist überliefert und wohl schon durch seine

¹ Zeitschr. Sav. St. Rechtsg. kan. 1, 175.

² Ostfalens Rechtslit. 118.

³ Zeitschr. Sav. St. Rechtsg. kan. 9, 45.

⁴ Magdeburger Schöffenchronik, Chroniken der deutschen Städte 7, I, 122, 129.

⁵ Schulte, Geschichte der Quellen und Literatur des canonischen Rechtes 1, 172.

literarische Tätigkeit gegeben, daß er außerhalb Deutschlands gelehrt und seine Hauptwerke geschrieben hat. In Deutschland wäre ihm das in seinen Werken verarbeitete Schrifttum, vor allem die Sammlungen der Glossen seiner Vorgänger, gar nicht zugänglich gewesen. So wird es richtig sein, was die Italiener erzählen, daß er in Bologna als Kanonist gelehrt hat.¹ Im Jahre 1212 taucht er als Domherr in Halberstadt auf.² Es ist undenkbar, daß er viel früher diese Würde erhalten hat. Denn in den Urkundenbüchern des Hochstiftes und der Stadt Halberstadt und der benachbarten Städte und Klöster sind die Mitglieder des Domkapitels zu häufig genannt, als daß eines von ihnen längere Zeit im Verborgenen bleiben könnte. Vom Jahre 1212 an läßt sich denn auch die Laufbahn des Johannes in aller Deutlichkeit verfolgen.³ Wir treffen ihn 1214 und 1215 ebendort.⁴ Dann verschwindet er für einige Jahre wieder: wahrscheinlich hat er Halberstadt verlassen, um vielleicht in Bologna weiter zu lehren und wissenschaftlich zu arbeiten. Im Jahre 1220 erscheint er wieder, diesmal als scolasticus.⁵ Von nun an hat er sich von Halberstadt für längere Dauer nicht mehr entfernt. Denn jährlich wird er, meistens sogar mehrmals, in Halberstädter Urkunden erwähnt. 1223 wird er Kämmerer,⁶ noch in demselben Jahre Propst des Kapitels Unserer lieben Frau,⁷ 1230 ist er wieder scolasticus,⁸ 1235⁹ ist er Domdekan, 1241 Dompropst.¹⁰ Am 25. April des Jahres 1245 ist er gestorben.¹¹ Vergleichen wir damit die urkundlich fest-

¹ Schulte a. a. O.

² Schmidt, U. B. der Stadt Halberstadt, Geschichtsquellen der Provinz Sachsen 7, n. 17.

³ Die Nachrichten über Johannes sind zusammengestellt von Johann Friedrich Schulte, Zeitschr. f. Kirchenrecht 16, 107 f. Zum Schlusse des Aufsatzes 128 f. ein Verzeichnis der Urkunden, in denen er genannt ist, nach Angaben des verlässlichen sächsischen Geschichtsforschers August Schmidt.

⁴ Schmidt, U. B. Hochst. Halberstadt 1, Publ. der preuß. Staatsarchive 17, 477, 480. U. B. Stadt Halberstadt 19.

⁵ U. B. Hochst. Halberstadt 516, 517.

⁶ A. a. O. 559.

⁷ U. B. Stadt Halberstadt 21.

⁸ U. B. Hochst. Halberstadt 612.

⁹ A. a. O. 643.

¹⁰ A. a. O. 688.

¹¹ A. a. O. 748 nach der Notiz einer Handschrift der Gymnasialbibliothek zu Halberstadt. Diese Tatsache hätte Friedberg in der Zeitschr. für

stehenden Lebensumstände Eikes, so treffen wir diesen bereits 1209 in seinem Heimatsgau als Schöffen tätig, und zwar nicht etwa als letzten der Zeugen.¹ Er muß also damals schon eine angesehene Persönlichkeit gewesen sein, hat zum mindesten schon seine Jahre erreicht. Im Jahre 1215 taucht er wieder in einer Schenkung des Grafen Heinrich von Anhalt unter den *nobiles* als Zeuge auf.² Dann neuerdings 1218, 1219 und 1224, und zwar an den Höfen des Markgrafen von Meißen, des Landgrafen von Thüringen und des Grafen von Anhalt und zuletzt 1233 in der Umgebung der Markgrafen von Brandenburg. Hat er also zu Ende des zweiten Jahrzehnts des 13. Jahrhunderts und zu Beginn des dritten außerhalb seines Heimatsgaues an

Kirchenrecht 17, 405 n. 24, nicht in Frage stellen sollen. Es ist nicht nur unmöglich, daß ein Domherr dreißig Jahre lang im Verborgenen lebt, bei der Rolle, die das Domkapitel namentlich als zustimmungsberechtigte Stelle in der Verwaltung der Diözese führt. Man müßte denn annehmen, daß Johannes auf seine Pfründe verzichtet und später wieder eine andere Domherrenstelle erhalten hat. Zum Überfluß wird aber Johannes ausdrücklich als verstorben (*piae oder felices memoriae*) bezeichnet in U. B. Höchst. Halberstadt 773 von 1246, 797 von 1248, 1355 von 1280. Es handelt sich in diesen Urkunden um die Schenkung eines Baugrundes durch Johannes an das Marienstift. Es muß daher die Erzählung der Magdeburger Schöffenchronik von dem Protest des Johannes gegen den vom Papst Gregor X. auferlegten Zehnten und seiner Exkommunikation durch den Papst auf Irrtum oder Verwechslung beruhen. Die von Friedberg aus späterer Zeit angeführten Halberstädter Domherren, wie der magister Johannes und der magister Johannes notarius, Chorherr von Unserer lieben Frau, sind daher andere. Jener heißt Stopeleke (U. B. Höchst. Halberstadt 1022, 1261 Jänner 28). Sie sind auch vermutlich eine und dieselbe Person gewesen. Das Tagesdatum des Todes des Johannes Teutonicus dürfte richtig sein; die Urkunde von 1245 April 28, in der er noch als Zeuge erscheint (a. a. O. 773), wird, wie schon der Herausgeber bemerkt hat, den Zeitpunkt der Auffertigung und nicht den der Handlung, also der Zustimmung des Domkapitels zur Verfügung des Bischofs wiedergeben. — Auf Johannes Zem Ecke geht wohl die Erzählung des *Chronicon Montis Sereni* MM. SS. 23, 224 von dem Johannes iuris peritus, der als Kommissär des Bischofs von Merseburg mit dem Scolasticus Ernst und dem Dompropst Heinrich von Merseburg bei einer Untersuchung im Kloster Lauterberg tätig war.

¹ Codex diplomaticus Anhaltinus 1, 779. Vgl. die Zusammenstellung bei Zallinger, Schöffentbareie 203 f.

² A. a. O. 2, 14.

den Höfen benachbarter Fürsten verkehrt, so muß er damals schon ein angesehener Mann gewesen sein. Es bleibt somit keine Zeit für eine Lehre bei Johannes Teutonicus, wenn wir nicht annehmen wollen, daß ein bloß freundschaftlicher Verkehr zwischen den beiden Männern stattgefunden hat. Die beiden waren Zeitgenossen, nicht aber standen sie im Verhältnis von Lehrer und Schüler. Eike wird auch vor dem Kanonisten gestorben sein, wenn wir nicht den romanhaften Vermutungen Zeumers Gehör schenken wollen. Auch inhaltlich liegt kein Anlaß vor, eine wissenschaftliche Abhängigkeit Eikes von Johannes anzunehmen. Denn der dafür geltend gemachte Anklang einzelner Rechtssätze ist so allgemeiner Natur, daß ein begründeter Schluß nicht daraus gezogen werden kann.¹

Die wissenschaftliche Arbeitsweise Eikes weicht gänzlich ab von der der Glossatoren. Keine Spur der scholastischen Methode, keine Begriffsbildungen und Unterscheidungen, kein Erwägen des Für und Wider, vielmehr stark ausgeprägte Meinungen und ein frischer Kampf gegen Ansichten, die dem Verfasser für irrig gelten. Sein Rechtsbuch verhält sich zu wissenschaftlichem Schrifttum wie ein Ritterroman zu einer philosophischen Darlegung. So reiht sich Eike den französischen Coutumiers an und es bleibt ein Ehrentitel Deutschlands, Jahrzehnte vor Beaumanoir ein so treffliches Rechtsbuch geschaffen zu haben. Wie die Coutumes ist auch der Sachsenspiegel von römisch-kanonischem Rechte nicht unbeeinflußt geblieben. Aber was Eike davon annimmt, bezieht er durchaus aus volkstümlichen Schriften. Zu Füßen eines Lehrers der fremden Rechte ist er nicht gesessen.

Nicht bloß für den zeitlichen Ansatz des Rechtsbuches ist die Beachtung der Zeitverhältnisse von Bedeutung, sondern auch für das Verständnis der mitgeteilten Rechtssätze. Denn ihre Fassung wird unwillkürlich von den Zeiter eignissen beeinflusst werden. Wie diese sich in der Seele des Verfassers spiegelten, so werden sie sich in seinen Äußerungen abfärben. Manches wird den Nachfahren einer späteren Zeit dunkel blei-

¹ Dagegen auch Julius von Gierke, Zeitschr. Sav. St. R. G., germ. 34, 551.

ben, manches nicht die richtige Deutung finden, wenn die Umstände außer Acht bleiben, unter denen die Rechtsaufzeichnung entstanden ist. So allein kann der Versuchung entgangen werden, zu verallgemeinern oder gar die eigenen Ansichten dem Verfasser zu unterstellen.

Die Schwierigkeit liegt darin, daß der heutige Forscher, wenn er daraufhin den Sachsenspiegel überprüft, nicht wissen kann, was alles zur Kenntnis des Verfassers gekommen ist. Eike von Repgow war ein kleiner ostsächsischer Edle. Wir wissen nicht, ob er je einen königlichen Hoftag besucht hat. An den Reichsgeschäften hat er nie einen Anteil gehabt. Die Reichsverfassung darzustellen oder vielmehr die Rechtsstellung des Königs, wie es Eike wollte, war für einen Mann seines Standes kaum möglich. Denn bekanntlich beruhte die deutsche Reichsverfassung auf dem Herkommen und dieses wurde in den Sprüchen des königlichen Hofgerichtes ersichtlich und durch sie weitergebildet. Danach richtete sich der König und seine Kanzlei und auch die Fürsten, besonders diejenigen, denen, wie dem Erzbischof von Mainz oder dem Pfalzgrafen bei Rhein, eine ausgezeichnetere Stellung in der Reichsverfassung zukam. Geistliche Fürsten, die in die Lage kamen, öfter den Hof des Königs zu besuchen und am Hofgerichte teilzunehmen, etwa gar aus der königlichen Kanzlei hervorgegangen sind, waren am ehesten imstande, über das Reichsherkommen Auskunft zu geben. So finden sich z. B. bei Otto von Freising und seinem Fortsetzer und Kaplan Rahewin, früher bei Thietmar und Wipo, um nur einige aus der Zahl dieser Männer zu nennen, wertvolle Angaben dieser Art und haben sie wichtige Aktenstücke staatsrechtlichen Inhalts in ihre Werke aufgenommen. Der hochgelehrte Otto hat sogar den Verfassungszuständen der deutschen Nachbarländer, Frankreich, Italien und Ungarn, seine Aufmerksamkeit geschenkt. Ein anderer Geistlicher, der juristisch gebildete Propst Burchard von Ursperg, hat die *Constitutio contra incendiarios* in sein Werk aufgenommen,¹ damit sie nicht in Vergessenheit gerate. Und nächst den geistlichen Fürsten die Reichsdienstmannen: denn auch sie wurden in der Zeit der Staufer stark in den Reichs-

¹ *Chronica SS. RR. Germ.* 2, herausg. Holder-Egger und Simson 65 f.

geschäften verwendet. Ein einfacher Edle wie Eike war gar nicht in der Lage, aus eigenem Kenntnisse zu sammeln, die über das hinausgingen, was alle Welt wußte. Und das waren sicherlich nur die grundlegenden Rechtssätze. Im übrigen war Eike auf das angewiesen, was er von anderen erfuhr und vielleicht in älteren geschichtlichen und Rechtsaufzeichnungen vorfand.¹

Mehrfach hat man engere Beziehungen Eikes zu den benachbarten Kirchenfürsten von Magdeburg und Halberstadt angenommen.² Von diesen haben namentlich die ersten und unter ihnen im besonderen Maße Erzbischof Albert lebhaften Anteil am politischen Leben des Reiches genommen. Albert war zugleich juristisch gebildet, denn er hatte nach der Angabe der Magdeburger Schöffenchronik in Bologna studiert.³ Aber wir wissen nichts von einem Verkehr Eikes mit diesen Kirchenfürsten: er wird nie in ihrer Umgebung genannt, was bei der bedeutenden Zahl der uns noch erhaltenen Magdeburger und Halberstädter Bischofsurkunden immerhin beachtenswert ist. Der Graf Hoyer von Falkenstein, dem Eike nahestand, war ein angesehener Mann, ein tapferer Haudegen, von einem gesunden Blick für die Anforderungen des Lebens. Die Magdeburger Schöffenchronik⁴ weiß von ihm, daß er in der Zeit einer Hungersnot das Brauen dicken Bieres verboten und die Schenken (Krüge) hat sperren lassen, was unwillkürlich an die von uns erlebte Kriegswirtschaft erinnert. Aber im politischen Getriebe des Reiches spielte er keine Rolle. Weit mehr als von ihm, der dafür im Sachsenrechte besser Bescheid gewußt haben wird, konnte Eike über die Reichsverfassung an den Höfen der Fürsten erfahren, in deren Umgebung wir ihn finden, der Markgrafen von Meißen und Brandenburg und des Landgrafen von Thüringen, denn diese Fürsten waren stark ins Getriebe der Reichspolitik verflochten. Von diesen

¹ Auf die Benützung älterer Aufzeichnungen hat Julius Ficker hingewiesen in dem jüngst aus seinem Nachlaß veröffentlichten Bd. 2, II, 100, des Reichsfürstenstandes.

² Philipp Heck, Pflughafte und Graftschafsbauern in Ostfalen 26 f.

³ Chron. d. deutsch. Städte 7, I, 130.

⁴ Chron. d. deutsch. Städte 7, I, 143.

Höfen aus, wohl auch von dem gräflieh Anhaltischen, der mit dem sächsischen nahe verwandt war, wird Eike auch in seiner parteipolitischen Haltung beeinflußt worden sein. Sicherlich sind Ereignisse, die alle Welt bewegten, der Streit unter den beiden Thronanwärtern nach der Doppelwahl von 1198 und die Exkommunikation römischer Kaiser, an Eike nicht spurlos vorübergegangen. Doch nur ein geschichtliches Ereignis hat in Eikes Rechtsbuch ausdrücklich Erwähnung gefunden, das vierte Laterankonzil, und das nur in einem Nachtrage. Wir werden darauf zurückkommen.

Und doch ist Eikes Heimatsland in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts stark in die politischen Kämpfe der Zeit hineingezogen worden. Vermutlich hatte Eike schon in seiner Jugend jenes Ereignis miterlebt, das für die politische Weiterentwicklung Sachsens von der größten Bedeutung geworden ist, den Sturz Heinrichs des Löwen. Die weiteren Ereignisse, der letzte Streit Friedrichs I. mit der Kurie, die Erwerbung Siziliens durch Heinrich VI. und dessen Erbkaiserplan, berührten den Norden Deutschlands nur in geringem Maße. Der dritte Kreuzzug und der Tod des alten Rotbart fern im Osten haben sicher die Einbildungskraft auch der Sachsen erregt, von denen so manche an dem Zuge teilnahmen. Um so mehr haben die folgenden Ereignisse Sachsen mitten in den Strudel des Streites und gefährlicher Kriegsunruhen gestürzt. Der Ehrgeiz des Erzbischofs Adolf von Köln verursachte die Spaltung des Reiches, die unselige Doppelwahl von 1198.¹ Es war das erste Mal, daß einer der mächtigsten geistlichen Fürsten aus rein persönlichen Gründen, ohne daß ein kirchlicher Beweggrund im Spiele war, das Reich in blutige Spaltung riß und damit aller Welt kundtat, daß die noch heute gepriesene Politik der Ottonen, die Geistlichen zu weltlichen Herren zu machen und auf sie die Stellung des Königs zu stützen, Schiffbruch gelitten hatte, weil sie vom Anfang an verfehlt war. Nachdem Herzog Bernhard von Sachsen die

¹ Die von Mario Krammer, *Der Reichsgedanke des staufischen Hauses*, Gierkes *Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte* 95, und Bloch, *Die staufischen Kaiserwahlen und die Entstehung des Kurfürstentums*, dem Erzbischof unterstellten hochpolitischen Absichten sind nur eitel Schaum.

Krone abgelehnt hatte, hat die den Staufern feindliche Partei nochmals einen sächsischen Großen, Otto von Braunschweig, auf den Thron erhoben. Er war der Nefte des Königs Richard von England, der dritte Sohn Heinrichs des Löwen.¹ Seine Besitzungen lagen zum größten Teil in dem englischen Herrschaftsgebiete von Frankreich. Das englische Gold und die Beziehungen der Rheinländer zu England hatten für seine Wahl den Ausschlag gegeben. So fand Otto Anhang am Rhein und in Niederlothringen. In Sachsen hat seine Wahl die Fürsten, die von einer Wiederherstellung der welfischen Macht zu fürchten hatten, nur noch fester an die staufige Partei geknüpft. Sächsische Fürsten, der Erzbischof von Magdeburg voran und der Herzog Bernhard, hatten mit anderen Fürsten zu Mühlhausen am 8. März 1198 Philipp zum römischen Kaiser gewählt.² Sie, der Abt von Hersfeld und die Markgrafen von Meißen und Brandenburg wandten sich wegen der Anerkennung Philipps an Papst Innocenz III., im Einverständnis auch mit dem Erzbischof von Bremen und den Bischöfen von Werden, Halberstadt, Merseburg und Naumburg.³ Und später, im Jahre 1202, erscheinen auch die Bischöfe von Havelberg, Brandenburg und Meißen, der Landgraf von Thüringen, der im Jahre 1198 auf welfischer Seite gestanden hatte, sich aber im folgenden Jahre Philipp unterwerfen mußte.⁴ die Grafen von Orlamünde, Somerschenburg und Wettin auf Philipps Seite.⁵ Da auch die Bischöfe von Münster und Osnabrück zu Philipp hielten, so war er fast in ganz Sachsen und den sächsischen Marken mit Ausnahme der Braunschweigischen Stammlande anerkannt. Nur noch der Graf von Schwerin stand auf der Seite Ottos. Schon war es durch die Haltung des Landgrafen von Thüringen zu Kämpfen in Sachsen gekommen; der Landgraf belagerte Goslar, das Philipp entsetzte. Der Unterwerfung des Landgrafen war der glänzende Hoftag zu Magdeburg zu

¹ Eduard Winkelmann, Philipp von Schwaben und Otto von Braunschweig, Jahrbücher der deutschen Geschichte 1, 75.

² Winkelmann 69, 500; Böhmer-Ficker, Regesta imperii V 1, 15 a, b.

³ MM. Const. 2, 3 (1199 Mai 28).

⁴ Winkelmann 140, 145; Knochenhauser, Geschichte Thüringens zur Zeit des Landgrafenhauses 242, 244.

⁵ MM. Const. 2, 6.

Weihnachten 1199 gefolgt, den auch Walther von der Vogelweide besungen hat.¹ Doch bald fiel die feierliche Entscheidung des Papstes zwischen den beiden Thronanwärtern und der Papst gab ihr durch kirchliche Zensuren gegenüber den geistlichen Fürsten, die Philipp anhingen, Nachdruck. Den Protest der deutschen Fürsten wies er zurück. Im Reiche war die vom Erzbischof Konrad von Mainz versuchte Vermittlung gescheitert und der Erzbischof selber gestorben. Otto verband sich mit den nach deutschem Boden lüsternen Dänen. Unter dem Drucke dieses Bündnisses trat der Graf von Schaumburg auf Ottos Seite über und der Erzbischof von Bremen, die Hauptstütze Philipps an der unteren Elbe, geriet in Ottos Gefangenschaft.² In Philipps Reihen zeigte sich bald der Wankelmut und so trat ein Umschwung ein. Noch zu Beginn des Jahres 1202 hatte Philipp einen Hoftag zu Halle abgehalten.³ Aber nun fielen der königliche Kanzler, der Bischof Konrad von Würzburg, und König Ottokar von Böhmen von Philipp ab. Ihrem Beispiel folgte der wankelmütige Landgraf Hermann von Thüringen. Dagegen harreten der Erzbischof Ludolf von Magdeburg trotz aller geistlicher Zensuren, der Herzog von Sachsen und die Markgrafen von Meißen und Brandenburg bei Philipp aus. War Sachsen somit politisch zerrissen, so wurde es durch die Doppelwahl in Mainz erst recht in den Kampf hineingezogen. Denn die beiden Anwärter des Erzstuhles suchten sich im Besitze des thüringischen Eichfeldes mit Erfurt zu behaupten, von der anderen Seite ihn zu erringen. So wurden Thüringen und Sachsen Kriegsschauplatz. Philipp brach in Thüringen ein; Otto suchte die Verbindung mit Böhmen zu gewinnen, er eroberte Merseburg, wo er einen Hoftag hielt,⁴ und belagerte vergeblich Halle. Immerhin trat, wie es scheint, der Graf Heinrich von Anhalt auf Ottos Seite. Im folgenden Jahre wiederholte Philipp den Einbruch in Thüringen und vereitelte damit die Vereinigung seiner Feinde. Schmähhlich mußten sich die Böhmen nach Hause zurückziehen. Otto gelang es, die Stadt Goslar zu nehmen. Der

¹ Böhmer-Ficker V 1, 32 a.

² Winkelmann 1, 244 f.

³ Winkelmann 255 und n. 3, Böhmer-Ficker 64.

⁴ Böhmer-Ficker V 1, 53 d.

Friede war damit in Sachsen nicht eingekehrt. Der nach mehrjähriger Abwesenheit nach Hause zurückgekehrte Bischof Konrad von Halberstadt hielt ebenso wie der nach Ludolfs Tode gewählte Albert von Magdeburg bei Philipp aus. Nach einem neuen Zuge Philipps nach Thüringen mußte sich ihm auch der Landgraf Hermann wieder unterwerfen. Im Jahre 1207 hat Philipp zu Nordhausen und Quedlinburg Hoftage gehalten.¹

Die Ermordung Philipps hat die Lage in Sachsen geändert. Otto zieht dorthin, der Bischof Konrad von Halberstadt unterwirft sich ihm, desgleichen der Erzbischof Albert. Die sächsischen Fürsten, der Erzbischof voran, wählen Otto zu Halberstadt zum König² und die Wahl wird auf dem großen Hoftage zu Frankfurt, der Ottos Aussöhnung mit der staufischen Partei bringt, wiederholt.³ Am Hoftage zu Braunschweig zu Pfingsten 1209 nehmen der Erzbischof von Magdeburg, der Erwählte von Halberstadt, die Bischöfe von Hildesheim, Merseburg und Havelberg, die Äbte von Corvey und Werden, Herzog Bernhard von Sachsen, Landgraf Hermann von Thüringen, die Markgrafen von Meißen und Brandenburg, viele sächsische Grafen und Herren als Freunde Ottos teil.⁴ Der Erzbischof erlangte hier von Otto als Frucht seiner politischen Haltung die Bestätigung des Verzichtes auf das Spolienrecht, den schon Philipp 1204 ausgesprochen hatte,⁵ für sich und seine Suffragane.⁶

Erzbischof Albert begleitete Otto auch auf dem Zuge nach Rom. Doch nach der Kaiserkrönung kam es zum Bruch zwischen den beiden. Wir wissen nicht warum. Vielleicht, daß Albert mit des Kaisers Vorgehen gegen den Papst und den König Friedrich von Sizilien nicht einverstanden war. Albert verließ den Kaiser zu Aquapendente und reiste nach Deutschland zurück.⁷ Doch trat er nicht sofort als Feind des Kaisers

¹ Böhmer-Ficker V 1, 158 a und 159 a.

² Böhmer-Ficker V 1, 240 c.

³ Böhmer-Ficker V 1, 240 d.

⁴ Arnold von Lübeck. Chron. Slavorum 7, c. 16, MM. SS. 21, 246; Böhmer-Ficker V 1, 277 a.

⁵ Böhmer-Ficker V 1, 86.

⁶ A. a. O. 278.

⁷ Gesta episcoporum Magdeburgensium MM. SS. 14, 419; Magdeburger Schöffenchronik, Chroniken der deutschen Städte 7, I, 134.

auf. Als der Papst den Kaiser exkommunizierte, wich er zweimal der Empfangnahme der Exkommunikationsbulle aus. Auf die Drohung mit Exkommunikation und Absetzung gab er nach und am Lichtmeßtage (2. Februar 1211) verkündete er den päpstlichen Bann. Doch fand er damit in Sachsen keinen Anklang; vielmehr wurde nur der Friede des Landes neuerdings bedroht. Der Bruder des Kaisers, der Pfalzgraf bei Rhein, und die sächsischen Fürsten belegten den Erzbischof von Halberstadt aus mit der Reichsacht. Vergebens versuchte er sich zu entschuldigen. Nun schlug er sich offen auf die andere Seite. Mit dem Erzbischof Siegfried von Mainz, dem König Ottokar von Böhmen und dem Landgrafen Hermann von Thüringen wählte er zu Nürnberg Friedrich II. zum römischen Kaiser. Diesmal vermochte der Erzbischof die sächsischen Fürsten nicht mitzureißen. Ja, es kam im Erztift selber zur Spaltung; nur die Bürger blieben dem Erzbischof treu, die Dienstmannen fielen zumeist von ihm ab. Als Otto nach Deutschland zurückgekehrt war, wandte er sich mit den Waffen gegen das Erztift. Bei Remkorsleben wurde der Erzbischof geschlagen und auf der Flucht gefangengenommen. Treugebliebene Dienstmannen und die Bürger befreiten ihn bald. Nicht nur persönliche Anhänglichkeit, auch politische Gegensätze hielten die sächsischen Fürsten an der Seite Ottos fest. Ottokar von Böhmen hatte seine erste Gattin Adele von Meißen, eine Enkelin Albrechts des Bären, vertrieben, um eine ungarische Prinzessin zu heiraten. Die Markgrafen von Meißen und ihre Verwandten, der Herzog von Sachsen und die Markgrafen von Brandenburg, traten für Adele und ihren Sohn Wratislaw ein, in dem sie den echten Erben Böhmens sahen, und das hielt sie in der Regel auf der Ottokar entgegengesetzten Seite. Als dieser sich eifrigst für die Wahl Friedrichs II. einsetzte, harrten sie bei Otto aus.¹ Noch bestimmender war für den Herzog von Sachsen und die Markgrafen von Brandenburg das Verhältnis zu Dänemark. Denn des Königs Waldemar II. ausgreifende Politik versetzte sie in Unruhe. Nun war Waldemar anfänglich mit Otto im Bunde gewesen, aber die Stellungnahme der niedersächsischen Fürsten im Streit um

¹ Weiland, Forsch. z. d. Gesch. 20, 306.

den Erzstuhl von Bremen ließ seine Beziehungen zu Otto erkalten¹ und machte ihn den staufischen Werbungen zugänglich, die zuletzt mit der Abtretung des Landes über der Elbe an Dänemark zum Erfolge und zum Bündnis mit Friedrich II. führten.²

Dem Erzbischof Albert eilte Friedrich II. zu Hilfe. Über den Harz brach er in Sachsen ein und zog über Gernrode nach Quedlinburg. Dort vereinigte er sich mit dem Erzbischof. Der Kaiser mußte den Rückzug nach Braunschweig antreten, verfolgt vom König und Erzbischof. Schon ging der Markgraf von Meißen zu Friedrich II. über. Nach der Niederlage Ottos bei Bouvines folgten andere, unter ihnen der Bischof Friedrich von Halberstadt.³ Der Erzbischof Albert aber wurde im Jahre 1215 zum zweiten Male vom Hauptmann von Quedlinburg, dem Halberstädter Dienstmannen Caesarius, gefangengenommen, wenn auch rasch wieder befreit. So gab es sicher noch zahlreiche Anhänger Ottos IV. in Sachsen. Bei einer Verfügung Ottos IV. vom 21. Juni 1217 über die Burg Harbke in der Grafschaft Wernigerode erscheinen die Grafen Konrad und Bertold von Wernigerode nebst anderen sächsischen Edlen als Zeugen.⁴ Noch im Jahre 1217 unternahm Friedrich einen Zug nach Sachsen und jetzt erst unterwarfen sich der Markgraf von Brandenburg und Graf Heinrich von Anhalt;⁵ der Herzog von Sachsen aber harrete bis zum Ende beim Kaiser aus. Der Verfasser der sächsischen Weltchronik zählt den Regierungsantritt Friedrichs II., wie bereits oben bemerkt, vom Tode Ottos IV. an.⁶

Das sind bekannte Tatsachen. Sie sind hier ausführlicher dargestellt worden, weil manche Forscher nur zu leicht darauf vergessen. Nach dem, was über Eikes Beziehungen zu Magde-

¹ Winkelmann 2, 386.

² MM. Const. 2, 53.

³ Reineri Annales Leodicenses MM. SS. 16, 657; Böhmer-Ficker V 1, 779; vgl. auch Krabbo, Die Besetzung der deutschen Bistümer unter der Regierung Kaiser Friedrichs II., Histor. Studien, herausg. von Ebering 25, 19.

⁴ Böhmer-Ficker V 1, 507.

⁵ Winkelmann, Geschichte Friedrichs II. 90.

⁶ Vgl. oben 21; MM. Deutsch. Chron. II, 1, 241: In dem 1218 jar van goddes bort ward de koning Vrederic, des keiser Heinrikes sone, koning ane werren, der vif unde negentegeste van Augusto.

burg und zu den ostsächsischen Fürstenhöfen oben festgestellt worden ist.¹ werden wir vorsichtiger sein und ihn nicht mit Rosenstock² und Hugelmann³ schlankweg der staufischen Partei zuschreiben, sondern nach den Zeiten scheiden. Ist er vollends der Verfasser der Weltchronik, so besteht über seine politische Haltung kein Zweifel.

In der Folgezeit rückte der politische Schwerpunkt im Reiche wieder in den Südwesten Deutschlands und die Geschicke des Reiches entzogen sich somit mehr der Beachtung der Sachsen. Die sächsische Weltchronik berichtet nicht einmal von der Wahl König Heinrichs (VII.). Das Verhältnis zu Dänemark steht für den Chronisten im Mittelpunkt seiner Aufmerksamkeit. Wenn dann von der Vermählung Heinrichs (VII.) mit Margarethe von Österreich und dem Gerichte des Königs über die Mörder des Erzbischofs Engelbert von Köln die Rede ist, so geschieht dies unter dem Eindrucke des Unglückes, das ein dabei erfolgter Einbruch eines Gerüstes hervorgerufen hatte. Sicher war die Kunde davon auch bis Sachsen gedrun- gen. Begreiflich, wenn der Kreuzzug Friedrichs II. und seine damit zusammenhängende Exkommunikation Eindruck in Sachsen gemacht hat.

Es ist schon oben erwähnt worden, daß nur ein ge- schichtliches Ereignis im Ssp. Erwähnung findet, das vierte Laterankonzil von 1215, und auch dieses nicht im ursprünglichen Texte, sondern in einem Zusatze, der alt ist, denn die Stelle ist in den Deutschenspiegel übergegangen, muß also schon in der Handschrift gestanden haben, die dem Verfasser des Deutschenspiegels vorgelegen hat. Ficker ist daher geneigt, den Nachtrag noch Eike selber zuzu- schreiben. Es handelt sich (Ssp. Ld. 1, 3, § 3, Schluß) um die Ein- schränkung des Ehehindernisses der Verwandtschaft auf den vierten Grad.⁴ Der Zusatz des Ssp. lehnt es ab, daß der Papst das Landrecht ändern könne. Man hat darin einen grundsätz- lichen Ausspruch Eikes sehen wollen. So schon Johann von Klenkock. Mit Unrecht. Eike spricht im Ld. 1, 3, § 3, von der

¹ Vgl. 74.

² Königshaus und Stämme 371.

³ Zeitschr. Sav. Rechtsg. kan. 9, 62.

⁴ c. 8 X, 4, 14.

Sitzungsber. d. phil.-hist. Kl. 201. Bd. 4.—5. Abb.

Zählung der Verwandtschaft und der Erbgrenze. Alle Verwandten bis zu den am siebenten Gliede stehenden Nagelmagen sind zur Erbschaft berufen. Und nun fährt der Zusatz fort: Die Sippe endet an dem siebenten Gliede Erbe zu nehmen, mag auch der Papst die Ehe im fünften Gliede erlaubt haben; denn er kann kein Recht setzen, womit er unser Land- oder Lehenrecht ändern kann. Wie man sieht, kommt es dem Verfasser des Zusatzes darauf an, festzustellen, daß die Erbgrenze durch die Verfügung des Laterankonzils nicht verändert worden sei. Das war sie in der Tat nicht, denn das Konzil hatte sich mit der Erbgrenze nicht beschäftigt, es hatte ja nur die Ausdehnung der Ehehindernisse eingeschränkt. Dem Verfasser des Zusatzes ist das aber nicht klar geworden und so suchte er nach einer Begründung, deren Berechtigung mindestens zweifelhaft war, denn Kirchengesetze haben in der Tat das Landrecht manifoldig beeinflußt, man denke nur an die Ketzergesetze oder das Verbot des Zinsnehmens. Die Verwechslung erklärt sich daraus, daß Erbgrenze und Ausdehnung der Ehehindernisse längst miteinander in Beziehung gebracht worden sind und einander beeinflußten und bestimmten.¹ Das kanonische Recht gab ja selber dazu die Handhabe² und so dürfte, wie Ficker vermutet, in der Tat die Fassung des Ssp. auf kanonisches Recht zurückgehen. Wir brauchen hier nicht näher darauf einzugehen. Jedenfalls hat diese Anschauung den Zweifel und die Befürchtung entstehen lassen, daß die Einengung des Ehehindernisses der Verwandtschaft auch eine Einengung des Erbrechtes bedeute.³ Diesen Zweifeln oder Befürchtungen wollte der Verfasser des Einschubes entgegentreten.

Es liegt auf der Hand, daß solche Zweifel bald nach dem Bekanntwerden der Beschlüsse des Laterankonzils auftauchen mußten. Es fragt sich also nur darum, wie bald diese Beschlüsse bekanntgeworden sind. Hugelmann meint, daß es Jahre gedauert habe, bis das Dekret durchgeführt worden sei. Das ist doch nicht recht glaublich.

¹ Ficker, Untersuchungen zur Erbenfolge der ostgermanischen Rechte 1, 432, 522.

² c. 1 C. 35 qu. 2 und 3.

³ So schon Eichmann, Hist. Jahrb. 38, 744.

Wir wissen allerdings nicht, ob Deutsche in größerer Zahl dem Konzil angewohnt haben. Die vorliegenden Konzilsakten bieten kein Verzeichnis der Teilnehmer¹ und Protokolle sind uns nicht erhalten. Die deutschen Chroniken wiederholen einen Auszug aus dem Protokoll, der als anwesend 412 Bischöfe, 71 Primaten und Metropolitanbischöfe, die Legaten des römischen Königs Friedrich II., des lateinischen Kaisers von Konstantinopel, und aller christlichen Könige des Abendlandes und der Kreuzfahrerstaaten im Morgenlande angibt.² Von den Verhandlungen selber berichten sie wenig. Nicht einmal die Bestätigung Friedrichs II. und die Verwerfung der Appellation Ottos IV. hat Eindruck in Deutschland gemacht. Die dritte Fortsetzung der Kölner Chronik findet es nur der Mühe wert, zu berichten,³ daß sich die Kirche von Konstantinopel der römischen unterworfen habe und daß der Papst die beiden zum Patriarchenstuhle Erwählten verworfen und einen dritten erhoben habe.⁴ Immerhin erfahren wir aus ihr, daß Erzbischof Dietrich von Köln, der seinerzeit wegen Anhänglichkeit an Otto IV. exkommuniziert und abgesetzt worden war, damals in Rom weilte und ebenso wird eine Abordnung des Erzbischofs Eberhard von Salzburg oder er selber in Rom gewesen sein, da auf dem Konzil über die Errichtung des Bistums Chiemsee verhandelt worden ist.⁵ Auch werden Konzilsbeschlüsse rascher in der Welt als Gesetzbücher, die durch Übersendung an Universitäten veröffentlicht wurden, Verbreitung gefunden haben. Denn die Teilnehmer werden sie in alle Welt getragen haben. So dürfen wir annehmen, daß auch das Dekret über die Einschränkung der Ehehindernisse nicht in zu langer Zeit in Deutschland bekanntgeworden ist und die Beunruhigung wegen der Erbgränze erzeugt hat. Nun steht aber die Lösung

¹ Bei Mansi, Conciliorum nova et amplissima collectio 22, 960 f.; Hefele, Konziliengeschichte 5, 873.

² Winkelmann, Otto IV. 513 f.; dazu ergänzend Böhmer-Ficker V 3, 6177 a.

³ nichil dignum memoriae quod commendari possit ibi actum est usw. SS. RR. Germ.², ed. Waitz 237.

⁴ Über den Bericht der sächsischen Weltchronik und das Mißverständnis über die Zählung der Verwandtschaftsgrade vgl. oben 58.

⁵ Böhmer-Ficker V 3, 6179.

des Zweifels nicht im ursprünglichen Texte, sondern in einem Zusatz. Böte sie der Urtext, so wäre es immerhin denkbar, daß der Verfasser des Rechtsbuches seine Ausführungen über die Erbgrenze gegen den Einwurf der Bestimmungen des Laterankonzils rein theoretisch hätte verteidigen wollen, so aber liegt die Veranlassung auf der Hand. Damit ergibt sich zugleich, daß der Zusatz nicht erst nach langen Jahren entstanden sein kann, nachdem sich das Dekret des Laterankonzils längst eingelebt hatte und kein Mensch mehr daran zweifeln konnte, daß die Einschränkung des Ebehindernisses nicht auf die Erbgrenze zurückwirke. Wenn aber der Zusatz nicht zu weit unter 1215 herabgesetzt werden kann, so muß der Urtext entschieden älter und wahrscheinlich schon vor 1215 verfaßt sein.

Dagegen haben Krabbo¹ und Rosenstock² eher recht, daß Ssp. Ld. 3, 59, 2, nicht für die Bestimmung des Zeitansatzes gelten könne. Was Eike hier vorträgt nämlich, daß der Kaiser die Reichsbistümer und Abteien besetze, wenn die Wahl über sechs Wochen verzögert wird, hat nie gegolten, weder vor noch nach dem Laterankonzil. Der Satz beweist nur, daß Eike keine tieferen Kenntnisse des kanonischen Rechtes besaß und daß er zu den seiner Heimat benachbarten Domstiftern keine engeren Beziehungen hatte. Jeder Domherr hätte ihm sagen können, daß ein solches Devolutionsrecht des Kaisers nicht bestehe. Allerdings hat das Konzil durch c. 25³ die Wahl durch einen Laien für nichtig erklärt und den Gewählten mit dem Verlust von Amt und Pfründe bedroht, aber es ist nach dem Maße des kanonistischen Wissens Eikes gänzlich ausgeschlossen, daran zu denken, daß ihm solche schon mehr ins Einzelne gehende Bestimmungen bekannt gewesen sein sollten. Immerhin erscheint der Fehler größer, wenn er in Zeiten begangen worden ist, wo der deutsche König nicht bloß dem Papste — denn diese Versprechungen konnten weiteren Kreisen unbekannt bleiben —, sondern auch den geistlichen Fürsten das Versprechen gegeben hatte, sich jeder Ein-

¹ Die Besetzung der deutschen Bistümer unter der Regierung Kaiser Friedrichs II. 1212—1250, *Histor. Studien* von Ebering 25, 37.

² *Ostfale's Rechtsliteratur* 115, n. 1.

³ *Mansi a. a. O.* 1014.

mengung in die Wahlen zu enthalten. Wir werden darauf noch zurückkommen.

Was die eine Stelle über die Eehindernisse und Erbgrrenze lehrt, stimmt durchaus mit dem Eindruck, den man im übrigen aus dem Rechtsbuche empfängt. Wenden wir uns zunächst den vielbesprochenen Sätzen des Ssp. über die *Besetzung des deutschen Königsthrones* zu. Es soll hier nicht die Frage nach dem deutschen Königswahlrecht und seiner Umbildung, namentlich der Entstehung des Kurfürstenkollegs, in vollem Umfang aufgerollt, es soll nur untersucht werden, welche Stellung Eike dazu einnahm und wie er zu seinen Ansichten gekommen ist. Da wird es vorerst notwendig sein, den Sinn der Worte Eikes festzustellen (Ld. 3, 57, 2, Zeumer 147), der anscheinend klar, doch in verschiedener Weise ausgelegt worden ist. Der Streit dreht sich einmal darum, welche Stellung Eike denjenigen Fürsten zuweist, die er als die ersten an der Kur bezeichnet, und dann weiter, worauf er ihr Vorrecht gründet.

Die erste Frage betreffend wird eine voraussetzungslose Betrachtung des Textes ergeben, daß Eike allen Fürsten des Reiches das Recht, an den Wahlverhandlungen und an der feierlichen Kur teilzunehmen, zuerkennt. Die von ihm genannten sechs Fürsten haben ihren Kurspruch vor den anderen abzugeben und sie müssen sich dabei an das Ergebnis der Vorverhandlungen halten, dürfen nicht davon abgehen. So ist die Stelle immer verstanden worden, bis Theodor Lindner seine Lehre von der *electio* und *laudatio* aufstellte. Die eine sei der rechtserzeugende Kurspruch, die andere ein Treugelöbnis. Dem Kurspruch voran sei die Wahl gegangen, bei der eine förmliche Abstimmung stattfand. Die Dreiteilung glaubte Lindner auch im Ssp. zu finden. Wenn Eike von dem *irwelen to koninge* spricht, sei damit die Wahl mit förmlicher Abstimmung gemeint. Die sechs Fürsten sprechen den Kurspruch an Stelle des einen Erzbischofs von Mainz, dem früher dieses Recht zugestanden hat, die anderen hätten gehuldigt, d. i. Treue versprochen.¹ Es braucht nicht auf die Widerlegung

¹ Theodor Lindner, Die deutsche Königswahl und die Entstehung des Kurfürstenkollegs 164; ders., Über die Entstehung des Kurfürsten-

dieser Ansichten eingegangen zu werden. Wenn Paul Puntschart gemeint hat, daß *laudare* die Übersetzung des deutschen *geloben* und daß dieses der fachliche Ausdruck für *versprechen* und damit zugleich *sich verpflichten* sei,¹ so ist das vollkommen richtig. Aber das deutsche *geloben* wird nicht in diesem Sinne allein gebraucht, sondern auch für *zustimmen*; davon das Subjekt *gelof*, *lof*, besonders von den Erben,² wo die lateinisch verfaßten Urkunden von einem *consentire* sprechen. Und so hat auch die *laudatio* bei der Königswahl nur die Bedeutung von *zustimmen*. Allerdings, wer zustimmt, nimmt die Verpflichtung auf sich, das für recht zu halten, dem er zustimmt, ebenso wie auch der Wähler des Königs, indem er wählt, zugleich die Treuerverpflichtung gegen den Gewählten auf sich nimmt. Aber die Verpflichtung wird nicht ausgesprochen, sie ist stillschweigend in der Zustimmung enthalten.

Vor allem aber macht der Ssp. nicht die geringste Andeutung, daß er die Tätigkeit der sechs ersten Fürsten bei der Kur von der der anderen Fürsten scheiden will. Die einen *kiesen* wie die anderen,³ und wenn die sechs den König *allererst bi namen kieser*, so ist doch klar, daß nach ihnen die anderen ebenfalls den König *bi namen kieser*, das heißt den feierlichen Kurspruch sprechen. Der Ssp. unterscheidet an unserer Stelle lediglich zwischen dem *irwelen* und dem *kiesen*, der formlosen Wahlverhandlung und der feierlichen Kur.⁴ Wie nach Eikes Meinung die Wahlverhandlung nach sich gehen soll, sagt er nicht, und wir wissen auch nicht, wie sie tatsächlich vor sich ging. Wenn Lindner und ihm folgend Bruno Wunderlich von einer Abstimmung sprechen, so beruht ihre Annahme auf der Mißdeutung einer Äußerung der Erklärung Kaiser Friedrichs I. von 1158.⁵ Lindner hat seinen Geg-

kollegs, Mitt. Inst. österr. Gesch. 17, 568 f.; ders., Der Hergang bei den deutschen Königswahlen 23 f.

¹ Mitt. Inst. österr. Gesch. 24, 503.

² Vgl. die Stellen bei Homeyer, Des Sachsenspiegels erster Teil 1³, 427.

³ *Sint so kieser des riches vorsten alle . . . Die zu deme ersten an deme kore benant sin, die ne sollen nicht kieser nach irme mutwillen . . .*

⁴ Über die Bedeutung von *kiesen* Ernst Mayer, Göttingische gelehrte Anzeigen 1919, 172.

⁵ MM. Const. 1, 167.

nern oft vorgeworfen, daß sie heutige Rechtsanschauungen in das deutsche Königswahlrecht des Mittelalters hineinmengen, besonders eine Abstimmung mit Zählung der Stimmen vor Augen haben, und er ist doch selbst in den gleichen Fehler gefallen, nur um seine Behauptung von dem Alleinrecht des Mainzer Erzbischofs, den Kurspruch zu tun, zu retten. Friedrich I. erklärt nämlich, daß er die Krone der Wahl der Fürsten verdanke: *electionis primam vocem Moguntino archiepiscopo, deinde quod superest caeteris secundum ordinem principibus recognoscimus*. Das sollte sich nach Lindner auf die Wahlverhandlungen beziehen. Dabei übersah Lindner, daß nach seiner eigenen Lehre gar nicht die Wahlverhandlungen, sondern nur die Kur den Gekürten zum König macht, einzig und allein also Recht erzeugende Kraft hat. Was sollte Friedrich, wenn er sein Recht auf den Thron erweisen wollte, Verhandlungen und Abstimmungen anführen, die ihm an und für sich gar kein Recht darauf zu geben imstande waren? Auf die rechtserzeugenden Tatsachen allein mußte es ihm ankommen. Es ist auch gar nicht wahrscheinlich, daß abgestimmt wurde. Die ganze Verhandlung ist formlos; sie hat gar keinen andern Zweck, als die Übereinstimmung der Wähler festzustellen. Das konnte aber ebensogut durch gegenseitige Aussprache geschehen.

Lindners Ansichten sind in der Folge von Bruno Wunderlich,¹ der überhaupt in allem und jedem die Lehren seines Meisters Lindner vertritt, festgehalten worden. Auch Karl Gottfried Hugelmann geht auf Lindner zurück; nur hat er die *laudatio* im Sinne eines Treugelöbnisses aufgegeben und deutet sie als Zustimmung. Und so glaubt er auch im Ssp. die Ansicht vertreten zu sehen, daß nur die sechs Kurfürsten den Kurspruch ausgesprochen, die übrigen Fürsten aber nur ihre Zustimmung erteilt haben.² Das ist für die Wahl Konrads IV., vielleicht auch schon für die Heinrichs (VII.) von 1220 und die späteren richtig, nicht aber für die ältere Zeit. Daß im Wortlaut des Ssp. gar kein Anhalt zu einer Unterscheidung

¹ Die neueren Ansichten über die deutsche Königswahl 219 f.

² Die deutsche Königswahl im *corpus iuris germanici*, Gierkes Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte 98, 162 f., 172; ders., Wahl Konrads IV. 69 f.

der Tätigkeit der Kurfürsten von der der übrigen gegeben ist, daß die einen kiesen wie die andern, nur vor den andern, ist bereits oben bemerkt worden.¹ Hugelmanns Ansicht beruht auf seiner Lehre, daß die *electio communis* oder *per unum* des kanonischen Rechtes, das ist die feierliche Verkündigung der Wahl durch einen oder einige der Wähler, durch welche die Wahl zum Abschluß gebracht wird, ein altgermanischer Rechtsbrauch sei, der an die Verhandlung im Landthing, wie sie Tacitus schildert, und das Urteilverfahren und die Folge in den Gerichten anknüpft. In der Tat erinnert die Schilderung der Königswahl bei den Nordgermanen lebhaft an den Bericht des Tacitus.² Und so glaubt Hugelmann nicht nur bei der wiederholten Wahl Heinrichs IV. den Papst Viktor II. als elector zu erkennen, sondern früher seit der Wahl Ottos I. den Erzbischof von Mainz und bei den sogenannten Designationen der Königsöhne den Vater.³ Aber für eine solche Tätigkeit Viktors II. fehlt jeder quellenmäßige Beleg. Überliefert ist nur, daß Viktor, der zugleich Bischof von Eichstätt war, bei der wiederholten Wahl Heinrichs IV. die erste Rolle gespielt hat. Wenn Gregor VII. später sich daran erinnerte, daß er Heinrich IV. zum Könige gewählt habe,⁴ so muß er doch mehr als bloß mit einem Vivat-Rufe sich daran beteiligt haben; es bleibt dann aber für die Tätigkeit Viktors II. als des alleinigen elector kein Raum.

Doch die *electio communis* hat mit der altgermanischen Verhandlungsweise und Königswahl gar nichts zu tun. Über ihr Wesen sind wir namentlich durch Alfred von Wretschko in ausgezeichnete Weise unterrichtet.⁵ Bei

¹ Es geht nicht an, mit Hugelmann, Wahl Konrads IV., 71, aus der Bestimmung, daß die sechs sich bei der Kur an das Ergebnis der Vorwahl halten müssen, auf ein besonderes Gewicht ihrer Stimmen zu schließen; das Verbot entspringt praktischen Erwägungen. Man denke an die Verwirrung, wenn der erste Kursprecher einen andern genannt hätte als den in der Verhandlung bestimmten.

² Ernst Mayer, Zeitschr. Sav. St. Rechtsg. germ. 23, 1 f.

³ Mitt. Inst. österr. Gesch. 27, 230 f.

⁴ 1073 Sept. 1 an Herzog Rudolf von Schwaben, Jaffé-Löwenfeld, Regesta Pontificum 4790, MM. epistolae selectae 2, 32.

⁵ Die *electio communis* im Mittelalter, Deutsche Zeitschr. f. Kirchenrecht 11, 330 f.

jenem germanischen Verfahren wird von einem der Genossen oder einer dazu vom Recht bestimmten Person, wie im Norden vom *lagman*, ein Vorschlag gemacht, den dieser als seine Meinung, als seinen Willen äußert. Dieser Meinung treten die anderen bei, sei es durch ausdrückliche Erklärung oder durch *wapnatak* (Zusammenschlagen der Waffen) in der alten Zeit, oder durch ausdrückliche Erklärung, durch Zuruf oder Erheben der Hände später. Indem der Einzelne seine Zustimmung gibt, macht er die Meinung des Vorschlagenden zur seinen. Wenn bei der Königswahl der Einzelne den Kurspruch wiederholt oder sonst durch Zuruf oder Handerhebung seine Zustimmung äußert, wählt er für sich und erklärt damit, die Wahl für sich gelten zu lassen.¹ Da ein jeder Einzelne für sich wählt, so kann er auch anderswo und später wählen. Daher ist die Einheitlichkeit der Wahlhandlung in Zeit und Ort, wie schon von anderen und auch von Hugelmann² erkannt worden ist, bei der deutschen Königswahl bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts nicht notwendig. Daher auch keine Abstimmung mit Stimmenzählung. Denn es gilt nicht, einen Gesamtwillen festzustellen, den es nicht gibt, weil es keine Körperschaft gibt, kein gedachtes rechtliches Wesen, keine Einheit über dem Einzelnen.³ Ganz anders bei der *electio per unum*. Hier haben die Einzelnen schon die Willenserklärung abgegeben. Aus den einzelnen Willenserklärungen entsteht der Gesamtwillen, indem die Mehrheit der Erklärungen als solcher angesehen wird, und diesen Gesamtwillen verkündet einer oder mehrere der Wähler im Auftrag und im Namen der anderen als den Willen der rechtlichen Einheit, die von den Einzelnen gebildet

¹ Nicht anders auch bei den Bischofswahlen der älteren Zeit. Bezeichnend der Bericht Thietmars von Mersburg über die Wahl des Erzbischofs Waltherdus von Magdeburg, an der er sich selbst beteiligt hat (*Chronica* 7, 2, SS. RR. Germ. ed. Kurze 171): König Heinrich II. hatte eine Wahl untersagt. Thietmar aber fordert die Domherren auf, trotzdem zu wählen und wählt: „Te autem fratrem primus eligo mihi ad archiantistitem et presencium mentem nunc singulariter scire desidero.“ A quibus hoc unum percepi responsum: „Waltherdum nobis in dominum et archiantistitem eligimus.“

² Königswahl 180 f.

³ Gierke, Das deutsche Genossenschaftsrecht 2, 476.

und neben und über ihnen als vorhanden gedacht wird. Electio per unum ist also, wie Wretschko mit Recht betont hat, nur möglich, wo eine Körperschaft, eine juristische Person besteht;¹ und ebenso wie diese dem älteren deutschen Rechte fremd ist, so auch die electio per unum. Was wir bei den deutschen Königswahlen der älteren Zeit finden, ist der Wahlvorschlag, sei es des designierenden Vaters, sei es des Papstes Viktor II., sei es einzelner Fürsten, ebenso wie der Urteilsvorschlag ein Vorschlag und nicht schon die Verkündung des Urteils ist.

In welcher Weise der Beitritt zum Vorschlag geschieht, ist Nebensache. Vielfach erfolgt er gewiß durch Zuruf und Handerheben. Dann sprechen die Quellen von *laudatio*. Ebenso bei den Wahlen. Ob der Kurspruch von den Einzelnen wiederholt oder in anderer Weise die Annahme des Wahlvorschlages ausgedrückt wird, ist rechtlich gleichgültig. Erst die Übung bei den kanonischen Wahlen hat zwischen dem *eligere* und *consentire* rechtlich geschieden. Als die Wahl Sache des Klerus und in den Bistümern Sache der Domkapitel geworden war, wurden die Laien, die früher mitgewählt hatten, auf ein bloßes *consentire* zurückgedrängt. Die Wahl war Sache des Kapitels geworden, die Laien konnten ihre Zustimmung geben. Damit vermied man die Verbote des kanonischen Rechtes gegen die Teilnahme der Laien an der Besetzung der Kirchenämter.² Darüber belehrt auch eine Stelle des *Dialogus inter clericum et laicum*, auf die wir später zurückkommen werden.

Wer die Kurfürsten als *electores communes* auffaßt, wird in ihnen mit Ernst Mayer³ Skrutatoren sehen können. Dann müßte allerdings das irwelen des Ssp. als förmliche Abstimmung gedeutet werden, was, wie wir gesehen haben, unerwiesen und wenig wahrscheinlich ist.⁴ Zur Abstimmung ist es erst gekommen, als die Wähler ein geschlossenes Kolleg zu bilden begannen. Das war zuerst der Fall vielleicht bei der Wahl

¹ A. a. O. 376 f.

² Georg von Below, Die Entstehung des ausschließlichen Wahlrechtes der Domkapitel, *Histor. Studien* von Ebering 11, 3. So Gratian im *Dictum Gratiani* zu c. 25, Dist. LXIII.

³ Deutsche und französische Verfassungsgeschichte 2, 382 f.

⁴ Mayer deutet die *arbitri* im Protest der deutschen Fürsten von 1202 (MM. Const. 2, 6) als Skrutatoren, weil das Wort einige Male in

von 1220, sicher seit der von 1237, und seitdem erst begegnet die electio per unum, die feierliche Wahlverkündigung, aber nicht durch die Kurfürsten, die zu Abstimmenden geworden sind, sondern durch einen von ihnen.

Noch mehr als über die Frage nach der Rechtsstellung der sechs bevorzugten Fürsten gehen die Meinungen über den Grund und die Entstehung ihres Vorzuges auseinander. Klar liegt die Sache bei den geistlichen Kurfürsten. Sie sind die drei ältesten Metropolen Deutschlands, die drei fränkischen zugleich und beteiligt bei der Königskrönung. Die Frage ist die, hat Eike den Vorzug der weltlichen Kurfürsten auf das ihnen beigelegte Erzamt gegründet oder nicht. Die einen — es ist die Mehrheit, unter ihnen Männer wie Georg Waitz und Julius Ficker — behaupten es, die anderen leugnen es. Nachdem man sich schon im 18. Jahrhundert darüber gestritten hatte, hat Hugo Hädike¹ sich mit großem Eifer dagegen ausgesprochen. Ihm folgten in neuerer Zeit Theodor Lindner,² Bruno Wunderlich,³ Mario Krammer⁴ und Karl Gottfried Hugelmann.⁵ Betrachten wir die Worte des Ssp. ohne vorgefaßte Meinung, so werden wir uns der Mehrheit anschließen. Die Gegner folgern aus dem Ausschluß Böhmens vom Kurrecht, dem doch gleichzeitig von Eike das Mundschenkenamt zuerkannt wird, daß Eike grundsätzlich das Kurrecht nicht mit dem Erzamte verbunden habe. Die Mehrheit der Forscher findet im Gegenteil, daß auch hier die Ausnahme die Regel bestätige. Und in der Tat: Eike findet es für notwendig, die Ausnahme beim Böhmen zu begründen: *durch daz her nich dudisch nis*. Deutlicher konnte doch Eike

diesem Sinne nachzuweisen ist. In der Tat ist arbitrer hier schwer zu deuten. Vielleicht liegt bei dem nur im Registrum super negotiis imperii überlieferten Stück eine Verlesung vor, vielleicht sind unter den arbitri die wahlberechtigten Fürsten gemeint, besonders jene, die über die Wahl Philipps Zeugnis abgeben können, daß für ihn der Teil der Fürsten sei: *quam numerus ampliatur, quam dignitas effert*.

¹ Hugo Hädike, Kurrecht und Erzamt, Programm von Pforta 1872, 52 f.

² Die deutschen Königswahlen 183 f.

³ Neuere Ansichten 19 f.

⁴ Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte 26, 353.

⁵ Die deutsche Königswahl 172, n. 1; ders., Die Wahl Konrads IV. 63.

nicht sein, um einen Satz von Bruno Wunderlich umzukehren. Wie kam Eike überhaupt dazu, die weltlichen Kurfürsten als Träger der Erzämter im Zusammenhange mit dem Kurrecht zu nennen, wenn für ihn nicht Kurrecht und Erzamt zusammenhängen? Man darf doch nicht annehmen, daß Eike, der sich einer höchst anerkennenswerten Kürze und Sachlichkeit des Ausdruckes bedient, wie ein alter Schwätzer vom Hundertsten ins Tausendste kam und Dinge durcheinander warf, die nichts miteinander zu tun hatten.

Es fragt sich, wie ist Eike zu seinen Anschauungen gekommen, sind sie lediglich, wie man gesagt hat, eine literarische Tat,¹ daß heißt, mit dünnen Worten ausgedrückt, erfunden, oder hat er Anhaltspunkte für seine Ausführung gehabt?

Man hat gemeint, daß Anregungen aus den bekannten Aktenstücken des Papstes Innocenz III. über seine Stellungnahme im deutschen Thronkampfe bei Eike zu bemerken seien. Im besonderen hat man da auf die Bulle Venerabilem verwiesen.

Es ist begreiflich, wenn man am päpstlichen Hofe Bestimmungen des kanonischen Rechtes auf die deutsche Königswahl anzuwenden geneigt war, sobald einmal die Kurie mit dem Anspruch der Bestätigung und Untersuchung dieser Wahl auftrat. Die Kurie lebte doch in diesen Rechtsanschauungen, die sie oft und oft anzuwenden in die Lage kam. Das tatsächliche Recht der deutschen Königswahl war ihr nicht bekannt, war ja vielfach schwankend und im Flusse begriffen. Wie hätte es der Papst anwenden können? Dagegen ist es wohl richtig, wenn heute von den Forschern die Meinung abgelehnt wird, daß der Papst die Absicht gehabt hat, das Wahlrecht einzuzengen, um die Wahl leichter beherrschen zu können.² Und das ergab sich aus Anlaß der Doppelwahl von 1198, weil der Papst nur den rechtmäßig gewählten König zum Kaiser zu krönen sich verpflichtet sah. Die Entwicklung des kanonischen Rechtes ging aber dahin, nicht nur die Laien von der Teilnahme an

¹ So auch Richard Schröder, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte 6. 516.

² So Weiland, Forsch. deutsch. Gesch. 20, 326. Dagegen schon Lindner, Königswahlen; zustimmend Seeliger, Mitt. Inst. österr. Gesch. 16, 80 f.; dafür wieder Mario Krammer, Kurkollegium 36.

den kanonischen Wahlen auszuschließen, sondern das Wahlrecht ausschließlich in die Hand der inzwischen zu Körperschaften erwachsenen Domkapitel zu legen. Dahin zielten jedenfalls die Bestrebungen der Domkapitel. Doch hatte das zweite Laterankonzil von 1139 noch bestimmt, daß die *religiosi viri* von der Wahl nicht auszuschließen seien, sondern ihr Rat eingeholt werden müsse bei Strafe der Nichtigkeit der Wahl.¹ Wer unter den *viri religiosi* zu verstehen sei, ist streitig gewesen und ist es noch heute. Doch folgerte man, daß die Äbte, Pröpste und Kapläne der Bischofsstadt zur Wahl einzuladen und um ihre Zustimmung anzugehen seien. Das ist auch die Ansicht des Bernhard von Pavia, von dem Ernst Mayer² gemeint hat, daß sein Traktat über die Wahl im Ssp. benützt sei.

Solche Ansichten mögen allerdings Innocenz III. bei seiner Entscheidung der deutschen Königswahl geleitet haben oder wenigstens mitbestimmend gewesen sein.³ Die *Deliberatio super tribus electis* ist nicht, wie Michael Tangl gemeint hat,⁴ eine Aufzeichnung für eine Beratung im geschlossenen Kreise oder gar nur ein Gedenkblatt über zu treffende oder getroffene Entschlüsse, sondern eine im Konsistorium — zweifelhaft ob in einem geheimen oder öffentlichen — gesprochene Rede. Der Papst teilt dem Konsistorium seine Entscheidung und zugleich auch die Gründe mit, die den Kardinälen, aber auch der Welt nicht verborgen bleiben sollen. Dies hat Johannes Haller mit Recht gegen Tangl betont.⁵ So gleicht diese Konsistorialrede einem Urteil mit den Gründen. Daher beginnt sie auch damit, die Zuständigkeit des Papstes zur Entscheidung festzustellen. Ihre Fassung mit der Angabe der Gründe, das Abwägen des Für und Wider läßt sie, wie schon Luchaire⁶ betont, als

¹ c. 35, Dist. LXIII; vgl. Below 5, Hinschius, Das Kirchenrecht der Katholiken und Protestanten in Deutschland 2, 603 f.

² Deutsche u. französ. Verfassungsgesch. 2, 386.

³ Vgl. auch Wretschko, Einfluß fremder Rechte auf die deutschen Königswahlen, Zeitschr. Sav. St. Rechtsg. germ. 20, 193.

⁴ Die *Deliberatio* Innocenz III. Sitzungsber. d. preuß. Akad. d. Wiss. zu Berlin 1919, Bd. 53, 1015.

⁵ Histor. Vierteljahrschrift 20, 34 f. Ebenso schon Hugelmann, Die deutsche Königswahl 98.

⁶ Innocent III. La papauté et l'empire 67. Auch Luchaire bezeichnet das Aktenstück als *consultation* oder *memoire juridique* a. a. O. 75.

Musterbeispiel einer Darstellung im Sinne der Scolastik erscheinen.

Schon Ludwig Weiland,¹ Mario Krammer,² Michael Tangl³ und andere haben beachtet, daß beide päpstlichen Aktenstücke, die *Deliberatio* (Konsistorialrede Interest) und die *Decretale Venerabilem*, in ihrer Auffassung und in ihrem Wortlaut durch die Zuschriften Ottos, des Erzbischofs Adolf von Köln und anderer Parteigenossen beeinflußt worden sind. Otto berichtet dem Papste, er sei gewählt: *„ab optimatibus et principibus imperii, ad quos de iure spectat electio“*.⁴ Adolf von Köln bittet seine und der Großen: *„qui de iure eligere debent“* Wahl zu bestätigen.⁵ Graf Balduin von Flandern berichtet, er habe: *„cum principibus imperii, ad quos spectat electio“* verhandelt.⁶ Diese Worte müssen in allen Erklärungen der Wähler Ottos eine Rolle gespielt haben. Denn sie hallen wieder aus den Schreiben des Königs Richard von England und des Podestàs von Mailand an den Papst. Jener erklärt, Otto sei gewählt durch eine *„celebris electio quorum interest regem eligere“* und der Podestà sagt, über die Königswahl hätten die Fürsten: *„ad quos electio pertinet“* verhandelt und Otto sei von ihnen gewählt: *„unanimiter, sicut ad eos spectat electio“*.⁷ Mit diesen Worten konnten Otto und seine Wähler und ihr geistiger Führer, der Erzbischof von Köln, doch nur feststellen, daß die Wähler Ottos zu den wahlberechtigten Großen gehörten.⁸ Es konnte doch niemandem einfallen, für die Bischöfe von Paderborn und Minden und die Äbte von Cornelienmünster, Werden und Corvey oder gar die Grafen von Dachsburg und Kuyk ein bevorzugtes Wahlrecht in Anspruch zu nehmen. Denn es ist gewiß abzulehnen, daß die Fürsten in diesen Briefen gegenüber dem Erbkaiserplane Heinrichs VI. ihr Wahlrecht betonen wollten, wie Lindner gemeint hat,⁹ oder daß auf ein

¹ Forsch. z. deutsch. Gesch. 20, 327.

² Wahl und Einsetzung des deutschen Königs, Quellen und Studien zur Verfassungsgeschichte des Deutschen Reiches, herausg. von Zeumer 1, Heft 2; ders., Kurfürstenkolleg, Heft 5. ³ A. a. O. 1025.

⁴ MM. Const. 2, 18.

⁵ A. a. O. 20.

⁶ A. a. O. 21.

⁷ Migne, Patrologia latina, Registrum super negotiis imperii 216, C. 999, n. 5 u. 6.

⁸ So schon Kirchhöfer, Zur Entstehung des Kurkollegiums 46.

⁹ Königswahlen 99.

Vorstimmrecht einiger aus ihnen hingewiesen werden sollte,¹ denn davon steht nichts in den Schriftstücken. An der päpstlichen Kurie aber hat man den Sinn anders gedeutet. Dem Erzbischof von Köln wird bezeugt, daß ihm ‚specialiter inter reliquos principes electio regis spectat‘,² was in Anbetracht der Rechtsstellung des Erzbischofs von Mainz sicher nicht der Wahrheit entspricht. In der Konsistorialrede Interest, dem Musterbeispiel eines diplomatische Schlaueit mit juristischer Schärfe und Advokatenkniffen verknüpfenden Schriftstückes, weiß es der Papst so zu drehen, daß für Otto die Mehrheit der Wähler war; ‚tot vel plures ex hiis ad quos principaliter spectat imperatoris electio.‘³ In einem späteren Aktenstücke, einer Zuschrift des Papstes an die geistlichen und weltlichen Großen, die Potestaten und Konsuln der Lombardei, erklärt der Papst, für Philipp war zwar der ‚maior pars principum, plures tamen ex iis ad quos imperatoris spectat electio‘, haben Otto gewählt.⁴ Danach scheint es, als ob der Papst die Fürsten teile in solche, denen die Kaiserwahl zustehe, und solche, denen sie nicht zustehe. Man könnte denken, daß der Papst den Lombarden gegenüber die Dinge verdreht habe, aber er führt dieselbe Sprache auch gegen die deutschen Fürsten. In der Bulle Venerabilem, in der er die Beschwerden der deutschen Reichsfürsten gegen das Auftreten des Kardinals und Legaten, des Bischofs Guido von Präneste, zurückweist, sagt er, er wolle nicht das Wahlrecht der Fürsten beeinträchtigen: ‚Unde illis principibus ius et potestatem eligendi regem in imperatorem postmodum promovendum recognoscimus ut debemus, ad quos de iure et antiqua consuetudine noscitur pertinere.‘ Später heißt es dann, die Mehrheit ‚ex illis, qui eligendi regem in imperatorem pro-

¹ So Quidde. Die Entstehung des Kurfürstenkollegiums 80. Auch Ficker findet darin die erste Andeutung einiger Fürsten als bevorzugter Wähler, Reichsfürstenstand 2, I, 17. Man vergleiche aber Arnold von Lübeck über die Halberstädter Wahl Ottos von 1208 durch den Erzbischof von Magdeburg, den Markgrafen von Meißen, den Landgrafen von Thüringen cum aliis ad quos electio regis pertinere videbatur. Dieselbe Redewendung, gewiß nur, um die Wahlberechtigung auszudrücken.

² Migne n. 80.

³ Migne a. a. O. 28. Die Erklärung des principaliter durch Richard Tannert, Mitt. Inst. österr. Geschf. 5, 642, ist entschieden abzulehnen.

⁴ A. a. O. Nr. 92.

movendum de iure et consuetudine obtinent potestatem¹ seien für Otto gewesen, also wieder eine Unterscheidung von Fürsten, denen das Königswahlrecht zusteht, und solchen, die seiner darben. Diesmal kann nicht bloß ein diplomatischer Kniff vorliegen. Den deutschen Fürsten gegenüber durfte es Innocenz nicht wagen, Ansichten über das Wahlrecht aufzustellen, die so gar nicht der Wirklichkeit entsprachen. Es ist doch schwerlich anzunehmen, daß der Papst die Deutschen verblüffen und damit überrumpeln wollte. Man wird ihm also guten Glauben zumessen können. Allerdings, sicher war der Papst seiner Sache nicht. In der Konsistorialrede fährt er fort: *„cum non minus idoneitas seu dignitas electe persone, immo plus quam eligentium numerus sit in talibus attendendus, nec tantum pluralitas quoad numerum, sed salubritas quoad consilium in eligentibus requiratur“* und Otto geeigneter als Philipp sei, deshalb entscheide er für Otto. Es kommt also nach des Papstes Meinung mehr auf die Eignung des Gewählten als auf die Zahl der Stimmen an; somit wird die kanonische Anschauung von der Bedeutung des sanior pars auf die Königswahl übertragen. Anders hilft sich der Papst in der Dekretale *Venerabilem*, wo er behauptet hatte, daß die Mehrheit der Wähler für Otto gewesen sei. Man hat sich bemüht, und manche, wie Mario Krammer, tun es noch, die Zahl zu errechnen, doch vergeblich. Denn der Papst hat nicht die Stimmen, die für die beiden Thronwerber abgegeben wurden, gezählt; er hat wieder in Anwendung kirchenrechtlicher Grundsätze den Wählern Philipps, da sie die Wähler der Gegenpartei nicht zur Wahl geladen hatten¹ und weil sie einen Unfähigen gewählt hatten, für dieses éine Mal das Wahlrecht abgesprochen. So war die Minderheit Ottos allerdings zur Mehrheit geworden.

Es fragt sich, wie das principaliter in die päpstlichen Erlässe gekommen ist und damit die Ansicht, daß die Mehrheit der Wähler für Otto gestimmt hätten. Mario Krammer,² Max Buchner³ und Karl G. Hugelmann⁴ glauben, das Wort sei von

¹ c. 7, § 3, X de elect. 1, 6. Vgl. Hugelmann. Königswahl 57.

² Wahl und Einsetzung 47, 49 f.; ders., Kurkollegium 31 f.

³ Die Entstehung der Erzämter und ihre Beziehung zum Kurkolleg (Publ. d. Görres-Gesellsch., Sekt. f. Rechts- u. Sozialwissensch. 10), 209.

⁴ Königswahlrecht 69.

den Wählern Ottos, besonders dem Erzbischof von Köln, dem Papste beigebracht worden. Es ist dies immerhin möglich. Wenn ihn dann der Papst als den hauptsächlichsten Wähler bezeichnet hat, so wird das gewiß nur der Wiederhall der Stimme sein, die von Köln nach Rom getönt hatte. Auffallend bleibt es immerhin, daß ein so wichtiges Aktenstück nicht den Eingang ins Registrum super negotiis imperii gefunden hat und uns darin nicht überliefert ist wie alle die anderen Schriftstücke, die uns über die Verhandlungen wegen der Doppelwahl aufklären. Möglich ist es aber auch, daß man in Rom die Zuschriften aus Deutschland im Sinne der Bestimmungen des kanonischen Rechtes über die kirchlichen Wahlen¹ mißverstanden hat und so das principaliter erst an der Kurie den principes zugefügt und damit zuletzt die Behauptung verbunden wurde, die Mehrheit sei für Otto gewesen. Wer zu diesen Fürsten zu zählen sei, darüber wird man sich in Rom den Kopf nicht zerbrochen haben, jedenfalls die Erzbischöfe von Köln und Trier, wohl auch der von Mainz. Ob auch weltliche Fürsten, muß dahingestellt bleiben. Hinter diplomatischen Wendungen und Advokatenkniffen dürfen nicht immer klare Vorstellungen gesucht werden.²

Bekannterweise hat die Dekretale Venerabilem der kanonistischen Literatur Anlaß gegeben, sich mit dem Rechte der deutschen Königswahl zu beschäftigen. Sie mag auch auf den Fortgang der Entwicklung nicht ohne Einfluß geblieben sein.³ Auf die Darstellung Eikes hat sie nicht eingewirkt. Eike scheidet nicht zwischen wahlberechtigten und nichtwahlberechtigten Fürsten. Nach ihm wählen und küren alle Fürsten, Pfaffen und Laien, nur daß die sechs den Kurspruch vor den übrigen abgeben.

Eike geht vielmehr von der tatsäch-

¹ Das auch sonst von Innocenz III. in bezug auf die Entscheidung im Thronstreit angewendet wurde, so in Migne a. a. O. 216, Sp. 998, wie Bernhard von Simson in Analekten zur Geschichte der deutschen Königswahl nachgewiesen hat, Programm Freiburg i. Br. 1895, 32 f.

² Ähnlich in der Bewertung des Schriftstückes Lindner, Königswahl 100 f.; Seeliger, Mitt. Inst. österr. Geschf. 16, 82 f.; Hugelmann, Königswahl 167.

³ Darüber in verdienstlicher Weise Hugelmann, Königswahl 60 f.

lichen Übung aus. Es dürfte sich somit empfehlen, einen kurzen Überblick über die Wahlen zu bieten, die für Eike in Betracht kamen.

Im 12. Jahrhundert war es mehrere Male zu förmlichen Wahlen gekommen, nach dem Tode Heinrichs V., Lothars III. und Konrads III. Dann brach seit 1152 die Überlieferung ab, denn die folgenden Wahlen waren nur sogenannte Designationen, also Wahlvorschläge, die die Billigung der anwesenden Fürsten fanden, ja wohl finden mußten, denn die Ablehnung hätte eine tiefe Kränkung des Vorschlagenden, eine Herausforderung desselben bedeutet, die man nicht wagen konnte, besonders wenn wie gewöhnlich der Vorschlagende der König war. Wer mit der Designation nicht einverstanden war, blieb lieber weg. Eine solche Designation war die Heinrichs VI. von 1169. Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß sich von diesen Wahlen noch lebhaftere Erinnerungen erhalten haben, die zu Eikes Ohren gekommen wären. Man hat früher der Wahl von 1169 große Bedeutung für die Entwicklung des Wahlrechtes zugeschrieben, in Wahrheit wissen wir sehr wenig von ihr; was man von ihr vermutet hat, gehört in das Reich der Phantasie. Anwesend waren die Erzbischöfe von Mainz, Köln, Magdeburg, der Bischof von Würzburg, der Herzog von Sachsen und Bayern, Heinrich der Löwe, die Markgrafen von Brandenburg und Meißen, der Pfalzgraf bei Rhein, der Landgraf von Thüringen und mehrere Grafen und Herren.¹ Dann war Heinrich VI. mit seinem Erbkaiserplan hervorgetreten. Eike erwähnt nichts davon, er war auch gar nicht verpflichtet, davon zu sprechen, da der Vorschlag nicht Gesetz geworden ist. Es folgte die Designation Friedrichs II., bei der nach den Marbacher Annalen der Herzog Philipp von Schwaben neben dem Erzbischof von Mainz besonders hervorgetreten ist,² also ein Fürst, dem der Ssp. kein ausgezeichnetes Kurrecht zuerkennt, der Erzbischof von Köln sich aber der Wahl ferngehalten hatte und erst später huldigte.³

Die Vorgänge bei der Doppelwahl von 1198 waren anscheinend kaum geeignet, vorbildlich zu wirken, denn sie

¹ Stumpf 4102, 1169 Juni 23.

² SS. RR. Germ., ed. Bloch 67.

³ Chronica regia Colon., Cont. I, SS. RR. Germ., ed. Waitz², 159.

waren zum Teil durch die besondere Lage bedingt. Der erste Fürst des Reiches, der Erzbischof von Mainz, und viele andere Fürsten weilten fern von Deutschland im Orient. Dort erneuerten sie, nachdem sie Kunde vom Tode Heinrichs VI. erhalten hatten, den Treuschwur für Friedrich II. Dieselbe Haltung nahmen auch in Deutschland die Fürsten der staufischen Partei ein. Sie begnügten sich, zu Arnstadt den Oheim des Erwählten, den Herzog Philipp von Schwaben, zum Verweser oder Vogt des Kaisers zu wählen.¹ Es waren die Erzbischöfe von Salzburg und Magdeburg, die Herzoge von Sachsen und Bayern.² Aber Erzbischof Adolf von Köln betrieb offen eine neue Königswahl, um das ihm verhaßte Geschlecht der Staufer vom Throne auszuschließen, indem er die Wahl Friedrichs II., weil dieser damals noch ungetauft war, für nichtig erklärte. In dieser für die staufische Sache so gefährlichen Lage erklärte sich Philipp bereit, sich mit Hintansetzung seines jungen Nefen zum König wählen zu lassen, denn es haben sich auch die Anhänger der staufischen Partei der Anschauung der Gegner von der Ungültigkeit der Wahl Friedrichs II. angeschlossen. So kam es zur Wahl Philipps zum römischen Kaiser in Mühlhausen. Bei dieser Wahl gab der Erzbischof Ludolf von Magdeburg als erster den Kurspruch für Philipp ab.³ Die Wahl war das Werk derselben Fürsten, die Philipp zum Vogt des Reiches gewählt hatten. In der Folge traten ihr die meisten geistlichen und weltlichen Fürsten von Ost- und Süddeutschland bei, vor allem die Herzoge von Österreich und Böhmen, die Markgrafen von Brandenburg und Meißen, der Landgraf von Thüringen usw. Aber die geistlichen Anhänger Philipps, die Erzbischöfe von Salzburg und Magdeburg, Bremen und Besançon sowie der Patriarch von Aquileia standen, mit Ausnahme des Erzbischofs von Trier, der aber auch erst im Laufe der Zeit zu Philipp übertrat, nicht an der Spitze der deutschen Hierarchie. Es war das Verhängnis Deutschlands, daß der bei Abwesenheit des Mainzers in der ersten Linie stehende Adolf von Köln, ein Graf von Berg, sich mit den Staufern ver-

¹ Winkelmann 1, 68.

² Otto von St. Blasien, Chronik, c. 46, SS. RR. Germ., ed. Hofmeister 72 f.

³ Chronicon Montis Sereni zu 1198, MM. SS. 23, 167; Magdeburger Schöffenchronik, Chronik deutscher Städte 7, I, 123.

feindet hatte. Jetzt erklärte er im Vereine mit dem Erzbischof von Trier, es sei unerhört, daß jemals ein König in Sachsen gewählt worden sei, die Königswahl sei ihre Sache.¹ Man hat gemeint, daß Adolf für sich und Trier damit ein Vorrecht beansprucht habe; das liegt in den Worten nicht. Er hat sicher nur so viel sagen wollen, daß er eine Umgehung seiner Person nicht dulden wolle. Daß dabei sein Krönungsrecht, das er durch die ‚Kaiserwahl‘ gefährdet sehen mochte, in die Wagschale fiel, dürfte zuzugeben sein,² die hochpolitischen Gedanken aber, die ihm Mario Krammer unterstellt, sind nur ein Nebelgebilde und werden durch das spätere Verhalten des Erzbischofs Lügen gestraft. Es waren höchst eigensüchtige Gründe, die diesmal, wie leider so oft in der deutschen Geschichte, bestimmend waren und über Deutschland ungeheures Unglück gebracht haben. Adolf schrieb einen Wahltag aus und, als die Verhandlung mit Bernhard von Sachsen und Bernhard von Zähringen gescheitert waren, schritt er zur Wahl Ottos IV. Außer Köln, das wahrscheinlich auch für den abwesenden Trierer Erzbischof gestimmt hatte, waren nur noch einige rheinische und westfälische Geistliche, die Bischöfe von Paderborn und Minden, die Äbte von Werden, Cornelienmünster und Corvey, Graf Balduin von Flandern und einige rheinische Grafen und Edle beteiligt, wie Graf Albert von Kuyk und Graf Albrecht von Dachsburg. Der abwesende Herzog Heinrich von Brabant war, wie es scheint, durch seine Gemahlin vertreten. Man hat bei dieser Wahl aus dem consensi, mit dem

¹ Chron. reg. Col., Cont. I, a. a. O. 162: *Coloniensis et Treverensis archiepiscopi electionem regis sui iuris firmantes*. Die Nachricht der Weingartner-Fortsetzung des Honorius Augustodunensis, MM. SS. 21, 480, wonach Adolf die Abwesenheit von Mainz und des palatinus regalis aulae, unter dem Buchner, Entstehung 212 f., nicht, wie man allgemein gemeint hat, den Pfalzgrafen, sondern den Herzog von Brabant als Herzog von Nieder-Lothringen verstehen will, besonders als Ungültigkeitsgrund betont hat, ist sicher irrig, denn unter diesem Gesichtspunkte hätte er auch die Wahl Ottos nicht gelten lassen dürfen. (De cetero Coloniensis archiepiscopus malignabatur adversum eum electionemque talem calumpnians cui nec Moguntinus archiepiscopus seu palatinus regalis aulae interfuerint.) Über Ssp. Ld. Zeumer 143, s. unten.

² So Bloch, Die staufischen Kaiserwahlen 64.

³ Kurfürstenkollegium 17 f.

der Graf von Kuyk die Zuschrift der Wähler an den Papst zum Unterschiede von dem *elegi* der anderen unterzeichnet, mit Recht gefolgert, daß das Recht zu küren, so wie es sich auch aus dem Ssp. ergibt, auf die Mitglieder des von Ficker sogenannten neueren Reichsfürstenstandes beschränkt worden sei, daß man den Grafen nur mehr ein Recht der Zustimmung einräumte.¹ Doch ist nicht zu übersehen, daß sowohl der Graf von Flandern wie der von Dachsburg von ihrem *eligere* sprechen.² Die Erklärung der Wähler Philipps geht nur von Fürsten aus. Grafen und freie Herren waren nebst Reichsministerialen bei der Wahl anwesend. Ob sie mitgewählt haben, bleibt zweifelhaft. Vielleicht sollte gerade die Bezeichnung der *principes ad quos spectat regis electio* die nicht zum engeren (neueren) Fürstenstand zählenden Edlen ausschließen.

Im Thronkampfe folgten wiederholte Wahlen.³ So unterzog sich Philipp vor seiner Krönung zu Aachen einer neuen Wahl. Es sollte auf diese Weise zu einer einstimmigen Wahl kommen. Man wollte namentlich den früher feindlichen, jetzt zu Philipp übergetretenen Fürsten, vor allem dem Erzbischof von Köln und dem Pfalzgrafen bei Rhein, Gelegenheit bieten, Philipp zu küren.⁴ Über den Hergang der Wahl ist weiter nichts bekannt. Auch die Wahl Ottos IV. wurde nach der Ermordung König Philipps wiederholt. Es erfolgte zunächst zu Halberstadt eine Stammeswahl durch die sächsischen und thüringischen Fürsten, wobei der Erzbischof Albert von Magdeburg die erste Stimme abgab; Herzog Bernhard von Sachsen,

¹ Ficker, Reichsfürstenstand 1, 155 f., 2, 16 u. 17, n. 4. Dagegen Lindner, Königswahl 98, Seeliger, Mitt. Inst. österr. Geschf. 16, 84 f. Dafür in neuerer Zeit Mario Krammer, Kurkollegium 25, der in der Zurückschraubung der Grafen auf das Zustimmungsrecht einen Punkt des politischen Programms des Erzbischofs Adolf sehen will; Ernst Mayer, Deutsche und franz. Verfassungsgesch. 2, 391; Hugelmann, Königswahl 167; Buchner, Entstehung 167; Bloch, Kaiserwahlen 303.

² MM. Const. 2, 21, 22. Beide nehmen allerdings eine bevorzugte Stellung ein, daher schreiben sie eigens über die Wahl an den Papst.

³ Auf eine wiederholte Wahl Ottos kann aus MM. Const. 2, 6 nicht geschlossen werden.

⁴ Die Deutung von Bloch, Kaiserwahlen 74, ist sicherlich abzulehnen. Vgl. Bloch selber a. a. O., n. 4, und Rodenberg, Wiederholte deutsche Königswahlen, Gierke, Unters. 28, 6 f.

der Markgraf von Meißen, der Landgraf von Thüringen und die anderen: „ad quos electio regis pertinere videbatur“ folgten.¹ Anwesend war auch der Erwählte Otto von Würzburg. Dieser stellte allerhand Bedingungen, verlangte vor allem Geldentschädigungen für Schäden, die seine Kirche erlitten hatte. Doch müssen seine Forderungen Schwierigkeiten begegnet sein; er verließ die Versammlung und stimmte erst am nächsten Tage der Wahl zu.

Nochmals kam es zu einer Wahl auf dem großen Reichstage zu Frankfurt im November 1208. Georg Waitz hat die Vornahme einer Wahl geleugnet und nur eine Anerkennung gelten lassen wollen.² Aber die Quellen sprechen zu deutlich, um einen Zweifel aufkommen zu lassen, und wiederholte Wahlen sind nichts Außergewöhnliches gewesen. Die Versammlung wurde deshalb nicht vom König wie andere Reichstage, sondern als Wahlversammlung von den rheinischen Erzbischöfen und dem Pfalzgrafen einberufen. Über den Vorgang selber schweigen die Quellen. Selbst die anwesenden Fürsten, deren nach der Kölner Chronik 55 gewesen sein sollen,³ lassen sich nur zum geringsten Teil feststellen. Nur die Anwesenheit des Erzbischofs von Trier, des Herzogs von Bayern, des Bischofs von Speier, des Markgrafen von Meißen und einiger kleinerer Reichsstände läßt sich urkundlich nachweisen.⁴ Doch sind höchstwahrscheinlich auch der Erzbischof von Mainz und der Pfalzgraf bei Rhein anwesend gewesen. Der Erzbischof von Köln war kurz vorher gestorben. Nach Arnold von Lübeck nahmen in besonders reicher Zahl die Fürsten aus Franken, Bayern und Schwaben teil. Ob auch die sächsischen kamen,

¹ Arnold von Lübeck, *Chronica Slavorum* MM. SS. 21, 245. Vgl. Winkelmann 2, 111 f.; Böhmer-Ficker V, 4, 10706 a. Von Lindner, *Königswahlen* 111 f., wird die Darstellung Arnolds ohne Grund bezweifelt; vgl. Rodenberg, *Königswahlen* 16 f.

² Die deutschen Reichstage zu Frankfurt und Würzburg 1208 und 1209, *Forsch. deutsch. Gesch.* 13, 204 f. Dagegen Winkelmann 2, 122 f. und 480 f.; Böhmer-Ficker V, 1, 240 d. Für Waitz auch Kirchhöffer, *Entstehung des Kurkollegiums* 66, und Mario Krammer, *Kurkollegium* 47; vgl. aber Rodenberg, *Königswahlen* 17, der darin mit Recht eine Festigung der Rechtsstellung Ottos, aber in der Form einer Wahl sieht.

³ *Chron. reg. Col. Contin.* II SS. RR. Germ. 183.

⁴ Böhmer-Ficker V, 1, 244.

läßt sich mit Ausnahme des Markgrafen von Meißen nicht entscheiden; zweifelhaft bleibt es vor allem für den Herzog von Sachsen und den Markgrafen von Brandenburg.

Es erfolgten dann die Wahlen Friedrichs II. nach der Exkommunikation Ottos IV. Zu Bamberg zwar, wo der Erzbischof von Mainz, der Landgraf von Thüringen, der König von Böhmen und andere Fürsten und Edlen sich zusammenfanden, war es noch nicht zur Wahl gekommen,¹ wohl aber im September 1211 zu Nürnberg, und zwar zur Kaiserwahl.² Als Wähler nennen Burchard von Ursperg³ und die Magdeburger Schöffenchronik⁴ die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Magdeburg, den König von Böhmen, die Herzoge von Bayern und Österreich und den Landgrafen von Thüringen. Daß Böhmen bei der Wahl besonders hervortrat, bezeugte König Friedrich II. selber in seinem Privileg von 1212 September 26, ja danach scheint es, als ob der Böhme dabei als der erste unten den Laien den Kurspruch getan hätte.⁵

Auch Friedrichs Wahl wurde wiederholt. Als er nach Deutschland gekommen war, unterzog er sich vor der Krönung zu Frankfurt am 5. Dezember 1212⁶ einer neuen Wahl zum römischen König. Es sollen viele Fürsten teilgenommen haben. Sicher ist es von den Herzogen von Bayern und Zähringen und dem Landgrafen von Thüringen, wahrscheinlich von den drei rheinischen Erzbischöfen, dem Bischof von Worms und dem Herzog von Lothringen, zweifelhaft vom König von Böhmen. Natürlich fehlten Sachsen und Brandenburg, die an der

¹ Chron. reg. Col. Contin. III, SS. RR. Germ., ed Waitz ², 232.

² Winkelmann a. a. O. 2, 279; vgl. Rodenberg 38, dessen Ansichten noch immer die treffendsten sind.

³ SS. RR. Germ., ed. Holder-Egger und Simson ², 99.

⁴ Chron. d. deutsch. Städte 7, I, 136.

⁵ Böhmer-Ficker V, 1, 672; MM. Const. 2, 43. Ottokar: a primo inter alios principes specialiter pre ceteris in imperatorem nos elegit. Das kann allerdings auch heißen: Von Anfang an faßte er meine Wahl besonders ins Auge.

⁶ Winkelmann 2, 333; Böhmer-Ficker V, 1, 680 a. Rodenberg 39 f. sieht in der Nürnberger Wahl nur eine Designation, in der Frankfurter die endgültige Wahl. Designation doch nur im Sinne eines Vorschlages; aber er empfindet die Schwierigkeit selber, daß Friedrich schon vor Frankfurt als König aufgetreten ist.

Sache Ottos festhielten. Nach Ottos Tode kam es zu keiner erneuerten Wahl, wohl weil die überwiegende Mehrheit der Fürsten bereits Friedrich II. als König anerkannten und er längst schon gekrönt war. Diejenigen, die es noch nicht taten, huldigten zu Erfurt.¹ Außer den sächsischen Fürsten nahmen auch der Erzbischof von Mainz, der Pfalzgraf bei Rhein und der Herzog von Brabant an diesem Hoftage teil.² Nachher wurden, dem Testamente Ottos entsprechend, die Reichsinsignien an Friedrich II. zu Goslar ausgeliefert.

Noch kommt für die Zeit, in die man die Entstehung des Ssp. versetzt, eine Wahl in Betracht, die des Sohnes Friedrichs II., Heinrichs (VII.), zum römischen König. Sie erfolgte vielleicht durch Designation, dann aber nicht durch eine solche des Vaters. Denn mochte Friedrich auch die Königswahl seines Sohnes, wie er selber gesteht, nach Kräften betreiben, so hatte er alle Ursache, sich im Hintergrund zu halten. Denn die Wahl verletzte seine Zugeständnisse an den päpstlichen Stuhl. So erfolgte sie in seiner Abwesenheit.³ Über den Vorgang berichten der Kanzler Bischof Konrad von Metz und Speier an den Papst⁴ und die Marbacher Jahrbücher (Neuburger Fortsetzung)⁵ anscheinend nicht in völlig übereinstimmender Weise. Nach jenem fielen auf Heinrich *vota tam electorum quam etiam omnium principum et nobilium Teutonie*, nach den Marbacher Jahrbüchern wurde er durch den Bischof Otto von Würzburg, seinen Pfleger, *de consensu principum* erwählt. Als anwesend ergeben sich die Erzbischöfe von Mainz, Köln, Trier und Magdeburg, der Bischof Konrad von Metz und Speier, die Bischöfe von Lüttich, Münster, Regensburg, Eichstätt, Bamberg, Worms, Naumburg, Basel und Havelberg, der Pfalzgraf bei Rhein, zugleich Herzog von Bayern, der Herzog von Brabant, der Landgraf von Thüringen, die Markgrafen von Namur und Baden, Grafen und Edle. Viel besprochen ist die Schei-

¹ *Annales Stadenses* zu 1218 MM. SS. 16, 357: *in imperio confirmatur*. Dazu Böhmer-Ficker V, 1, 1023 a; dort auch über den Zeitansatz.

² Böhmer-Ficker V, 1, 1024 u. 1031.

³ Winkelmann, *Acta imperii inedita* 1, Nr. 180; vgl. Bloch, *Kaiserwahlen* 109 f.; dagegen mit Recht Wunderlich 132.

⁴ MM. *Epistolae saec. XIII.* 1, 127.

⁵ SS. RR. Germ., ed. Bloch 89.

dung von *electores* und *omnes principes* im Brief des Kanzlers. Theodor Lindner glaubte, daß in den *electores* die anwesenden, in den übrigen die abwesenden Fürsten zu verstehen seien.¹ Seeliger wieder hielt die *electores* für die Fürsten im Gegensatz zu den zustimmenden Grafen und Herren.² Aber der Kanzler teilt gerade die Fürsten ein in *electores* und zustimmende. Es können somit nur einige der Anwesenden den Kurspruch gesprochen haben, die anderen stimmten mit den Grafen und Edlen zu. Noch weniger liegt ein Anhalt vor, unter den *electores* die anwesenden Fürsten zu verstehen. Mario Krammer³ sucht den Widerspruch zwischen dem Schreiben des Reichskanzlers und den Marbacher Annalen so zu beseitigen, daß er das eine auf die *nominatio* von Frankfurt von 1220, die Nachricht der Marbacher Jahrbücher auf eine zugleich mit der Königskrönung Heinrichs zu Aachen 1222 erfolgte förmliche Kur bezieht, wofür er sich auf die Jahrbücher von Speyer⁴ beruft. Aber diese Annahme erklärt den Unterschied zwischen den *electores* und den anderen *principes* im Briefe des Kanzlers nicht und schiebt den sonst gut unterrichteten Marbacher Jahrbüchern ein Versehen unter. Dazu spricht der Kaiser in seinem Briefe an den Papst vom Jahre 1220 von der *electio* der Fürsten und von *electores*.⁵ So bleibt nichts übrig, als die *electores* als bevorzugte Wähler aufzufassen. Nach den Marbacher Jahrbüchern ist nur der Bischof von Würzburg *elector* und alle übrigen stimmen zu. Entspricht die Stelle einer Tatsache, so ist doppeltes denkbar. Entweder es hat eine *electio per unum* stattgefunden, dann sind die *vota* bei der Wahlverhandlung abgegeben worden, die sich zu einem *skrutinium*, der Abstimmung eines engeren Kreises, umbildet, und der Bischof von Würzburg ist als *elector* im Namen und Auftrag der übrigen Wähler aufgetreten.⁶ Andere Fürsten, die nicht in den engeren Kreis der Wähler aufgenommen sind, geben gleich den Laien

¹ Königswahl 117; so schon vor Lindner Tannert, Die Entwicklung des Vorstimmrechtes unter den Staufern und die Wahltheorie des Sachsen-spiegels 5, n. 4; Bruno Wunderlich, Königswahl 23.

² Mitt. Inst. österr. Gesch. 16, 88.

³ Kurfürstenkollegium 84.

⁴ MM. SS. XVII, 84.

⁵ Winkelmann, Acta Imperii inedita 1, 180.

⁶ Anders erklärt den *elector* Ernst Mayer, Götting. gel. Arg. 1919, 173.

bei den Bischofswahlen die Zustimmung. Eine Nachahmung kirchlicher Wahlbräuche finden wir auch sonst bei dieser Wahl, indem ein Wahlprotokoll aufgenommen wird, ein *processus electionis* neben den bisher üblichen Schreiben der Wähler an den Papst. Oder aber der Bischof von Würzburg stellt den Wahlvorschlag wie sonst bei den Designationen der Vater. Darauf antworten die *electores* mit dem Kurspruch, die übrigen stimmen zu.¹ Sei dem wie ihm wolle, das eine ist sicher dem Briefe des Reichskanzlers zu entnehmen, daß die rechtserzeugende Handlung, der Kurspruch, auf eine kleinere Anzahl von Fürsten eingeschränkt erscheint, die übrigen auf die Zustimmung beschränkt sind, wie dies auch bei der Wahl Konrads IV. von 1237 der Fall ist.² Damit aber kommt der Wahl von 1220 entscheidende Bedeutung für die Entwicklung des Kurfürstenkollegiums zu. Der Gedanke, den Kreis der Wähler einzuengen, wird dann wohl auf den Kaiser zurückzuführen sein,³ vielleicht auch auf den geschäftsgewohnten Kanzler, dem, wie seinen geistlichen Amtsbrüdern, das kanonische Wahlrecht von den vielen geistlichen Wahlen her bekannt sein mußte.

Fassen wir diese Wahlen ins Auge, so ergibt sich, daß kaum eine geeignet war, wenn wir etwa von der Frankfurter von 1208 absehen, dem Ssp. als Vorbild zu dienen. Die von 1220 war es schon gewiß nicht, denn die Scheidung von wählenden und zustimmenden Fürsten ist dem Ssp., wie wir gesehen haben, fremd. Und doch haben gerade die Doppelwahlen den Anlaß geboten, das Wahlrecht zu erörtern und dann in der Folge, um es fortzubilden. Es sind

¹ Als Erstkurberechtigte faßt die *electores* auch Krammer a. a. O. 64; Buchner, Entstehung 222 f., hält den Bischof von Würzburg für den, der im Namen des Mainzers den Kurspruch sprach. Als Bevorrechtigte faßt die *electores* ferner Ficker, Mitt. Inst. österr. Geschf. 3, 58.

² Hugelmann, Die Wahl Konrads IV.

³ Was dagegen von Mario Krammer angeführt wird, um Friedrich als Anhänger des allgemeinen Wahlrechtes der Fürsten zu erweisen, ist nicht beweiskräftig. Friedrich betont nur das Wahlrecht der Fürsten als die Wurzel seines Rechtes. Und wenn er dann vom Wahlrecht aller Fürsten spricht, liegt darin wohl auch die Absicht, sie alle als durch das päpstliche Vorgehen in ihren Rechten bedroht darzustellen, also ein diplomatischer Kunstgriff.

Wahltheorien entstanden, um an ihnen die Rechtmäßigkeit der Wahlen zu prüfen, und auch Eike bietet eine solche. Keine vollkommen richtige, denn es läuft ihm unter anderem der Fehler unter, Trier an die Spitze der sechs Fürsten zu stellen, die vor den anderen küren. Das hat ihm schon Ulrich Stutz mit Recht vorgeworfen.¹ Irrte er auch in diesem und anderem, so geht er oder sein Gewährsmann doch bei seiner Darstellung von der tatsächlichen Übung aus, daß einzelnen Fürsten das Recht zustand, vor den übrigen den Kurspruch zu tun. Denn ein solches Recht hat sicher bestanden. Das ergibt sich schon aus der ständischen Ordnung der Gesellschaft im Mittelalter. Man hat damals auf den Rang kein geringeres Gewicht gelegt als auf andere Rechte. Das Nibelungenlied läßt das Verhängnis entstehen aus dem Rangstreit der Königinnen. Was einer war, zeigte schon die Stelle, in der er unter seinen Genossen erschien. Es sei nur an die Heerschildordnungen gedacht. Wer von seinem Genossen Lehen nimmt, rückt um einen Platz tiefer. Die goldene Bulle hat in sehr ausführlicher Weise die Rangordnung unter den Kurfürsten geregelt, damit ja keiner sich zurückgesetzt fühle. Bei der Anordnung der Zeugen in den Urkunden wird eine feste Reihenfolge eingehalten, die freilich manchmal aus besonderem Anlasse durchbrochen sein kann oder aus Unkenntnis nicht beachtet wird.² Diese Rangordnung gilt auch für feierliche Aufzüge und Handlungen. Und ebenso für die Wahlen. Sicher ist bei den Papst- und Bischofswahlen nach der Rangordnung der Wähler gestimmt worden. Das gilt nicht nur für Kardinäle und Domherren, sondern selbst für Laien, sofern ihnen noch ein Anteil an solchen Wahlen zukommt. Es sei hier verwiesen auf den bereits oben erwähnten *Dialogus clericici et laici*,³ der Schrift eines auf päpstlicher Seite stehenden Geistlichen, der das Vorgehen des Papstes Innocenz III. gegen den Erzbischof Adolf von Köln

¹ Die rheinischen Erzbischöfe und die deutsche Königswahl, Fest-schrift, Heinrich Brunner dargebracht, 71; ders., Der Erzbischof von Mainz und die deutsche Königswahl 103.

² Ficker, Reichsfürstenstand 1, 156 f.

³ Die Stelle schon vermerkt von Ficker, Wiener Sitzungsber., phil.-hist. Kl. 23, 101.

nach dessen Abfall zur Sache Philipps rechtfertigen will. Unter dem zustimmungsberechtigten Stiftsadel komme bei der Wahl des Erzbischofs dem Grafen von Sayn als dem Stiftsvogte die erste Stimme zu.¹

So war es sicher auch bei der deutschen Königswahl. Friedrich I. bezeugt in einem Weistum, seine Wahl sei erfolgt zunächst durch den Erzbischof von Mainz: *deinde quod superest caeteris secundum ordinem principibus.*² Schon längst war anerkannt, daß Mainz die erste Stimme bei der Wahl abzugeben habe. Friedrich I. hat aus Anlaß des Streites mit Papst Hadrian IV. wegen der Verwendung des Wortes *beneficium* für die Kaiserkrone erklärt, daß er die Krone nur Gott verdanke: *electionis primam vocem Maguntino archiepiscopo deinde quod superest caeteris secundum ordinem principibus recognoscimus.*³ Ja, dieses Vorrecht des Mainzer Erzbischofs läßt sich bekanntlich zurückverfolgen bis zur Wahl Konrads II. Denn auch da kürt als erster der Erzbischof von Mainz und nach ihm die anderen, da seine *sentencia*, wie Wipo sagt, *ante alios accipienda est.*⁴ Allerdings ist dieses Recht des Mainzers nicht immer beachtet worden. Lothar III. wird zuerst in ungeordneter Weise durch Laien zum König ausgerufen.

¹ SS. RR. Germ. Chron. reg. Col., ed. Waitz², 318. *Laicus: Si electio enim fieri poterat, illa celebrari non debuit nisi presentibus nobilibus terre, beneficiatis hominibus sancti Petri et summis officialibus episcopi, quorum est electionem approbare . . . Clericus: Fateor hoc, quod si cathedra sancti Petri solito more vacaret, dies electionis prefigi et nobiles terre convocari deberent . . . tamen electio, que facta est, non est usquequaque sine nobilibus terre celebrata. Aderat enim comes de Seine, maioris ecclesiae advocatus, cuius prima vox est in assensu prestando. Aderat dux de Limburg et alii nobiles quam plures et populus multus nimis. Vgl. auch Below, Wahlrecht der Domkapitel 3, n. 2.*

² MM. Const. 1, 167. So auch Ulrich Stutz, Der Erzbischof von Mainz und die deutsche Königswahl 66 f., mit Berufung auf Wipo.

³ Ficker, Reichsfürstenstand 2, 28; Ernst Mayer, Deutsche und franz. Verfg. 2, 391; Ficker, Wiener Sitzungsber., phil.-hist. Kl. 23, 101; Hugo Hladike, Kurrecht und Erzamt, Programm von Pforta 1872, 14 f.; Ulrich Stutz, Erzbischof von Mainz 1 f., 58, 65 f. Auf die Frage, ob die geistlichen Fürsten von Anfang an der Wahl beteiligt waren, und auf den Rechtsgrund ihrer Beteiligung braucht hier nicht eingegangen zu werden.

⁴ *Narratio de electione Lotharii*, MM. SS. 12, 511 f.

Wenn so das Erstkurrecht von Mainz feststeht, läßt sich ein Vorkurrecht der anderen Fürsten, die später zu Kurfürsten geworden sind, in den Quellen nicht nachweisen,¹ so sehr man sich darum bemüht hat. Daß Köln und Trier auf Mainz folgten, entsprach schon der kirchlichen Rangordnung dieser Hochstifte. Natürlich galt das alles nur für den Fall, als die Erzbischöfe anwesend waren. Noch bei den Wahlen von 1198 und 1208 haben geistliche Fürsten, die nicht Kurfürsten geworden sind, vor Laienfürsten gestimmt, die Kurfürsten geworden sind. Für Philipp und Otto haben dabei als erste die Erzbischöfe Ludolf und Albert von Magdeburg, wie bereits erwähnt, gestimmt, ein Beweis, daß damals noch die geistlichen Fürsten den weltlichen vorangingen. Oder galt dies nur für die Metropolen?

Noch schlimmer steht es mit dem Nachweis eines Erstkurrechtes der späteren weltlichen Kurfürsten. Alle Bemühungen, ein solches nachzuweisen, sind vergeblich gewesen. Bei Stammeswahlen tritt allerdings der Stammesherr in der älteren Zeit hervor. So der Herzog Bernhard von Sachsen bei der Wahl des Königs Heinrichs II. von Merseburg, wo er dem König die Lanze als Zeichen der Anerkennung überreicht.² Sonst ist ein Erstkurrecht weltlicher Fürsten nicht nachzuweisen. Auch nicht für die Stammesherrn. Denn aus ihrer Gegenwart, auch aus dem Streben der Stammesfürsten im Einvernehmen mit ihrem Stammesherrn vorzugehen, darf nicht mit Buchner auf ein Erstkurrecht der Herzöge geschlossen werden.³ An sich ist es allerdings wahrscheinlich, daß die zu einem Herzogtum gehörigen geistlichen Fürsten bei der Kur hinter den Herzog zurückgetreten sind und daß es auf diese Weise zu einem Erstkurrecht weltlicher Fürsten vor geistlichen gekommen ist. Bei der Wahl von 1208, auf die Bloch verweist,

¹ Die Annahme von Bloch, Kaiserwahlen 298 f., daß die Entwicklung durch Reichsgesetze bestimmt worden sei, wird mit Recht abgelehnt durch Wunderlich, Neuere Ansichten 138 f.

² Thietmari Merseburgensis Chronica, SS. RR. Germ., ed. Kurze V, c. 16 und 17.

³ Die deutschen Königswahlen und das Herzogtum Bayern, Gierkes Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte 117.

nach dessen Abfall zur Sache Philipps rechtfertigen will. Unter dem zustimmungsberechtigten Stiftsadel komme bei der Wahl des Erzbischofs dem Grafen von Sayn als dem Stiftsvogte die erste Stimme zu.¹

So war es sicher auch bei der deutschen Königswahl. Friedrich I. bezeugt in einem Weistum. seine Wahl sei erfolgt zunächst durch den Erzbischof von Mainz: *deinde quod superest caeteris secundum ordinem principibus.*² Schon längst war anerkannt, daß Mainz die erste Stimme bei der Wahl abzugeben habe. Friedrich I. hat aus Anlaß des Streites mit Papst Hadrian IV. wegen der Verwendung des Wortes *beneficium* für die Kaiserkrone erklärt, daß er die Krone nur Gott verdanke: *electionis primam vocem Maguntino archiepiscopo deinde quod superest caeteris secundum ordinem principibus recognoscimus.*³ Ja, dieses Vorrecht des Mainzer Erzbischofs läßt sich bekanntlich zurückverfolgen bis zur Wahl Konrads II. Denn auch da kürt als erster der Erzbischof von Mainz und nach ihm die anderen, da seine *sentencia*, wie Wipo sagt, *ante alios accipienda est.*⁴ Allerdings ist dieses Recht des Mainzers nicht immer beachtet worden. Lothar III. wird zuerst in ungeordneter Weise durch Laien zum König ausgerufen.

¹ SS. RR. Germ. Chron. reg. Col., ed. Waitz², 318. *Laicus: Si electio enim fieri poterat, illa celebrari non debuit nisi presentibus nobilibus terre, beneficiatis hominibus sancti Petri et summis officialibus episcopi, quorum est electionem approbare . . . Clericus: Fateor hoc, quod si cathedra sancti Petri solito more vacaret, dies electionis prefigi et nobiles terre convocari deberent . . . tamen electio, que facta est, non est usquequaque sine nobilibus terre celebrata. Aderat enim comes de Seine, maioris ecclesiae advocatus, cuius prima vox est in assensu prestando. Aderat dux de Limburg et alii nobiles quam plures et populus multus nimis. Vgl. auch Below, Wahlrecht der Domkapitel 3. n. 2.*

² MM. Const. 1, 167. So auch Ulrich Stutz, Der Erzbischof von Mainz und die deutsche Königswahl 66 f., mit Berufung auf Wipo.

³ Ficker, Reichsfürstenstand 2. 28; Ernst Mayer, Deutsche und franz. Verfg. 2. 391; Ficker, Wiener Sitzungsber., phil.-hist. Kl. 23, 101; Hugo Hädike, Kurrecht und Erzamt, Programm von Pforta 1872, 14 f.; Ulrich Stutz, Erzbischof von Mainz 1 f., 58, 65 f. Auf die Frage, ob die geistlichen Fürsten von Anfang an der Wahl beteiligt waren, und auf den Rechtsgrund ihrer Beteiligung braucht hier nicht eingegangen zu werden.

⁴ *Narratio de electione Lotharii*, MM. SS. 12, 511 f.



Wenn so das Erstkurrecht von Mainz feststeht, läßt sich ein Vorkurrecht der anderen Fürsten, die später zu Kurfürsten geworden sind, in den Quellen nicht nachweisen,¹ so sehr man sich darum bemüht hat. Daß Köln und Trier auf Mainz folgten, entsprach schon der kirchlichen Rangordnung dieser Hochstifte. Natürlich galt das alles nur für den Fall, als die Erzbischöfe anwesend waren. Noch bei den Wahlen von 1198 und 1208 haben geistliche Fürsten, die nicht Kurfürsten geworden sind, vor Laienfürsten gestimmt, die Kurfürsten geworden sind. Für Philipp und Otto haben dabei als erste die Erzbischöfe Ludolf und Albert von Magdeburg, wie bereits erwähnt, gestimmt, ein Beweis, daß damals noch die geistlichen Fürsten den weltlichen vorangingen. Oder galt dies nur für die Metropolitane?

Noch schlimmer steht es mit dem Nachweis eines Erstkurrechtes der späteren weltlichen Kurfürsten. Alle Bemühungen, ein solches nachzuweisen, sind vergeblich gewesen. Bei Stammeswahlen tritt allerdings der Stammesherzog in der älteren Zeit hervor. So der Herzog Bernhard von Sachsen bei der Wahl des Königs Heinrichs II. von Merseburg, wo er dem König die Lanze als Zeichen der Anerkennung überreicht.² Sonst ist ein Erstkurrecht weltlicher Fürsten nicht nachzuweisen. Auch nicht für die Stammesherzöge. Denn aus ihrer Gegenwart, auch aus dem Streben der Stammesfürsten im Einvernehmen mit ihrem Stammesherzoge vorzugehen, darf nicht mit Buchner auf ein Erstkurrecht der Herzöge geschlossen werden.³ An sich ist es allerdings wahrscheinlich, daß die zu einem Herzogtum gehörigen geistlichen Fürsten bei der Kur hinter den Herzog zurückgetreten sind und daß es auf diese Weise zu einem Erstkurrecht weltlicher Fürsten vor geistlichen gekommen ist. Bei der Wahl von 1208, auf die Bloch verweist,

¹ Die Annahme von Bloch, Kaiserwahlen 298 f., daß die Entwicklung durch Reichsgesetze bestimmt worden sei, wird mit Recht abgelehnt durch Wunderlich, Neuere Ansichten 138 f.

² Thietmari Merseburgensis Chronica, SS. RR. Germ., ed. Kurze V, c. 16 und 17.

³ Die deutschen Königswahlen und das Herzogtum Bayern, Gierkes Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte 117.

ebenso ablehnen¹ wie die Deutung von Brandenburg als camera imperii auf den Markgrafen als Erzkämmerer durch Mario Krammer.² Wer die Verbindung der Erzämter mit bestimmten Fürstentümern und den Vorrang der Träger der Erzämter vor den anderen Fürsten auch bei der Königskur leugnet, der wird das spätere Kurrecht von Böhmen und Brandenburg und den Ausschluß Bayerns, Schwabens, Thüringens, Meißens vom Kurkolleg nie erklären können,³ denn daß Sachsen und Brandenburg deswegen das Kurrecht erworben haben sollen, weil sie am längsten auf der Seite Ottos standen, wie Mario Krammer geglaubt hat,⁴ ist ungereimt. Auch der Einfluß des Ssp. ist überschätzt worden. Es ist gar nicht daran zu denken, daß das Rechtsbuch bereits in den dreißiger Jahren in Süddeutschland oder am Rhein Beachtung gefunden habe, wie Mario Krammer⁵ und Hugelmann⁶ gemeint haben. Das hieße Gegenwartsanschauungen ins Mittelalter hineinragen. Das Rechtsbuch ist ja nach dem Befund der Handschriften in Süddeutschland und am mittleren Rhein nie heimisch geworden. Wie es zur Kenntnis von Süddeutschen gekommen ist, darüber hat Anton Schönbach⁷ höchst ansprechende Vermutungen aufgestellt, die freilich, weil an entlegenem Orte geäußert, in den Kreisen der Rechtshistoriker keine Beachtung gefunden haben, nämlich im Lektorat der deutschen Minoriten zu Magdeburg. Erst auf die Verhandlungen der fünfziger Jahre mag der Ssp. Einfluß genommen haben. Ebensowenig ist anzunehmen, daß Eike aus patriotischen oder hochpolitischen Gründen die Erzämter für Sachsen und Brandenburg erfunden habe.

¹ Histor. Vierteljahrschr. 14, 255 f.; dagegen mit Recht Paul Schubert, Mitt. Inst. österr. Geschf. 34, 490 f.

² Über den Ursprung der brandenburgischen Kur, Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte 26, 2 f. Der Aufsatz von Krabbo in den Jahresberichten des hist. Vereins zu Brandenburg 41 und 42 ist mir nicht zugänglich.

³ Selbst die Aufnahme Sachsens in das bevorzugte Kolleg der Wähler im Jahre 1198, wie sie sich Mario Krammer vorstellt (Kurfürstenkolleg 33), entbehrt jeder quellenmäßigen Unterlage.

⁴ Forsch. zur preuß. u. brandenb. Gesch. 26, 358 f.

⁵ Kurrecht und Erzkanzleramt, Histor. Aufsätze für Zeumer 358 f.

⁶ Wahl Konrads IV. 61 f.

⁷ Wiener Sitzungsber., phil.-hist. Kl., 155, IV, 97.

Solche politischen Gedanken können ihm im einzelnen Falle eingeflößt worden sein, ein kleiner Edle hat gewiß von sich aus keine so hochgehenden Pläne gesponnen. Wären sie ihm aber von Brandenburg oder Sachsen mitgeteilt worden, so hätten doch deren Genossen die benachbarten Reichsfürsten und alle, die sich aus dem werdenden Kurkolleg ausgeschlossen sahen, solche Anmaßungen mit Hohn zurückgewiesen. Sie können also nicht erfunden sein und ebensowenig das Erstkürrecht dieser Fürsten. Die Macht war es gewiß nicht, die da entschied. Denn Brandenburgs große Tage unter Albrecht dem Bären waren längst dahin. Im 13. Jahrhundert beteiligt es sich fast gar nicht an den Reichsgeschäften und damit an den Königswahlen. Es waren Klänge aus dem 12. Jahrhundert, die bei Eike weitertönten.

Wie es dann zur Bildung des Kurkollegiums und zum ausschließlichen Wahlrecht der Kurfürsten kam, berührt uns hier nicht weiter. Gewiß haben da Machtfragen und persönliche Verhältnisse mitgewirkt. Zum Beispiel beim Pfalzgrafen bei Rhein, der noch im Ladeschreiben von 1125 hinter den Herzogen von Bayern und Schwaben zurücksteht,¹ am Ende des 12. Jahrhunderts aber in erste Linie gerückt ist,² die nahe Verwandtschaft zu den Staufern, dann zu Otto IV., dessen Bruder der Pfalzgraf war. Zu Würzburg saß Pfalzgraf Heinrich zur Rechten seines königlichen Bruders als erster der weltlichen Fürsten.³ Dann das Aussterben der Landgrafen von Thüringen und der Herzoge von Österreich, der Besitz Schwabens in der Hand Philipps und der folgenden Staufer, die Minderjährigkeit Konradins, die glänzende Stellung des Böhmenkönigs usw. An den Hoftagen traten die Träger der Erzämter sowie bei der Königskrönung besonders hervor. Hier war Gelegenheit, des Vorranges der Träger dieser Ämter bei der Kur zu gedenken, und hier mochte Eike oder sein Gewährsmann Kunde davon erhalten haben, wenn er sie nicht vom sächsischen oder brandenburgischen Hofe bezog. Hoftage fanden im ersten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts vielfach in der Nähe von Eikes Heimat statt. So hielt Philipp Hof zu Magdeburg

¹ MM. Const. 1, 112.

² Ficker, Reichsfürstenstand 1, § 50; Tannert, Entwicklung 27 f.

³ Arnold von Lübeck, *Chronica Slavorum*, MM. SS. 21, 247.

ebenso ablehnen¹ wie die Deutung von Brandenburg als camera imperii auf den Markgrafen als Erzkämmerer durch Mario Krammer.² Wer die Verbindung der Erzämter mit bestimmten Fürstentümern und den Vorrang der Träger der Erzämter vor den anderen Fürsten auch bei der Königskur leugnet, der wird das spätere Kurrecht von Böhmen und Brandenburg und den Ausschluß Bayerns, Schwabens, Thüringens, Meißens vom Kurkolleg nie erklären können,³ denn daß Sachsen und Brandenburg deswegen das Kurrecht erworben haben sollen, weil sie am längsten auf der Seite Ottos standen, wie Mario Krammer geglaubt hat,⁴ ist ungereimt. Auch der Einfluß des Ssp. ist überschätzt worden. Es ist gar nicht daran zu denken, daß das Rechtsbuch bereits in den dreißiger Jahren in Süddeutschland oder am Rhein Beachtung gefunden habe, wie Mario Krammer⁵ und Hugelmann⁶ gemeint haben. Das hieße Gegenwartsanschauungen ins Mittelalter hineinragen. Das Rechtsbuch ist ja nach dem Befund der Handschriften in Süddeutschland und am mittleren Rhein nie heimisch geworden. Wie es zur Kenntnis von Süddeutschen gekommen ist, darüber hat Anton Schönbach⁷ höchst ansprechende Vermutungen aufgestellt, die freilich, weil an entlegenem Orte geäußert, in den Kreisen der Rechtshistoriker keine Beachtung gefunden haben, nämlich im Lektorat der deutschen Minoriten zu Magdeburg. Erst auf die Verhandlungen der fünfziger Jahre mag der Ssp. Einfluß genommen haben. Ebenso wenig ist anzunehmen, daß Eike aus patriotischen oder hochpolitischen Gründen die Erzämter für Sachsen und Brandenburg erfunden habe.

¹ Histor. Vierteljahrshr. 14, 255 f.; dagegen mit Recht Paul Schubert, Mitt. Inst. österr. Gesch. 34, 490 f.

² Über den Ursprung der brandenburgischen Kur, Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte 26, 2 f. Der Aufsatz von Krabbe in den Jahresberichten des hist. Vereins zu Brandenburg 41 und 42 ist mir nicht zugänglich.

³ Selbst die Aufnahme Sachsens in das bevorzugte Kolleg der Wähler im Jahre 1198, wie sie sich Mario Krammer vorstellt (Kurfürstenkolleg 33), entbehrt jeder quellenmäßigen Unterlage.

⁴ Forsch. zur preuß. u. brandenb. Gesch. 26, 358 f.

⁵ Kurrecht und Erzkämmeramt, Histor. Aufsätze für Zeumer 358 f.

⁶ Wahl Konrads IV. 61 f.

⁷ Wiener Sitzungsber., phil.-hist. Kl., 155, IV, 97.

Solche politischen Gedanken können ihm im einzelnen Falle eingeflößt worden sein, ein kleiner Edle hat gewiß von sich aus keine so hochgehenden Pläne gesponnen. Wären sie ihm aber von Brandenburg oder Sachsen mitgeteilt worden, so hätten doch deren Genossen die benachbarten Reichsfürsten und alle, die sich aus dem werdenden Kurkolleg ausgeschlossen sahen, solche Anmaßungen mit Hohn zurückgewiesen. Sie können also nicht erfunden sein und ebensowenig das Erstkürrecht dieser Fürsten. Die Macht war es gewiß nicht, die da entschied. Denn Brandenburgs große Tage unter Albrecht dem Bären waren längst dahin. Im 13. Jahrhundert beteiligt es sich fast gar nicht an den Reichsgeschäften und damit an den Königswahlen. Es waren Klänge aus dem 12. Jahrhundert, die bei Eike weitertönten.

Wie es dann zur Bildung des Kurkollegiums und zum ausschließlichen Wahlrecht der Kurfürsten kam, berührt uns hier nicht weiter. Gewiß haben da Machtfragen und persönliche Verhältnisse mitgewirkt. Zum Beispiel beim Pfalzgrafen bei Rhein, der noch im Ladeschreiben von 1125 hinter den Herzogen von Bayern und Schwaben zurücksteht,¹ am Ende des 12. Jahrhunderts aber in erste Linie gerückt ist,² die nahe Verwandtschaft zu den Staufern, dann zu Otto IV., dessen Bruder der Pfalzgraf war. Zu Würzburg saß Pfalzgraf Heinrich zur Rechten seines königlichen Bruders als erster der weltlichen Fürsten.³ Dann das Aussterben der Landgrafen von Thüringen und der Herzoge von Österreich, der Besitz Schwabens in der Hand Philipps und der folgenden Staufer, die Minderjährigkeit Konradins, die glänzende Stellung des Böhmenkönigs usw. An den Hoftagen traten die Träger der Erzämter sowie bei der Königskrönung besonders hervor. Hier war Gelegenheit, des Vorranges der Träger dieser Ämter bei der Kur zu gedenken, und hier mochte Eike oder sein Gewährsmann Kunde davon erhalten haben, wenn er sie nicht vom sächsischen oder brandenburgischen Hofe bezog. Hoftage fanden im ersten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts vielfach in der Nähe von Eikes Heimat statt. So hielt Philipp Hof zu Magdeburg

¹ MM. Const. 1, 112.

² Ficker, Reichsfürstenstand 1, § 50; Tannert, Entwicklung 27 f.

³ Arnold von Lübeck, *Chronica Slavorum*, MM. SS. 21, 247.

1199, 1201 zu Halle und zu Bamberg in Anwesenheit sächsischer Fürsten, 1207 zu Nordhausen und Quedlinburg, Otto IV. 1203 zu Merseburg. Auch auf dem großen Hoftage zu Frankfurt 1208 und zu Braunschweig fanden sich sächsische Fürsten in großer Zahl ein. Seltener hat Friedrich II. in Sachsen Hof gehalten, wie 1213 in Merseburg. Auch Heinrich (VII.) blieb fast ausschließlich am Rhein.

Man hat gemeint, Eikes Bericht sei insofern unvollständig, als die Stimmen der Kurfürsten oder wenigstens einiger aus ihnen, nämlich der rheinischen Erzbischöfe, des Pfalzgrafen bei Rhein und vielleicht auch des Herzogs von Sachsen, für die Gültigkeit der Wahl erfordert worden seien.¹ Wenn sich Mario Krammer dafür auf die Weingartner-Fortsetzung des Honorius Augustodunensis beruft, so ist schon oben bemerkt worden, daß diese Quelle die Äußerung Adolfs von Köln mißverstanden haben muß² und daß auch die Briefe der Wähler Ottos IV. an den Papst, im besonderen die Worte: *principes, quibus de iure spectat electio*, einen andern Sinn haben. Wogegen sich der Erzbischof wendet, ist nur, daß er und der Trierer bei der Wahl übergangen worden sind. Das ergibt sich auch aus dem Vorwurf des Papstes gegen die Wähler Philipps, daß die Wahl erfolgt sei: *absentibus aliis et contemptis*,³ das heißt, daß man vorgegangen sei, ohne Rücksicht auf die anderen zu nehmen. Man mußte sie laden und ihre Meinung hören. Es wird auch nirgends gesagt, wer die *alii* seien. Wenn sich Krammer dann auf Roger von Hoveden⁴ beruft, so ist mit dessen ‚Tatarennachricht‘, um mit Ulrich Stutz zu sprechen, nichts anzufangen.⁵ Denn daß Köln, Mainz, Sachsen und der Pfalzgraf allein wählen, ist für das Jahr 1198 ausgeschlossen. Roger war ungenau unterrichtet. Er mag von der Wahlverhandlung und dem Vorrang gewisser Fürsten beim Kurspruche gehört haben und hat daraus ein Vorschlagsrecht von zwölf Fürsten und ein ausschließliches Wahlrecht von vieren gemacht.

¹ Mario Krammer, Wahl und Einsetzung 51 f., 68 f.

² Vgl. S. 100 n. 1.

³ MM. Const. 2, 398.

⁴ Chronica, Stubbs Rerum Britannicarum medii aevi Scriptores 4, 38.

⁵ Festschrift für Brunner 70.

Ziehen wir das Ergebnis dieser Betrachtungen für den Ssp., so zeigt sich, daß er die Wahlen vor 1220 im Auge gehabt hat. Nur diesen entspricht die Beteiligung an der Wahlverhandlung und das Kurrecht aller Fürsten, vereint mit dem Recht, nach der Rangordnung zu küren, ein Recht, das zu einem Erstkurrecht gewisser Fürsten vor den anderen führte. Das Recht der sechs oder sieben Fürsten war zunächst inhaltlich nicht verschieden von dem Recht der anderen Wähler, tatsächlich aber von höchster Bedeutung, denn wer zuerst kürt, der wird in der Lage sein, die Wahl zu bestimmen: „Der ganze Königsgesang konnte jämmerlich aus der Tonart fallen, wenn er nicht richtig angestimmt wurde“, sagt Ulrich Stutz mit Recht.¹ Daher denn die Mahnung des Ssp., daß die sechs nicht nach ihrem Mutwillen küren dürfen, sondern nur den von allen Erwählten. Die ersten Stimmen rissen die anderen mit sich, sie waren, wenn auch nicht rechtlich, in der Tat entscheidend.

Viel besprochen ist auch die Stellungnahme Eikes zum Kurrecht des Königs von Böhmen. Rosenstock hat sogar aus seinen Äußerungen auf ein besonderes politisches Verständnis Eikes schließen wollen, indem er darauf verwiesen hat, welches Unheil Deutschland aus der Verbindung mit dem halb slawischen Österreich erwachsen sei.² Aber mögen die Habsburger noch so vieler Sünden an dem deutschen Volke schuldig erkannt werden, der einen kann man sie wahrlich nicht zeihen, daß sie und ihre Minister, auch die aus dem böhmischen Hochadel stammenden, vor dem 19. Jahrhundert slawische Politik getrieben haben. Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß für Eike politische Gründe für sein Verhalten gegen Böhmen maßgebend gewesen sind. Erinnern wir uns an Eikes Beziehungen zu den sächsischen Fürsten, vor allem den Askaniern, und zu den Markgrafen von Meißen und an deren politische Stellung im Kampfe zwischen Friedrich II. und Otto IV.³ sowie an die Gesinnung des sächsischen Weltchronisten. Weiland schon glaubte in dem Verhältnis der sächsischen Fürsten zu Ottokar I. und seinem Sohn Wenzel I. wegen

¹ Festschrift für Brunner 75.

² Rosenstock, Königshaus und Stämme 371.

³ Vgl. 71 f., 80.

der Verstoßung der Gemahlin Ottokars I., Adele, der Tochter des Markgrafen Otto von Meißen und Enkelin Albrechts des Bären, den Schlüssel für das Verständnis der Äußerung Eikes zu finden. Nicht ganz mit Unrecht, aber auch nicht ganz mit Recht.¹ Mit Recht, insofern in der Tat für Eike die politischen Verhältnisse maßgebend waren, nicht mit Recht, insofern Weiland Wenzel I. hereinzieht. Wenzel sei der Sohn einer ungarischen Prinzessin gewesen, der Konstanze, Schwester König Emerichs von Ungarn.² Auf ihn sei der Satz des Ssp. Ld. 3. 73. 2, angewendet worden, daß der Sohn dem Rechte der Mutter folge. Man habe zwar Wenzel I. nicht mehr die Krone abgesprochen, aber, als einem undeutschen Manne, weil dem Sohne einer nichtdeutschen Mutter, das Kurrecht. Schon Tannert und Schuster haben darauf verwiesen, daß sich Ssp. Ld. 3. 73. 2, nur auf die Dienstmannen des Hochstiftes Magdeburg bezieht und mit der Zugehörigkeit zum Volke nichts zu tun hat. Dazu stammt die Stelle wahrscheinlich gar nicht von Eike, sondern ist ein späterer Einschub.³ Aber ebensowenig ist es haltbar, wenn man die nichtdeutsche Volkszugehörigkeit des Böhmenkönigs betont. Der böhmische Hof war ja längst ein deutscher geworden. In welch hohem Maße haben doch Ottokar I. und Wenzel I. die deutsche Kolonisation gefördert.

Hat man es mit dem Ausschluß der Nichtdeutschen von der deutschen Königswahl überhaupt so genau genommen? Gewiß, der deutsche König war seit Otto I. auch König von Italien, seit Konrad II. König von Burgund und der Anwärter auf die Kaiserkrone. Zur deutschen Königswahl hat man die Italiener, Burgunder und Römer nicht geladen und nicht mit ihnen darüber verhandelt. Wenn sie aber anwesend waren, hat man sie mitwählen lassen. Es ist schon oben bemerkt worden und er erzählt es selber, daß Kardinal Hildebrand Heinrich IV. mitgewählt hat. Auch sonst ist es gelegentlich von Italienern überliefert, die bei einer Königswahl anwesend waren. Auch

¹ Forsch. z. deutsch. Gesch. 20, 306 f. Zum Teil zustimmend Quidde, Entstehung des Kurfürstenkollegiums 101 u. n. 1.

² Bachmann, Geschichte Böhmens 1, 429.

³ Gegen Weiland Tannert, Vorstimmrecht 50, und besonders Heinrich Maria Schuster, Mitt. Inst. österr. Geschf. 3, 392 f.; Krammer, Königswahlen 109; Hugelmann, Wahl Konrads IV. 69 n.

Herzog Boleslaw von Polen hat sich an der Wahl Heinrichs II. zu Merseburg gleich den anwesenden sächsischen Fürsten beteiligt.¹ So wird es wohl auch mit dem Herzog von Böhmen gewesen sein. Möglich, daß König Wladislaw bei der Designation Heinrichs VI. mitgewählt hat. Nun hatte Philipp Ottokar I. zum König erhoben, sicherlich auch, um den Glanz der Kaiserkrone zu mehren, denn dem Kaiser sollten die Könige dienen, die von ihm ihre Krone erhielten.² An Macht überragte der neue König die meisten Reichsfürsten ebenso wie nun durch die königliche Würde. Wenn Ottokar zunächst nicht an der Wahl Philipps teilgenommen hatte, trat er ihr doch bald bei und in der Zusage der Fürsten an den Papst erscheint er als Wähler, und zwar als der erste unter den Laienfürsten.³ Um so mehr hat er diese Stellung beanspruchen können, als die Herzöge von Böhmen schon seit hundert Jahren das Schenkenamt bekleideten. Es ist bekannt, wie er eine Schaukelpolitik betrieben hat, von Philipp zu Otto, dann zurück zu Philipp und, nach dessen Ermordung, wieder zu Otto übertrat, aber als einer der ersten deutschen Fürsten von Otto abfiel und sich in hervorragender Weise an der Wahl Friedrichs II. von 1211 beteiligte.⁴ Ob er auch an dessen Frankfurter Wahl von 1212 mitgewirkt hat, läßt sich nicht sagen. Jedenfalls richtete sich der Zorn Ottos in heftigster Weise gegen ihn. Nun hatten seine sächsischen Feinde freie Hand. Sie setzten es durch, daß Ottokar auf dem Hoftage zu Nürnberg zu Pfingsten 1212 durch das königliche Hofgericht Böhmen abgesprochen und dem Sohne der Adele Wratislaw zu Lehen gegeben wurde.⁵ Es begreift

¹ Thietmari Chron. 5, 15, SS. RR. Germ., ed. Kurze 116.

² Böhmer-Ficker V, 1, 671; MM. Const. 2, 54: Cum decor et potestas imperii nostrum precesserit statum, ut non solum ceterorum principum dignitates verum etiam sceptrum regalia a nostra conferantur maiestate usw. ³ MM. Const. 2, 3.

⁴ Ficker, Reichsfürstenstand 2, I. 266 f.

⁵ Die Chronik des Propstes Burchard von Ursperg SS. RR. Germ., herausg. Holder-Egger und Simson 99. Vgl. Winkelmann, Philipp von Schwaben 2, 121; MM. Const. 2, 43 sagt Friedrich von Ottokar: a primo inter alios principes specialiter pre ceteris in imperatorem nos elegit.

⁶ Chron. reg. Colon. Cont. III. SS. RR. Germ. ed. Waitz 232 f.; vgl. Winkelmann a. a. O. 2, 302; Weiland, Forsch. deutsch. Gesch. 20, 307.

sich, daß man in diesen Kreisen dem Böhmen auch das Wahlrecht absprach und die Wahl Friedrichs II. schon mit der Begründung anfocht, daß der hervorragendste Wähler gar nicht wahlberechtigt gewesen sei, weil kein Deutscher. Den Nachhall dieser Äußerungen finden wir in Ssp. Ld. 3, 57, 2. Nun begreift es sich auch, warum Friedrich II. sich an diese Einwürfe nicht gekehrt hat. An der Wahl Heinrichs (VII.) hat Ottokar nicht teilgenommen, um so mehr Wenzel I. an der Wahl Konrads IV., und zwar als einer der Kurfürsten unter des Kaisers eigenen Augen. Wenn später Zweifel über das Wahlrecht des Königs von Böhmen oder irrige Ansichten auftauchten, wie bei Henricus de Segovia, so sind das Nachwirkungen des inzwischen in weiteren Kreisen bekanntgewordenen Sachspiegels.

Keinen Widerhall zeitgenössischer Ereignisse dagegen darf man in Ssp. Lh. 175 (Zeumer), 4, 2 (Homeyer), sehen. Wenn Eike die sechs Fürsten nach Rom ziehen läßt, um dem Papste Zeugnis über die rechte Königswahl abzu legen, so liegt, wie längst bemerkt, kein Anhalt an eine bestehende Rechtsübung vor. Dem Papst wird herkömmlicherweise die Königswahl vom Gewählten angezeigt.¹ Daran knüpften die Bestrebungen der Päpste, die Wahl zu prüfen und zu bestätigen. Später kam es nur zu Verhandlungen über die Zeit des Römerzuges und Einzelheiten der Feierlichkeiten. Das Zeremoniell der Kaiserkrönung läßt keinen Platz für ein Zeugnis der Kurfürsten.² Tatsächlich sind bei den Römerzügen Ottos IV. und Friedrichs II. keineswegs alle oder auch nur die Mehrheit der Kurfürsten nach Rom mitgezogen. In Ottos Umgebung z. B. weilten bei der Kaiserkrönung

¹ MM. Const. 1, 137, Friedrich I. an Papst Eugen IV.: *Solemne itaque imperii Romani morem a proavis nostris imperatoribus videlicet et regibus ad nos transmissum sequentes, legatum nostrum . . . ad v. s. presentiam et ad urbem destinare curavimus, ut tam ea presentis paginae indicio, quam ex ipsorum viva voce de nostris proVectibus et totius ecclesiae ac regni statu certiores esse poteritis*; Const. 2, 2, 3, 18, 19, 20, 21, 22 usw.

² Eduard Eichmann, *Die Ordines der Kaiserkrönung*, Zeitschr. Sav. kan. 2, 1 f.; Kirchhöfer, *Entstehung des Kurkollegiums* 68 f., glaubte, daß diese Pflicht im Briefe Innocenz' III. (Böhmer-Ficker V, 3, 6052) erwähnt werde. Dagegen mit Recht Seeliger, *Mitt. Inst. österr. Gesch.* 16, 45.

der Erzbischof von Magdeburg, die Bischöfe von Würzburg, Speier, Konstanz, Passau, Augsburg, Eichstätt, Brixen, Naumburg und Cambrai, der Patriarch von Aquileia, die Herzoge von Bayern, Kärnten und Meranien, also nicht einer der späteren Kurfürsten.¹ Der Pfalzgraf bei Rhein blieb zu Hause als Reichsverweser. Am Romzug Friedrichs II. nahmen teil der Patriarch von Aglei, Bischof Konrad von Metz-Speier, die Bischöfe von Passau, Augsburg, Trient und Brixen und Pfalzgraf Ludwig.² Ob Eikes Angaben Mißverständnissen oder seiner Spekulation entsprangen, muß dahingestellt bleiben.³

Eike läßt die Deutschen den Kaiser wählen (Ld. 3, 57, 2). Es ist gewiß ein Verdienst von Mario Krammer und Bloch, die Aufmerksamkeit auf die Kaiserwahlen aus dem Ende des 12. und Beginn des 13. Jahrhunderts gelenkt zu haben. Nur haben sie die Bedeutung dieser Wahlen übertrieben. Sicher spiegeln sie die Wertschätzung des Kaisertums wieder, das ihm die Hohenstaufen entgegenbrachten. Diese waren ja bekanntlich bestrebt, den Kaisergedanken zur Wirklichkeit zu machen und wenigstens die Stellung eines Oberlehensherrn über die anderen christlichen Fürsten zu gewinnen. Kaiserwahlen waren die Philipps von 1198 und Friedrichs II. von 1211. Aber auch sonst wurde der König öfter als erwählter Kaiser bezeichnet: sogar Papst Innocenz III. hat diese Wendung gebraucht. Die Wahl von 1220 war keine Kaiserwahl, sondern eine Königswahl. Wenn Eike von einer Kaiserwahl sprach, müssen ihm die Verhältnisse vor 1220 vor Augen geschwebt haben und nachdem er Friedrich II. vor 1218 nicht als rechtmäßigen König anerkannte, die Zeiten Philipps. In diesem Zusammenhange kann auch die Stellungnahme Eikes zum deutschen Königtum berührt werden. Darauf hat Mario Krammer die Aufmerksamkeit gelenkt.⁴ Ist Eike der Verfasser der Weltchronik, so ist

¹ Böhmer-Ficker V, 1, 287 a, 290, 294, 295, 300 f.

² Böhmer-Ficker V, 1, 1158, 1159, 1173 usw.

³ Auf diesen Fehler Eikes hat schon Aloys Meister aufmerksam gemacht, Deutsche Verfassungsgeschichte bis ins 15. Jahrhundert, S. 115; Grundriß der Geschichtswissenschaft 2, Abschnitt 3.

⁴ Der Reichsgedanke des staufischen Kaiserhauses, Gierkes Unters. z. deutschen Rechts- und Staatsg. 95, 44 f.

sein deutsches Volksbewußtsein allerdings stark hinter das sächsische Stammesbewußtsein zurückgetreten. Was er aber über das römische Reich, die Unterwerfung der Deutschen durch die Römer, die Krammer so aufgefallen ist, usw. erzählt, ist Gemeingut seiner Zeitgenossen. Krammer tut Eike Unrecht, wenn er ihn mit Otto von Freising vergleicht. Dieser war ein hochgelehrter Mann, Eike ein schlichter Edle. Er schrieb nicht für gelehrte Kreise, sondern für seine Volksgenossen, seine Bildung ist eine volkstümliche. Eike wußte sicher von dem Übergang des Kaisertums auf die Franken. Aber in Ld. 3. 53. 1, kam es ihm nicht auf geschichtliche Darlegung, sondern einzig auf Erklärung der Rechtsstellung der Herzoge an. Die historischen Einschübe im dritten Buch des Landrechtes gehen, wie schon Ficker gesehen hat, auf eine volkstümliche Darstellung der Kaisergeschichte, ein Buch der Könige, zurück, ähnlich wie ein solches dem späteren Schwabenspiegel in manchen Handschriften vorgesetzt wird.¹ Diese Quelle mag eine gewisse Ähnlichkeit mit der süddeutschen Kaiserehronik gehabt haben. Der Kern dieser Darstellungen, soweit die Weltreiche und die Unterwerfung der Deutschen durch die Römer in Betracht kommt, zeigt gewisse Verwandtschaft mit dem Annolied. Dieses berichtet im Anschluß an das Gesicht Daniels von den vier wilden Tieren kurz über die Weltreiche, die durch die Tiere vorgestellt werden. Das erste erhob sich zu Babylon: *dere crapht und ire weisheit | gidādun ire rīche rīli breiht*.² *Cirus unti Darius . . . | si cerstortin Babilonie*. Man vergleiche dazu Ssp. Ld. 3, 44, 1 *Babilonie . . . die tofurte Cyrus*. Das dritte Reich ist das griechische Alexanders des Großen, das vierte das der Römer. Daran schließt sich Ld. 3, 44, 2, die Sage von der Herkunft der Sachsen aus dem Heere Alexanders des Großen und der Unterwerfung der Thüringer; auch diese im Annoliede aufgenommen,³ nur im Ssp. viel breiter ausgeführt. Und endlich Ld. 3. 53. 1, die Unterwerfung der deutschen Stämme, die ehemals Königreiche waren, durch die Römer, im

¹ Wiener Sitzungsber. 23, 127 f. Ficker wollte auch Ld. 3, 7, 3 und 3, 63, 1, auf dieselbe Quelle zurückführen. Für die letzte Stelle wird unten ein anderer Ursprung vorgeschlagen werden.

² MM. Deutsch. Chron. 1, S. 119, V. 195.

³ A. a. O. 122, V. 325.

Annoliede breit geschildert, V. 263 f. Die süddeutsche Kaiserchronik hat die Erzählungen des Annoliedes noch weiter ausgeschmückt, vor allem mit jenem köstlichen Einfall von dem akustischen Telegraphen oder Telephon, das den Römern durch Glockenschellen anzeigt, wann sich ein Volk empört hat, eine Erzählung, die auf die Memorabilien der Stadt Rom zurückgeht. Und als es einmal auf dem Kapitol sehr schellte, da sehen die Römer, daß die Deutschen, die, man weiß nicht wie, den Römern unterworfen sind, einen Aufstand unternommen haben. Da wählen sie den Julius zum Feldherrn und dieser unterwirft die deutschen Stämme.¹ Was ausschweifende Phantasie damals mit den Glockenzeichen erdacht hat, heute ist es Wahrheit geworden. Eike hat nicht gerade aus dem Annoliede geschöpft, sondern aus einer sehr vermehrten Quelle; doch der Ausdruck *Cyrus tofurde im Ssp.* erinnert allzu sehr an den Wortlaut des Annoliedes, als daß nicht ein wenigstens durch Mittelglieder vermittelter Zusammenhang oder aber die Abstammung von gemeinsamer Quelle angenommen werden könnte.² Sei dem, wie ihm wolle, jedenfalls lehren die Stellen, welcher Art die Quellen waren, die Eike zur Hand waren. Ganz anders die sächsische Weltchronik. An der Hand besserer Quellen kommt sie der Wahrheit näher; sie weiß nichts mehr von der Unterwerfung der deutschen Stämme durch Julius, sie läßt ihn nur das Land zwischen Rhein und Britanien gewinnen.³ Es ist daher ganz ausgeschlossen, daß, wie Rosenstock gemeint hat, die Weltchronik vor der zweiten Fassung des Ssp. entstanden ist.⁴ Bezeichnend ist es aber auch für Eike, wie er die geschichtliche Erzählung zur Erklärung gegenwärtiger Rechtsverhältnisse benützt, die Erzählung von der Unterwerfung der Thüringer zur Erklärung der Laten, die Unterwerfung der deutschen Stämme durch die Römer zur Erklärung der Unterordnung der Herzoge unter den König.

Die Erfordernisse, die Eike für die Wählbarkeit des deutschen Königs aufstellt (Ld. 3. 54, 3),

¹ MM. Deutsch. Chron. 2, V. 228 f.

² Vielleicht gehört hierher die von Waitz vermutete Chronik, die auch in den Pölder Annalen benützt ist, Abh. d. Göttinger Ges. d. Wiss. 12, 32 f.

³ c. 25, MM. Deutsch. Chron. 2, I. 85.

⁴ Rosenstock, Ostalens Rechtsliteratur 127.

sind bis auf eines von Eike erdacht. Daß nur ein Freier und ehrlich Geborener wählbar sei, ergab sich von selbst, ebenso wie der Ausschluß von Lahmen und Aussätzigen. Ob der freie Stand hinreichte, die Wählbarkeit zu begründen, ist mehr als zweifelhaft.¹ Unbekannt blieb Eike ein Ausschließungsgrund, der tatsächlich zu seiner Zeit gegen Friedrich II. geltend gemacht worden ist, daß er nicht getauft war. Innocenz III. hat diesen Unfähigkeitsgrund anerkannt² und zugleich eine Reihe von anderen in der Bulle Venerabilem aufgezählt: Häresie, Sakrileg, Tyrannei, Blödsinn, Meineid, ja sogar die Abstammung aus einem Geschlechte von Kirchenverfolgern, wenigstens als Gründe, die päpstliche Bestätigung zu versagen. Eike erwähnt all dies nicht, da ihm die Bulle nicht bekannt geworden ist.

Dagegen ist der von Eike angeführte Nichtigkeitsgrund der Wahl, die *Exkommunikation des Bewerbers* durch den Papst mit Recht, wie schon Eichmann festgestellt hat, in Hinblick auf Philipp in den Ssp. gekommen. Philipp war der einzige König, bei dem diese Frage auftauchte. Denn Innocenz III. hat dessen Wahl auch deshalb verworfen, weil er exkommuniziert war.³ Auf Philipp bezieht sich der Vers Walthers von der Vogelweide:

sie bienen die si wolten,
und niht den si solten.⁴

Was Eike über die Bedeutung der *Königsweihe* und *Stuhlsatzung* zu Aachen vorbringt, ist ebenfalls eine Spiegelung von Anschauungen, die in der Zeit des Thronkampfes mit besonderem Nachdruck vertreten worden sind.

In der ersten Auflage seiner Quellensammlung zur Geschichte der deutschen Reichsverfassung hat Zeumer Ld. 143 genau nach dem Wortlaut der Quedlinburger Handschrift, als

¹ Ficker, Reichsfürstenstand 2, 32 f.

² Philipp an Innocenz III., MM. Const. 2, 10. Innocenz III. in der Konsistorialrede Interest, Migne 216, Reg. de neg. imperii 136.

³ Eichmann, Histor. Jahrb. 31, 323 f.; ders. a. a. O. 35, 273 f.; ders. a. a. O. 38, 731, Hugelmann, Zeitschr. Sav. St. kan. 7, 33 f. Auf den Streit über die Bedeutung von: in des paves ban mit rechte komen brauchen wir hier nicht einzugehen.

⁴ Die Gedichte herausg. von Paul 69, S. 41 f.

der ältesten und reinsten Überlieferung des Ssp., gedruckt:¹ *Die Dudischen sullen durch recht den künning kiesen. Swen die coren wirt von den bischopphen die dazu gesatz sin, unde uf den stul zu Aken kumt, so hat her koninclichen namen* usw. In der zweiten Auflage ersetzt er² *coren* als eine ‚schlechte Lesart‘ durch *gewihet*, ein sicherlich nicht unbedenkliches Vorgehen. Es wird an anderer Stelle festzustellen sein, daß auch diese Handschrift nicht völlig den deutschen Urtext des Ssp. bietet, aber doch eine diesem sehr nahestehende Fassung. Es geht daher nicht an, von ihr abzugehen und die Lesung anderer Handschriften hereinzuziehen. Ein Verschreiben der Handschrift von *coren* statt *gewihet* ist ausgeschlossen, eine durch den Wortlaut nahegelegte Verwechslung nicht anzunehmen, weil die Veranlassung dazu fehlt. Die Quedlinburger Handschrift steht mit ihrer Lesung nicht ganz allein, es folgen ihr einige verwandte Handschriften der ersten und zweiten Klasse.³ Die meisten Handschriften lesen allerdings *gewihet*. Ähnlich steht es doch auch mit der Voranstellung von Trier unter den Kurfürsten in einer Anzahl von Handschriften. Sprachlich ist gegen *coret* nichts einzuwenden, da eine Synkope des *e* vor *k* und *g* namentlich im Oberdeutschen nichts Seltenes ist.⁴ Da aber *coren* den Sinn von feierlich wählen hat, so würde nach unserer Stelle die Wahl des Königs nur den Bischöfen zustehen, die dazu bestimmt sind. Das widerspricht nicht nur in stärkster Weise den Tatsachen, sondern auch dem, was Eike im Ssp. Ld. 3. 57. 2, über die Königswahl berichtet, und einen so groben Widerspruch dürfen wir Eike nicht zumuten. Gewiß ist also ein Verderbnis in der Handschrift vorhanden, sofern behält Zeumer recht, und wird Eike an die Königskrönung gedacht haben. Da liegt auch das von ihm gebrauchte Wort nahe; es wird in der Vorlage der

¹ S. 72. Daß der Wortlaut mit der Handschrift stimmt, entnehme ich der gütigen Mitteilung der Stelle durch den Herrn Studienrat und Direktor der staatlichen Stifts- und Gymnasialbibliothek zu Quedlinburg Dr. Sparenberg, dem ich dafür den besten Dank ausspreche.

² S. 63.

³ Vgl. Homeyer, Des Sachsenspiegels erster Teil. 3. 347, n. 4.

⁴ Nach gütiger Mitteilung des Herrn Kollegen Dr. Anton Pfalz, dem dafür der beste Dank ausgesprochen sei.

Quedlinburger Handschrift gestanden haben *cronet*. Nun gibt die Stelle einen guten Sinn. Von der Königskrönung ist zwar in den Quellen nicht so häufig die Rede wie von der Weihe, doch immerhin öfter mit oder ohne Erwähnung der Weihe.¹ In jüngeren Handschriften seines Rechtsbuches wird Eike *cronet* durch das gebräuchlichere *gewihet* ersetzt haben, wozu ja das nachfolgende *der babis wiet* einlud.

Eine Anzahl von Handschriften des Ssp. schiebt vor *namen* ein: *koningliche walt unde*. Sie lassen also mit der Krönung und Thronsetzung die königlichen Rechte erwerben, nicht nur den königlichen Titel. Der Einschub ist alt, denn er ist im Deutschenspiegel 285 wiederholt. Es muß, wie bei vielen der kürzeren Einschübe, dahingestellt bleiben, ob er noch von Eike herrührt. Die Frage, ob schon die Wahl oder erst die Krönung und Stuhlsetzung die königliche Gewalt gegeben habe, ist bestritten. Theodor Lindner,² Bruno Wunderlich,³ Bloch⁴ und Hugelmann⁵ lassen die königlichen Rechte schon durch die Wahl erworben sein, die Mehrheit der Forscher knüpfen den vollen Übergang der Rechte an die Krönung und Stuhlsetzung. Beachtenswert sind da vor allem die Ausführungen von Heinrich Maria Schuster, der mit Recht Sale und Investitur beim Eigentumserwerb zum Vergleich heranzieht.⁶ Hugelmann meint, Weihe und Thronsetzung seien nicht alt-germanische Einrichtungen gewesen, sondern erst in jüngerer Zeit aufgekommen; als rechtserzeugend seien sie erst im Thronkampfe zwischen Philipp und Otto betrachtet und bald durch andere Ansichten verdrängt worden. Als Kronzeugen führt er den Ssp. an. Allein schon Ulrich Stutz hat diese Auslegung zurückgewiesen.⁷ In der Tat, daß die Königskrönung den Königstitel, die Kaiserkrönung den kaiserlichen gab, brauchte Eike seinen Lesern nicht erst zu erzählen. Bedeutungs-

¹ Otto von Freising, *Gesta Friderici* 2, c. 3, SS. RR. Germ.³, ed. Waitz, Simson 104; *Chronica* 7, c. 22, SS. RR. Germ.², ed. Hofmeister 343; MM. Const. 2, 18, 19 usw.; Chron. reg. Col. SS. RR. Germ., ed. Waitz 164.

² Königswahl 22.

³ Neuere Ansichten 151 f., 180.

⁴ Kaiserwahlen 64 f., 80; dieser bei den Kaiserwahlen.

⁵ Königswahl 180; Mitt. Inst. österr. Gesch. 28, 687.

⁶ Mitt. Inst. österr. Gesch. 4, 192 f.

⁷ Zeitschr. Sav. Rechtsg. germ. kan. 9, 62.

voll allein war es zu wissen, von wann an dem König die königlichen und kaiserlichen Rechte zustanden. Das allein wollte und mußte Eike klarstellen. Dem Namen entsprechen ja im allgemeinen auch die Rechte. Wenn die Wahl nach Eike noch nicht den Königstitel gab, dann gewiß auch noch nicht die Rechte. Eikes Rechtssätze entsprechen auch völlig den Tatsachen. Schon Schücking hat auf die Sitte des feierlichen Betretens des Hochsitzes durch den gewählten König im Norden hingewiesen als eine rechtbegründende Handlung.¹ Ernst Mayer hat ebenfalls nordische Einsetzungshandlungen festgestellt.² Die Weihe natürlich ist jung. Aber in einem so formbedürftigen Rechte wie dem altgermanischen ist sicher auch der Erwerb der königlichen Gewalt von altersher an Formen geknüpft gewesen. So wie der Herzog auf den Schild erhoben wird, so auch der König, wenn die Wahl im Kriege geschah, oder er bestieg einen Stuhl oder Stein oder es wurden ihm die königlichen Waffen und Abzeichen überreicht. Im Frankenreich war bei der starken Betonung des Erbrechtes der Formalakt verschwunden. Erst in karolingischer Zeit taucht die Salbung auf, als man dem König auch eine Art von geistlicher Gewalt zuschrieb, und zu Beginn der deutschen mit ihr verbunden, wiederaufgelebten altgermanischen Rechtsgedanken entsprechend, die feierliche Thronsetzung.³ Als der Thron des Reiches gilt bekanntlich der Steinsitz Karls des Großen im Aachener Münster. Deshalb und weil Aachen, die Lieblingspfalz Karls des Großen, als die eigentliche Hauptstadt des Reiches, als die *prima sedes Franciae* gilt,⁴ finden die Krönungen in der Regel in Aachen statt. Otto I., bei dessen Krönung die Thronsetzung zuerst sich findet, wurde vor der Königsweihe auf einen Thron in der Eingangshalle des Münsters, später erst auf den Stuhl in dessen Umgang, der dann als Stuhl Karls des Großen galt, gesetzt.⁵ Schon bei Thietmar von Merseburg erscheint dieser

¹ Regierungsantritt 28.

² Zeitschr. Sav. Rechtsg. germ. 23, 30 f.

³ Mario Krammer, Wahl und Einsetzung 4 f., 8 f.

⁴ Nidhardi Historiarum libri, SS. RR. Germ., ed. Waitz, 4, c. 1; ähnlich Regino von Prüm von Karl dem Kahlen: *Aquisgranum palatium ingressus est, eo quod sedes regni esse videretur*, a. a. O., ed. Kurze, 98.

⁵ Widukindi Chronica MM. SS. 2, 1.

stund als die eigentliche *regalis ecclesia* (Orto von Sanct Blasien) nennt ihn zu Beginn des 10. Jahrhunderts das archisolum des Reiches.¹ Indem die Stuhlsetzung in den Geschichtsquellen seit Otto I. immer wieder hervorgehoben wird, ergibt sich die Bedeutung, die man ihr zugeschrieben hat. Auch Könige, die, wie Heinrich II. und Konrad II., nicht in Aachen gekrönt worden waren, hoben die Stuhlsetzung nach, ebenso Heinrich III. und Heinrich IV., die zu Lebzeiten ihrer Väter gewählt worden waren.² Bekannt ist, wie das Königtum Heinrichs I., der, noch in karolingischer Überlieferung befangen, Krönung und Stuhlsetzung verschmäht hatte, manchen Zeitgenossen wie ein Schwert ohne Griff erschien.³ Gegenkönige, die nicht nach Aachen kommen konnten, haben allerdings aus der Not eine Tugend gemacht und auf andere Weise ihr Recht zu bewahren gesucht. Gewiß, in der älteren Zeit war die Thronsetzung, wenn auch sehr erwünscht, nicht notwendig für den Erwerb der Regierungsrechte, ja sie wurden schon ab und zu vor der Krönung geübt, ganz abgesehen von Heinrich I., aber es war doch üblich, die Regierungsjahre erst von der Krönung an zu zählen.⁴ Im 12. Jahrhundert hat die Ansicht, daß an Krönung und Thronsetzung der volle Erwerb der königlichen Rechte geknüpft sei, sicher zu Recht bestanden. Friedrich I. hebt gleich in der Anzeige von seiner Wahl an Papst Eugen III. hervor, er sei vom Erzbischof von Köln und den mitwirkenden Bischöfen: *oleo sanctificationis regaliter* geweiht et in *solio regni* gesetzt worden.⁵ Auch in der Erklärung Friedrichs I. über die staatsrechtliche Stellung des Reiches wird die Weihe besonders betont⁶ und im Privileg Friedrichs I. für die Marienkirche zu Aachen, in dem der Kaiser eine gefälschte Urkunde

¹ Chronica 5, c. 20, SS. RR. Germ., ed. Kurze, 119.

² Chronica, c. 46, SS. RR. Germ., ed. Hofmeister, 74.

³ Krammer, Wahl und Einsetzung 9.

⁴ Thietmar, Chronica 1, 8, SS. RR. Germ., ed. Kurze, 6.

⁵ Wilhelm Erben, Urkundenlehre 1. Die Kaiser- und Königsurkunde des Mittelalters (Handbuch der mittelalterlichen und neueren Gesch., herausg. von Below und Meinecke) 329 f.

⁶ MM. Const. 1, 137; vgl. Stutz, Erzbischof von Mainz 31.

⁷ A. u. O. 167.

Karls des Großen bestätigt, wird an die Thronsetzung ausdrücklich der Beginn der Herrschaft geknüpft.¹

Im Thronstreit zwischen Philipp und Otto IV. und dann zwischen Otto IV. und Friedrich II. haben Krönung und Thronsetzung in Aachen eine große Rolle gespielt. Auch Philipp mußte aus der Not eine Tugend machen und zunächst auf beide verzichten, indem er sich in Mainz von dem Erzbischof von Tarentaise krönen ließ, deshalb hat er königliche Rechte, wenn die Nachricht richtig ist, schon vor der Krönung ausgeübt.² Als der Erzbischof Adolf von Köln auf seine Seite übergetreten war, hat Philipp am 6. Jänner 1205 Krönung und Thronsetzung in Aachen nachgeholt. Auch Friedrich II. kam zunächst nicht nach Aachen und ließ sich am 9. Dezember in Mainz krönen. Erst 1215 vermochte er Aachen in seine Gewalt zu bringen und nun wiederholte er am 15. Juli die Krönung. Dagegen hatte sich Otto Aachens von Anfang an bemächtigen können und er und seine Zeitgenossen und auch der Papst wiesen wiederholt darauf hin, daß er am rechten Krönungsorte geweiht sei und vom Stuhle Karls des Großen Besitz ergriffen habe. So Otto in seiner Zuschrift an den Papst von 1198 Juli 12: in sede quoque augustorum apud Aquisgranum locati consecrationem et coronationem a manu Adolphi Coloniensis archiepiscopi presentibus principibus ea qua decuit solempnitate cum plenitudine regie dignitatis accepimus,³ und ebenso fast wörtlich seine Wähler.⁴ Als dann später Erzbischof Konrad von Mainz und Markgraf Bonifaz von Montferrat Frieden zwischen den beiden Kronanwärtern zu vermitteln suchten, weigerte sich Otto, ihrer Einladung zu folgen: quoniam quidem dedecorosum arbitratus est, si ullo pacto regno cederet, cum legitime in regem con-

¹ MM. Dipl. Karl der Große 1, 295: ut in templo eodem sedes regia locaretur et locus regalis . . . ac in ipsa sede reges successoresque heredes regni initiarentur. Die Meinung Krammers, Kurfürstenkolleg 13, daß die Fälschung unter Mitwirkung Reinhold Dassels angefertigt sei, ist abzulehnen, sie verfolgt nur die Interessen der Bürgerschaft von Aachen.

² Krammer, Wahl und Einsetzung 43; Kurkollegium 39.

³ MM. Const. 2, 18.

⁴ A. a. O. 19.

separat¹ und in seiner Beschwerdeschrift gegen Adolf wirft er ihm besonders vor, daß der Erzbischof Philipp in Aachen geweiht habe, nachdem er an ihm selber früher diese Handlung vollzogen und ihn auf den königlichen Stuhl gesetzt habe.² Der Papst aber rechtfertigt seine Entscheidung für Otto damit, daß Philipp: nec ubi debuit nec a quo debuit coronam et unctionem accepit, Otto aber et ubi debuit, videlicet Aquisgranum, et a quo debuit, scilicet a venerabili fratre nostro Coloniensi archiepiscopo recepit utrumque; deshalb: nos utique non Philippum, sed Ottonem reputamus et nominamus regem iustitia exigente.³ Es ist kein Zweifel, daß man im Kreise der Anhänger Ottos IV. denselben Einwand gegen das Königtum Friedrichs II. wenigstens vor seiner Aachener Krönung erhob. Aus solchen Anschauungen heraus erklärt sich die Äußerung Eikes über die Wirkung der Krönung.

Anders ist Eikes Angabe über die rechtliche Bedeutung der Kaiserkrönung. Zwar die Herrschaft über Italien nahmen die deutschen Könige als solche und nicht erst als Kaiser in Anspruch. Sie erwuchs daher gleichzeitig mit den deutschen Königsrechten.⁴ Es kann sich also nur um den Erwerb der längst inhaltslos gewordenen Ehrenrechte des Kaisers, um seine ebenfalls inhaltslose Stellung als Vogt der römischen Kirche und seine auch noch nur dem Namen nach bestehende Herrschaft über die Stadt Rom handeln. Die Lehre der Kanonisten ging darüber, wie Hugelmann dartut, stark auseinander.⁵ Die amtliche päpstliche Auffassung hat den Erwerb dieser Rechte an die päpstliche Bestätigung geknüpft.⁶ Eike gar erst an die Krönung. An diesen Zeitpunkt knüpft er, wie Hugelmann selber zugeben muß, des Kaisers Exkommunikationsprivileg (Ld. 3. 57. 1) und somit gewiß auch die anderen kaiserlichen Rechte. Ob in der Anschauung Eikes ein Erzeugnis eigenen Nachdenkens, ob der Nachhall irgendeiner kanoni-

¹ Chron. reg. Col., Cont. I. SS. RR. Germ., ed. Waitz, 169.

² A. a. O. 174.

³ A. a. O. 398.

⁴ Schröder, Rechtsgeschichte⁹, 521. Erst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts nahmen die Päpste einen andern Standpunkt ein; vgl. Hugelmann, Zeitschr. Sav. kan. 9, 12 f.

⁵ Zeitschr. Sav. Rechtsg. germ. kan. 9, 3 f.

⁶ Hugelmann, Königswahl 128.

stischen Lehre, dann aber nicht derjenigen, welche den Erwerb dieser Rechte an die Wahl knüpfte, vorliegt, läßt sich gegenwärtig nicht entscheiden.

Wenn der Ssp. von einem eidlichen Gelöbniß des Königs vor der Weihe spricht (Ld. 3, 54, 2, Zeumer 145), so ist allerdings in der Regel nicht ein Eid, sondern nur ein Gelöbniß geleistet worden.¹ Die Formel muß Eike gekannt haben, denn es findet sich wörtliche Übereinstimmung:

Ssp. 3, 54, 2:

daz her recht sterke unde
krenke unrecht unde daz rîche
vorstâ an sime rechte, alse her
allerbest kan unde mach.

Krönungsgelöbniß: ²

Vis regnum tibi a deo concessum secundum iusticiam patrum tuorum regere et defendere? In quantum divino fultus adiutorio ac solatio omnium fidelium suorum valuerō, ita me per omnia fideliter acturum me promitto.

Aber es sind auch Eide vorgekommen. Otto IV. hat, wie die Fürsten seiner Partei dem Papste melden, vor der Krönung geschworen, die Rechte der römischen und aller anderen Kirchen getreulich zu wahren und den Untertanen des Reiches, besonders den aus ihren Besitzungen vertriebenen, Recht zu schaffen.³ Andere Zusagen, wie der Verzicht auf das Spolienrecht, folgten zugunsten seiner geistlichen Wähler. Eike mag von diesen Eiden, die später von Otto auf dem Braunschweiger Hoftage 1208 wiederholt wurden,⁴ gehört und sie mit dem Krönungsgelöbniß zusammengebracht haben.

Das Exkommunikationsprivileg des Kaisers (Ssp. Ld. 3, 57, 1, Zeumer 147) ist durch Eichmann auf seine Stichhältigkeit hin untersucht worden.⁵ Es hat sich ge-

¹ Waitz-Seeliger, Deutsche Verfassungsgeschichte 6², 216, 474. Vgl. aber Lambert, Chronica MM. SS. 5, 196.

² Waitz, Formeln der deutschen Königs- und der römischen Kaiserkrönung. Abhandlungen der k. Ges. d. Wiss. zu Göttingen 18, 34 f.

³ MM. Const. 12, 19.

⁴ MM. Deutsch. Chron. 2, 540, V. 6529 f.

⁵ Zeitschr. Sav. Rechtsg. kan. 1, 160 f; vgl. auch Hugelmann a. a. O. 54 f., dem zuzugeben ist, daß Eike eine Bannung des Kaisers durch

Sitzungsber. d. phil.-hist. Kl., 201. Bd., 4. — 5. Abb.

zeigt, daß ein solches Privileg nicht bestanden hat, daß wohl ähnliche Privilegien an fürstliche Personen erteilt worden sind, aber anderen Inhalts und niemals ein allgemeines für die Kaiser. Aus den von Hugelmann mitgeteilten Stellen ergibt sich, daß man vielfach die Meinung vertreten hat, der Kaiser dürfe nur wegen gewichtiger Gründe exkommuniziert werden. Zweimal ist dies zu Lebzeiten Eikes vorgekommen: Otto IV. und Friedrich II. sind exkommuniziert worden. Denn bei Philipp handelte es sich nur um die Frage, ob ein Exkommunizierter zum König gewählt werden könne. Gegen Otto ist die Exkommunikation verhängt worden, weil er die dem Papste gegebenen Versprechen gebrochen hatte, das Gut der Großgräfin Mathilde fürs Reich in Anspruch nahm, die päpstlichen Rekuperationen nicht mehr anerkennen wollte und ins Königreich Sizilien eingebrochen war.¹ Ganz anders lagen die Dinge bei Friedrich II. Er hatte bekanntlich bei seiner Krönung zu Aachen das Kreuz genommen und sich verpflichtet, zur festgesetzten Zeit den Kreuzzug anzutreten.² Dafür hatte er die Gemeinschaft mit der Kirche verhaftet, so daß ihn im Falle der Nichterfüllung die Exkommunikation treffen sollte. Da er nach der Ansicht Gregors IX. sein Gelöbnis nicht erfüllt hatte, sprach dieser über ihn die Exkommunikation aus. Friedrich bestritt dem Papste in keiner Weise das Recht, in dieser Weise vorzugehen. Was er leugnete war nur, daß er mit Recht getroffen sei, da er gültige Gründe für die Verzögerung der Erfüllung seines Versprechens geltend machte.

Ganz anders Otto IV. Er erklärte die Exkommunikation für ungültig, weil ohne gerechten Grund erfolgt. Eichmann³ hat auf ein Streitgedicht zwischen Rom und dem Papste Innocenz III. über die Gültigkeit der Exkommunikation Ottos aufmerksam gemacht, das mit der Appellation der Roma an das Konzil endet, wobei sogar die Absetzung des Papstes gefordert

Bischöfe nicht ausschließt. Aber die wird in Deutschland niemand gezeugnet haben. Eine Abhängigkeit des Ssp. von der Glossa ordinaria zum Dekret braucht deswegen nicht angenommen zu werden. Als Beispiel diene der Literatur die Exkommunikation des Kaisers Theodosius durch Bischof Ambrosius von Mailand.

¹ Winkelmann, Otto IV. 230 f., 248 f.

² MM. Const. 2, 107.

³ Zeitschr. Sav. Rechtsg. kan. 1, 173.

wird.¹ Das Gedicht war wohl bestimmt, in Kreisen der Anhänger Ottos verbreitet und vorgetragen zu werden. Wie bei Eike, wird im Gedicht die Exkommunikation des Kaisers auf drei Fälle beschränkt.² Schon Eichmann hat auf die Verwandtschaft dieser Stelle mit Ssp. 3, 57, 1, hingewiesen. Denn zwei Fälle stimmen: Vertreibung der Ehefrau und Häresie. Beim dritten aber gehen sie auseinander: Zerstörung einer Kirche oder, wie Eichmann meint, der Kirche durch Schisma bei Eike, verminderte Ehre des Reiches im Gedichte. Eike kann also nicht das Gedicht benützt haben, sie gehen vielmehr beide auf eine gemeinsame Quelle zurück. Otto hat seine Exkommunikation nicht ruhig hingenommen. Zu Frankfurt und Nürnberg brachte er die Sache vor den deutschen Fürsten zur Sprache.³ Sie hat weite Kreise gezogen. Auch Walther von der Vogelweide beklagt bitter das Vorgehen des Papstes:

*uns dunket eines sî gelogen,
zurô zungen stûnt unêbne in einem munde.⁴*

und ruft ihm ins Gedächtnis, wie er kürzlich noch bei der Krönung gesprochen habe:

swer dir fluoche, der sî verfluochet,

ja er schwingt sich zu den bitteren Worten auf:

*sie⁵ widerwûrkent sîniu⁶ werk und felschent sîniu wort.
sîn kameraere stilt im sînen himelbort,
sîn sîenaere mordet hie und roubet dort,
sîn hîrte ist zeinem wolre im worden under sînen schlafen.⁷*

¹ Leibnitz, *Scriptores rerum Brunswicensium* 2, 525 f.

² A. a. O. 530: Non nisi tres causae debent anathematis esse Induperatori: Coniux dimissa, minutus Imperialis honor, heresis. — Der Papst erkennt diese Behauptung an, erklärt aber den Fall verminderten kaiserlichen Ansehens durch den Eidbruch des Kaisers gegenüber der römischen Kirche für gegeben. Der Urheber des Gedichtes stellt somit seine Behauptung als unbestreitbar hin. Es ist ausgeschlossen, daß, wie Viktor Domeier, *Die Päpste als Richter über die Könige*, Unters. z. deutschen Staats- u. Rechtsg. 53, n. 1, meint, als Vorlage der Bericht Lamberts SS. 5, 196 f., über die Anklagen der Sachsen auf dem Tage von Gerstungen gegen Heinrich IV. gedient habe.

³ Chron. reg. Colon., Cont. 3, SS. RR. Germ. 232 zu 1211 und 1212.

⁴ Paul, *Gedichte Walthers* 115, Nr. 73, V. 22 f.

⁵ Die römischen Geistlichen.

⁶ Gottes.

⁷ A. a. O. 75, V. 7 f.

Sicherlich sind in diesem Streite außer den uns erhaltenen Gedichten noch andere Schriften für und wider verfaßt worden, ähnlich etwa dem *Dialogus inter clericum et laicum* vom Jahre 1205, Schriften, die wohl auch kanonistische Lehren wiederholten. Eine dieser Schriften ist im Streitgedicht der Roma mit dem Papste und durch Eike benützt worden. Dazu gab ja auch die Verhandlung vor dem vierten Laterankonzil über den Einspruch Ottos gegen seine Exkommunikation Anlaß. Die Geister sind dort so heftig aufeinandergeprallt, daß der Papst im allgemeinen Tumult die Sitzung schließen mußte.¹

Auch die Exkommunikation Friedrichs II. hat im Reiche das größte Aufsehen erregt und ist bitter beklagt worden. Ein leiser Tadel gegen das Vorgehen des Papstes klingt auch in der sächsischen Weltchronik wieder,² wenn sie erzählt, wie der Papst und der Patriarch von Jerusalem dem Kaiser in den Rücken gefallen sind und den Wiedergewinn des gelobten Landes zu verhindern suchten. Auch den Anlaß der Exkommunikation kennt sie wohl. Wäre der *Sachsenspiegel* nach dem Jahre 1228 verfaßt worden, so hätte dieser von der Exkommunikation Ottos so verschiedene Fall unbedingt berücksichtigt werden müssen.

Vielleicht darf auch darauf hingewiesen werden, daß der Dienst des Steigbügelhaltens, den der Kaiser dem Papste zu leisten hatte und den Eike im Eingang seines Rechtsbuches anführt (Ld. 1, 1), von Otto IV. bei seiner Kaiserkrönung geleistet und von mancher Seite besonders bemerkt worden ist.³

Mit den Bestimmungen des Ssp. über den Landfrieden (Ld. 2, 66—3, 2) hat sich Ferdinand Frensdorff beschäftigt.⁴ Er hat nachgewiesen, daß ein Landfriedensgesetz dafür die Vorlage geboten hat, daß aber keines der uns erhaltenen dem Inhalt des Ssp. völlig entspricht,⁵ weder der

¹ Ryccardi de San Germano Chronicon, ed. Gaudenzi, Monumenti Storici Neapolitani, Chronache Serie I, 3, 90 f.

² c. 373, MM. Deutsch. Chron. II, 1, 248.

³ Arnold Lub. Chron. 7, c. 19, MM. SS. 21, 249.

⁴ Nachrichten der k. Ges. d. Wiss. Göttingen, phil.-hist. Kl. 1894, 36 f.

⁵ A. a. O. 46 f.

Frankfurter von 1179,¹ noch der Landfrieden König Heinrichs (VII.),² am ehesten noch der sächsische von 1223 (oder 1221?). Auf ihm würde auch die Überschrift des Friedens im Sachsenspiegel: *den alten vrede, den die keiserliche gewalt gestedeget hevet deme lande to Sassen mit der guten knechte wilkore von dem lande* am ehesten, wenn auch nicht völlig zurückzuführen sein.³ Denn es fehlt im sächsischen Frieden die Zustimmung der Edlen, die sich im Landfrieden von 1179 findet. Dieser beruft sich auf Karl den Großen als den Begründer des Friedens. Auch die Vorlage des Ssp. hat höchstwahrscheinlich eine solche Berufung enthalten. Eike nennt Konstantin und Karl im prosaischen Vorwort als Gesetzgeber. Es ist nicht auffällig, wenn Karl in solchem Zusammenhange genannt wird, da Karl in der Überlieferung als Gesetzgeber fortlebte und man ihm so manche späteren Rechtssatzungen zugeschrieben hat, wie die *Constitutio de Expeditione Romana* und eben auch den Landfrieden. Auffallender ist die Nennung Konstantins. Ein auch nur halbwegs unterrichteter Jurist hätte da Justinian genannt, den ja auch die sächsische Weltchronik als Gesetzgeber hervorhebt. Auf keinen Fall ist daran zu denken, daß Eike etwa eine oder die andere Konstitution Konstantins aus dem *Codex Iustinianus* gekannt hat. Denn keine von ihnen ist so hervorstechend, daß sie in weiteren Kreisen bekannt gewesen wäre. Man könnte höchstens denken, daß Konstantin als der erste christliche Kaiser da genannt wäre. Aber auch das Mailänder Edikt ist dem Mittelalter nicht so geläufig gewesen, dagegen wohl die auf den Namen des Kaisers gefälschte *konstantinische Schenkung*. Und sie hat in der Tat Eike vorgelegen. Er streift sie zweimal in seinem Rechtsbuch, in Ld. 1, 1, wo er von der Pflicht des Steigbügelhaltens spricht, ohne aber hier des Konstantin zu gedenken, und ein zweites Mal mit ausdrücklicher Berufung auf sie in Ld. 3, 63, 1, wo er erzählt, daß Konstantin dem Papste Silvester das weltliche Gewerde zum geistlichen, nämlich den Sechzig-Schilling-Bann, verliehen habe. Eine sicher-

¹ MM. Const. 1, 277.

² MM. Const. 2, 280, 281, 284.

³ *Hee est forma pacis antique quam dominus imperator precepit renovari.*

und dieser selbst die Anweisung: *Etiam cum de immittenda ad nos eorum Throni sit la sede in Sep. n. et de hoc alioque non Throni non debemus vel deus davon. und der Papst sich verlorne und uns arken leicht ausstehen. und er unter dem Königsname gezeigete Kinner. Dann sind die Thronen stehen auf diese allen im Septem. wie es in der Bine Thron stehen steht zu führen zu führen et patientiam servat. und in der Konstantinischen Schenkung steht in der letzten von dieser ein Satz der mißverständlich als Verleihung im Königsname gehalten werden konnte. Der Kaiser verleiht nämlich dem Papste die kaiserlichen Insignien und Kleider darunter ebenfalls *porpream atque tunicae coeruleam et omnia imperialia insignia . . . conferentes eriam et imperialia septa. sinisque et cetera atque signa. banda eriam et diversa ornamenta imperialia* usw.¹ Diese kaiserlichen Banner hat Elke oder sein Gewährsmann für den Königsstamm gehalten und ist so zu seinem auffallenden Rechtsratze gekommen.*

Wenn aber Konstantin als Gesetzgeber in die Vorrede des Sep. gekommen ist, weil Elke ein unter seinem Namen laufendes Rechtsdenkmal benützt hat, so wird man das Gleiche wohl auch für Karl den Großen annehmen dürfen. Und da ist dann nur an einen Landfrieden zu denken, der wie der Frankfurter von 1179 sich als Erneuerung eines Gesetzes Karls des Großen ausgab. Die Landfrieden Friedrichs II. und Heinrichs (VII.) nennen, soweit sie erhalten sind, Karl nicht mehr². Wohl aber muß dies im Landfrieden Ottos IV. von 1208 geschehen sein. Der Friede selbst ist nicht mehr erhalten. Da aber die Kölner Königschronik in ihrer dritten Fortsetzung berichtet, daß Otto den Frieden beschworen, die ungerechten Zölle und Auflagen abgeschafft und alle Anordnungen Karls des Großen eingeschärft habe, so wird der Friede von 1208 sicherlich wie der von 1179 sich als Bestätigung eines Friedensgesetzes Karls des Großen gegeben haben. Aus der Benützung

¹ Zeitschr. Sav. kan. 7, 91, n. 2.

² Extrav. Comm. 1, 8, c. 1.

³ Zeumer, Festgaben für Rudolf Gneist 56.

⁴ Sie liegen allerdings nur in Auszügen ohne Titel und Publikationsformel vor.

dieses Gesetzes erklärt sich dann die Nennung Karls neben der Konstantins in dem Vorwort zum Ssp.¹

Es ist bereits oben auf das angebliche *Devolutionsrecht des Kaisers bei Besetzung von Reichsbistümern und Abteien* (Ld. 3, 59, 2) hingewiesen worden. Der Satz dankt vermutlich einer Verwechslung Eikes mit dem Recht des Kaisers, bei zwiespältigen Wahlen zu entscheiden, seine Entstehung. In solchem Falle ist in der Tat aber auch ein *Devolutionsrecht* geltend gemacht worden, so im Falle Cambrai von Friedrich I., der dem Domkapitel den Auftrag gab, den Peter, Sohn des Grafen von Flandern, zu wählen, da er es vorziehe, die freie Wahl zuzulassen, obwohl er ihn ernennen könne.² In anderen Fällen ist der Kaiser weniger rücksichtsvoll gewesen, wie bei 1184 in Trier.³ Auch Heinrich VI. hat in Lüttich: *Alberto Leodiense electo ibidem ex sententia episcoporum et principum amoto, eo quod non canonicè intrasset, Lotharium Bunnensem prepositum substituit.*⁴ Nicht minder eigenmächtig hat Philipp nach dem Tode des Erzbischofs Konrad, wie es scheint, dem Bischof Lupold von Worms gegen den Erwählten Siegfried von Eppenstein das Erzbistum Mainz verliehen.⁵ ein um so gewagterer Schritt, als Lupold schon Bischof war und Versetzung eines Bischofes im kanonischen Rechte verboten war.

Seitdem hatten Otto IV. und Friedrich II. dem Papste gegenüber die Freiheit der geistlichen Wahlen zugesagt⁶ und Friedrich II. auch in der *Confoederatio cum principibus ecclesiasticis* sie den geistlichen Fürsten verbrieft. Nunmehr konnte von einem *Devolutionsrechte* des Kaisers keine Rede mehr sein.

¹ Verloren ist ebenso ein Landfriede Philipps von 1207. *Chronie. reg. Colon.*, Cont. III. SS. RR. Germ. 224, und ein sächsischer Landfriede auf dem Hoftage zu Altenburg, Arnold Lub., *Chron. Slav.*, MM. SS. 21, 246.

² *MM. Const.* 1, 231, 233.

³ *Chron. reg. Colon.*, SS. RR. Germ., ed. Waitz, 133; vgl. Gustav Wolfram, Friedrich I. und das Wormser Konkordat 142 f.; Bernheim, *Investitur und Bischofswahlen im 11. und 12. Jahrhundert*, *Zeitschr. für Kirchengeschichte* 7, 321 f.

⁴ *A. a. O.* 155.

⁵ Es hatte allerdings eine Wahl stattgefunden: *Migne. Patrologia* 216, *Registr. de negot. imp.* 136.

⁶ *MM. Const.* 2, 31 und 46, 47.

Punkt eben im Grunde jede Interpretation ermöglicht, die
 in demselben oder überhaupt gefundenen Kaiser Willen
 zu erkennen ist, und es genügt, wenn man diesen und
 nicht diesen als unabweisbar im Einklang mit ja mit ihm
 verstanden werden kann, das ist es, was in der Sprache der
 Zeit vor allem die verschiedenen Erwägungen beherrschend
 gewesen und vom Teil von einem Einflusse abhängig.
 Aber wiederum, was man verstanden hat, ist der Einfluß. Man
 hat die Sache nicht verstanden, wenn man nicht der Vermutung
 über den Kaiser Willen gewahr wird. Es ist das nicht
 bestanden, was die Kaiser Willen erklären, wenn in
 dem einen oder einem auf Anderes zurückgegriffen würde.
 aber man ist nicht die Kaiser Willen, in jedenfalls all-
 bekannt waren und im ersten Einflusse gemacht haben, wie
 die Kaiser Willen Kaiser Friedrichs II. unberücksichtigt
 gelassen hat und nur auf Kaiser Friedrichs II. Rücksicht
 nimmt. Er gibt dann wirklich dem Einflusse, der weltver-
 lorenen, erst in seinen christlichen Zeugnissen vom Ausbruch des
 Deutsch-französischen Krieges 1870/71 erfahren hat, als längst
 der Frankfurter Friede geschlossen war. Man gehe nur den
 hergebrachten Ansatz des Rechtsbuches, der sich auf einen
 irrigen, von ihm selber zurückgenannten Ansatz Fickers
 stützt, auf und setze das Landrecht des Ssp. zwischen
 1210 und 1215 und das Befremdende wird verschwinden.
 Dazu nötigt aber, wie schon oben bemerkt, die Stelle im Ssp. 1.
 3. 3. die nicht lange nach 1215 entstanden sein kann und
 sich schon als Zusatz zur deutschen Fassung des Rechtsbuches
 gibt, aber einer ganzen Klasse von Handschriften, die einen
 ursprünglicheren Text bieten, fehlt.

Verzeichnis der in den Abhandlungen angeführten Stellen der deutschen Rechtsbücher.

Sachsenspiegel.

Reimvorrede 12 f.

Vorwort in Prosa 133 f.

Von der Herren Geburt 12.

Landrecht 1, 1,	132, 133.
„ 1, 3, 3	58, 64, 81, 136.
„ 1, 23, 3	43 n. 1.
„ 1, 25, 2	49.
„ 1, 25, 3	49.
„ 2, 31, 1	19.
„ 2, 66 f.	132.
„ 3, 2	132.
„ 3, 7, 8	120 n. 1.
„ 3, 44, 1	120.
„ 3, 44, 2	120.
„ 3, 52, 1 (Zeumer 143)	54, 57 n. 2, 100 n. 1, 122 f.
„ 3, 53, 1	120.
„ 3, 54, 2	129.
„ 3, 54, 3 (Zeumer 147)	121, 122, 129.
„ 3, 57, 1	69, 128 f., 131.
„ 3, 57, 2	57 n. 2, 85, 118, 123.
„ 3, 59, 2	84, 135.
„ 3, 63, 1	120 n. 1, 133.
„ 3, 63, 2	67, 68.
„ 3, 73, 2	116.
Lehenrecht 4, 2 (Zeumer 175)	57 n. 2, 118.
„ 12, 2	68.

Deutscher Spiegel.

6 59.
285 124.

Schwabenspiegel.

Landrecht 3 59.

Inhaltsangabe.

II.

Der Verfasser der sächsischen Weichronik 1.

Ursprung der Arbeiten 1. Der Personname Ekke von Reggow in der Einleitung 7. Der Verfasser der sächsischen Weichronik 8. Die Persönlichkeit des Verfassers 11. Ein Ekke-Verfasser der Weichronik 16. Der Verfasser am Ende 17. Seine Stellung im Reichsverband während der Wirren der 12. J. 18. Abgrenzung der Chronik nach Küssen 19. Interesse für kirchliche- und weltliche Geschichte 21. Ebenso für technische Errungenschaften 22. Politische Ansichten 22. Verhältnis zur Kirche 24. Ansichten über Besitz und Beschaffen der Geistlichkeit 26. Kirnische Anlagen des Verfassers 30. Zweck in der geschichtlichen Schenkung 31. Bildung des Verfassers 32. Keine Kenntnis der Bibel 34. Die Weichronik kein gelehrtes Werk 35. Übersetzung, weil in deutscher Sprache abgefaßt 36. Abdruck des Urtextes 39. Keine philosophische und staatsmännliche Aufzeichnung 40. Herabkunft der Arbeit 41. Die Chronik für das Lateinisch-lesende Publikum bestimmt 41. Lateinbildung 44. Ekke kein Schüler der Zisterzienser 45. Die Zisterzienser und die Annahme Jargenhecher 48. Ekke Mitglied einer Tugend- oder Stilleschule 50. Kenntnis von Rom 50. Rechtskenntnisse des Verfassers 51. Rechtsansprüche in Chronik und Sachsenspiegel 56. Irrtum des Verfassers über die kanonische Verwaltungsverfassung 58. Recht im Sachsenspiegel wieder 59. Kenntnisse des römischen Rechts 59.

III.

Der Sachsenspiegel und die Zeitgeschichte 63.

Zeitlicher Ansat des Sachsenspiegels in der Literatur 63. Meinung Fickers 64. Stellung der Literatur 65. Friedberg 66. Schröder 66. Eichmann 67. Ekke und Johannes Zenz Ekke 69. Ekkes Arbeitsweise 72. Kenntnis der Rechtsverfassung 73. Ekke und die benachbarten Fürstenhöfe 74. Stellung der sächsischen Fürsten im Tertiär 75. Der Sachsenspiegel und das IV. Laterankonzil 81. Ekkes Lehre über die Königswahl 85. Die electio communis nicht deutschen Ursprungs 87. Ekkes Grund für die Vorzugsteilung der Kurfürsten 91. Innocenz III. und die Königswahl 92. Die Königswahlen von 1169—1220 98. Die Wahl von 1220 104. Rangordnung bei der Königskur 107. Erste Synode Mainz 108. Erstkurrecht der anderen Kurfürsten 109. Vorrang der Träger der Erzämter 110. Ihr Hervortreten bei den Hoftagen 113. Im Sachsenspiegel die Wahlen vor 1220 berücksichtigt 115. Kurrecht des Königs von Böhmen 115. Zeugnisgedicht der Kurfürsten bei der Kaiserkrönung 118. Kaiserwahlen 119. Ekkes Nachrichten über die vier Weltreiche und die Unterwerfung der Deutschen durch die Römer 120. Erfordernisse für die Wählbarkeit zum König 121. Ausschließung eines Exkommunizierten 122. Königsweihe und Stuhlsetzung 122. Rechtliche Bedeutung der Kaiserweihe 125. Krönungszeit 129. Exkommunikationsprivileg des Kaisers 129. Steigbügelhalten 132. Landfrieden 132. Benützung der konstantinischen Schenkung im Ssp. 133. Kaiserliches Devolutionsrecht bei Bischofs- und Abtwahlen 125. Zusammenfassung 136.

Verzeichnis der in den Abhandlungen angeführten Stellen der deutschen Rechtsbücher 137.

Minor, J.: Studien zu Novalis. I. Zur Textkritik der Gedichte. 8°. 1911.	1.80
Much, R.: Der Name Germanen. 8°. 1920.	2.10
Mussafla, A.: Zur Kritik und Interpretation romanischer Texte. VI. 8°. 1902.	1.50
Pfalz, A.: Die Mundart des Marchfeldes. 8°. 1913.	2.10
— Suffigierung der Personalpronomina im Donaubayrischen. 8°. 1919.	1.20
— Die Überlieferung des Deutschenspiegels. 8°. 1919.	1.30
Pollak, H. W.: Phonetische Untersuchungen. I. Zur Schlußkadenz im deutschen Aussagesatz. 8°. 1911.	2.20
— — II. Akzent und Aktionsart. 8°. 1919.	0.60
— Proben schwedischer Sprache und Mundart. I. 8°. 1913.	2.10
Redlich, O., und Schönbach, A. E.: Des Gutolf von Heiligenkreuz Translatio s. Delicianae. 8°. 1908.	1.—
Richter, E.: Die Bedeutungsgeschichte der romanischen Wortsippe <i>bur(d)</i> . 8°. 1908.	3.40
Schlipper, J.: The Poems of Walter Kennedy, edited with introduction, various readings, and notes. 4°. 1901.	5.50
Schönbach, A. E.: Studien zur Geschichte der altdeutschen Predigt. I. Über Kelle's 'Speculum ecclesiae'. 8°. 1896.	2.20
— — II. Zeugnisse Bertholds von Regensburg zur Volkskunde. 8°. 1900.	3.40
— — III. Das Wirken Bertholds von Regensburg gegen die Ketzer. 8°. 1904.	3.30
— — IV. Die Überlieferung der Werke Bertholds von Regensburg. I. 8°. 1905.	4.70
— — V. Die Überlieferung der Werke Bertholds von Regensburg. II. 8°. 1906.	2.65
— — VI. Die Überlieferung der Werke Bertholds von Regensburg. III. 8°. 1906.	3.80
— Studien zur Geschichte der altdeutschen Predigt. VII. Über Leben, Bildung und Persönlichkeit Bertholds von Regensburg. I. 8°. 1907.	3.30
— — (Dasselbe.) II. 8°. 1907.	2.10
— Mitteilungen aus altdeutschen Handschriften. Siebentes Stück: Die Legende vom Engel und Waldbruder. 8°. 1901.	1.40
— — VIII. Seitenstettner Bruchstücke des jüngeren Titurel. 8°. 1904.	0.50
— — IX. Bruder Dietrich. Erbauliches in Prosa und Versen. 8°. 1907.	0.70
— — X. Die Regensburger Klarissenregel. 8°. 1909.	1.60
— Studien zur Erzählliteratur des Mittelalters. III. Die Legende vom Erzbischof Udo von Magdeburg. 8°. 1901.	2.—
— — IV. Ueber Caesarius von Heisterbach. I. 8°. 1902.	2.20
— — V. Die Geschichte des Rudolf von Schlüsselberg. 8°. 1902.	1.90
— — VI. Des Nikolaus Schlegel Beschreibung des Hostienwunders zu Münster in Graubünden. 8°. 1907.	1.65
— Studien zur Erzählliteratur des Mittelalters. VII. Ueber Caesarius von Heisterbach. II. 8°. 1908.	1.25
— VIII. Ueber Caesarius von Heisterbach. III. 8°. 1909.	2.05

Schönbach, A. E.: Beiträge zur Erklärung altdeutscher Dichtwerke. II. Walther von der Vogelweide. 8°. 1902.	2.10
— — III. Die Sprüche des Bruder Wernher. I. 8°. 1904.	2.—
— — IV. Die Sprüche des Bruder Wernher. II. 8°. 1905.	2.40
— Ueber einige Evangelienkommentare des Mittelalters. 8°. 1903.	3.80
— Ober Gutolf von Heiligenkreuz. Untersuchungen und Texte. 8°. 1905.	2.70
— Über Hermann von Reun. 8°. 1905.	1.20
Schroeder, L. v.: Germanische Elben und Götter beim Esthenvolke. 8°. 1906.	2.20
— Die Wurzeln der Sage vom heiligen Gral. 8°. 1910 (2. Aufl. 1911).	2.30
Schürer, F.: Romagnolische Dialektstudien. I. 8°. 1919.	4.—
— II. 8°. 1920.	6.50
Schuehardt, H.: Die iberische Deklination. 8°. 1907.	1.80
— Berberische Hiatusstilgung. 8°. 1916.	1.80
— Die romanischen Lehnwörter im Berberischen. 8°. 1919.	2.20
Seemüller, J.: Zur Kritik der Königsfelder Chronik. 8°. 1904.	0.90
— Deutsche Mundarten. I. 8°. 1908.	0.70
— II. 8°. 1909.	0.90
— III. 8°. 1911.	1.50
— V. 8°. 1918.	2.10
Singer, S.: Wolframs Stil und der Stoff des Parsival. 8°. 1916.	3.—
Stalzer, J.: Die Reichenauer Glossen der Handschrift Karlsruhe 115. 8°. 1906.	4.—
Steinhauser, W.: Beiträge zur Kunde der bayerisch-österreichischen Mundarten. II. Heft. 8°. 1922.	2.40
Vivell, C.: Commentarius anonymus in micrologum Guidonis Aretini. 8°. 1917.	2.40
— Frutolfi Breviarium de musica et Tonarius. 8°. 1919.	7.20
Waschnittius, V.: Perht, Holda und verwandte Gestalten. 8°. 1913.	4.70
Wellesz, E.: Die Ballett-Suiten von Johann Heinrich und Anton Andreas Schmelzer. Ein Beitrag zur Geschichte der Musik am österreichischen Hofe im 17. Jahrhundert. 8°. 1915.	2.10
Werner, H.: Die melodische Erfindung im frühen Kindesalter. 8°. 1917.	2.60
Winkler, E.: Französische Dichter des Mittelalters. I. Vaillant. 8°. 1917.	1.70
— II. Marie de France. 8°. 1919.	3.40
Zallinger, O.: Die Eheschließung im Nibelungenlied und in der Gudrun. 8°. 1923.	1.80

Durch die Auslieferungsstelle der Akademie der Wissenschaften in Wien (Wien, I., Graben Nr. 27/28, Passage) zu beziehen. Die beigefügten Zahlen stellen die Grundpreise dar.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
GRADUATE LIBRARY

DATE DUE

~~SERIAL~~

AUG 23 1976

~~SERIAL~~

FEB - 3 1977

APR 16 1977

